

Ueli Mäder

68 – was bleibt?

Rotpunktverlag.

Der Verlag dankt der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia
für die Unterstützung.

prohelvetia

Der Rotpunktverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem
Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

© 2018 Rotpunktverlag, Zürich
www.rotpunktverlag.ch

Umschlag: Oliver Vischer, Vischer Vettiger Hartmann AG, Basel,
unter Verwendung einer Fotografie von Claude Giger, Basel

Bildteil und Vorsatz: Claude Giger, Basel;

Mitarbeit: Dominik Labhardt

Layout und Satz: Patrizia Grab

Bildbearbeitung: Widmer & Fluri, Zürich

Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza

ISBN 978-3-85869-774-5

1. Auflage 2018

Dieser Titel ist auch als E-Book erhältlich.

Dieses PDF ist Eigentum des Rotpunktverlags
und nur für den persönlichen Gebrauch bestimmt

Inhalt

7 Einleitung

1 Annäherung

9 Fragen, Thesen und Zugänge 11 Forschungsstand: schon alles gesagt? 15 Lange Vorgeschichte 20 Expo 64 und nonkonforme *Neutralität* 23 «Wir passten unter keinen Helm» 26 Breite Bewegung

2 Proteste in aller Welt

30 Globaler Kontext – Überblick 34 USA: Bürgerrechte, Vietnamkrieg und Kampf um den Mond 38 Aufbruch im Osten: Prager Frühling 40 Trikontinent: Bewegung der Blockfreien 43 Kein Frieden im Nahen Osten 46 Barrikaden im Pariser Quartier Latin 49 Bundesrepublik: Das Schweigen brechen 57 Wiener Happenings 59 «Unterwegs notiert» 63 Gleichzeitig ungleichzeitig

3 Aufbruch in der Schweiz

66 Momente des Aufbruchs – Überblick 67 Von der Basler Arena zum Aargauer Ziegelrain 80 Zürcher Republik Bunker, Zuger Alternative 91 US-General in Bern und Bieler Avantgarde 97 Jura dekolonisiert, Solothurn weiter kultiviert 105 Waadt, Neuenburg und Genf spüren vor 107 Im Innern der Schweiz 112 Rote Herzen in St. Gallen und «Ab in die Zell» 118 Heimatliches Thurgau und Schaffhausen 128 Viva Graubünden und «Öko-Terrorismus» 133 Kritisches Oberwallis 135 Aufbruch im Tessin 140 Über urbane Zentren hinaus

4 Biografische Notizen

144 Soziale Herkunft 147 Motivation 152 Haltung und Engagement 157 Brüche 167 Kontinuität und Wandel 176 Beruflich ambitioniert 179 Sozial ungleich 183 Gewöhnlich außergewöhnlich 187 Selbstreflexiv 190 Widersprüche zulassen 193 Arriviert, resigniert, zornig

5 Projekte und Debatten

195 «68 war ein Fest der Kreativität» **197** Solidarität mit der «Dritten Welt» **202** Frauenbewegung, Frauenprojekte und Geschlechterverhältnisse **212** Friedens- und Anti-Atom-Bewegung **220** Selbstverwaltung und genossenschaftliche Ansätze **226** Trampen, Drogen und Widerstand **230** Anti-autoritäre Erziehung **241** Popmusik und Politsongs **251** Film, Fotografie, Literatur **256** Medien berichten **265** Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit **270** Demokratische Psychiatrie **275** Denknetz **278** Institutionelle Politik **285** Etabliert

6 Theoretische Bezüge

287 «Das Ende der Biederkeit» **292** Auf den Spuren der Kritischen Theorie **295** Aufrecht gehen **300** Situationistische Internationale **303** Politische Philosophie der Praxis **307** Normativ fundiert

7 Was bleibt?

310 Kultureller und politischer Aufbruch **314** Doppeltes Erbe **320** Widerständige Energie **323** Konkrete Utopien **326** Aufbegehren **327** Eigenwillig angepasst **333** Und jetzt?

337 Dank

Anhang

339 Artikel, Bücher, Dokumente **354** Eigene Interviews **356** Abkürzungsverzeichnis **359** Bildlegenden **362** Personenregister

Einleitung

1968 zählte die Schweiz rund sechs Millionen Einwohnerinnen und Einwohner, drei Millionen Haushalte und eine Million Fernsehgeräte. Die «Tagesschau» berichtete über Kriege, Mondlandung und Pandabären. Weltweit nahmen politische Proteste zu, auch in der Schweiz. 1967 blieb die Sozialdemokratische Partei bei den Parlamentswahlen mit 23,5 Prozent der Stimmen die stärkste Partei, knapp vor den Freisinnigen und der Christlichen Volkspartei, die in ländlichen Regionen am meisten Zuspruch hatte. Die Schweizerische Volkspartei, die heute fast ein Drittel der Stimmenden auf sich vereint, gab es noch nicht. Ihre Vorläuferin, die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, erhielt 11 Prozent, die Partei der Arbeit 2,9 Prozent.

Am 13. Juni 1968 forderten Demonstrierende in Zürich ein autonomes Jugendzentrum. Es kam zu Ausschreitungen. Sie gelten als Anfang der Schweizer 68er-Bewegung, wenngleich es schon vorher und in verschiedenen Landesregionen Anzeichen für den Aufbruch gegeben hatte. «Wehret den Anfängen!», titelte die *Neue Zürcher Zeitung* am 17. Juni 1968 nach den Unruhen. Sie fragte: «Wie stünde es übrigens um Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit, wenn man irgendwelchen Gruppen, nur weil sie mit Krawall drohen und dafür in Blättern, die sich zu allem und jedem «neutral» verhalten, die nötige Publizität im Voraus bekommen?» In der «Bürgerschaft» steige, so die NZZ, der Unmut über das Treiben der «Provokationsgrüpplein», die Toleranz schwinde. Am 9. Mai 1968 demonstrierten in der Schweiz bereits 50 000 Bürgerinnen und Bürger gegen den Vietnamkrieg. (Levy

1984:205) Und am 22. August 1968 protestierten Zehntausende gegen den sowjetischen Einmarsch in der Tschechoslowakei.

Der «kommunistische Osten» und der «freiheitliche Westen» führten einen Kalten Krieg. Der Schweizer Bundesrat wollte möglichst neutral sein, polarisierte aber mit. Er verteilte 1969 an alle Haushalte das *Zivilverteidigungsbuch*, das vor der roten Gefahr im Ausland und den «bunten Vögeln» daheim warnte. Das Fernsehen strahlte nun farbig aus. Schwarz-Weiß schien passé. Der Historiker Eric Hobsbawm (1917–2012) betrachtete die Transformation der visuellen Kommunikation im «Zeitalter der Extreme» (1995) als bedeutende Rahmenbedingung des 68er-Aufbruchs, zusammen mit der Prosperität der Nachkriegszeit, der Konsumgesellschaft und der Entdeckung der Jugend (und ihres ökonomischen Potenzials).

1

Annäherung

Die 68er-Bewegung in der Schweiz konzentriert sich, eng gefasst, auf die Jahre 1967 bis 1969; die Betrachtung lässt sich aber auch ausweiten. Das Bewusstsein einer 68er-Bewegung popularisierte sich jedenfalls erst in den Jahren danach. Dieses Buch geht der Frage nach, was den 68er-Aufbruch auslöste, was ihn kennzeichnete und was daraus geworden ist. Rund hundert 68er-Biografien führen auf die Spur. Sie erinnern an einzelne Ereignisse, Debatten und Projekte. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erhellen, neben ausgewählten Dokumenten, was den Aufbruch prägte.

Jedes Kapitel enthält ein ausführlicheres Porträt und eine kurze Synthese. Die biografischen Notizen dokumentieren – teils in Auszügen, teils ausführlicher – das breite Spektrum. Sie veranschaulichen, was sich auf dem Feld der Politik, der Kultur, der Medien und der Wissenschaft ereignete. Die Auszüge aus Biografien sind vorwiegend thematisch verortet. Sie vermitteln einen Einblick in Selbstverständnisse, vielfältige Engagements und bewegte Zeiten. Globale und gesellschaftliche Kontexte rahmen die einzelnen Berichte und Ereignisse.

Fragen, Thesen und Zugänge

Der 68er-Aufbruch brachte kulturell viel, aber politisch wenig. So lautet eine gängige Antwort auf die Frage nach der Wirkung von 68. Zu Recht? Was ist zum Beispiel mit dem Frauenstimmrecht, das in der Schweiz 1971 eingeführt wurde – eine Folge von 68? Die einen lassen 1968 hoch-

leben; andere verbinden das «verflixte Jahr» mit dem «Zerfall von Sitte, Familie und Disziplin». Ich frage also: Wie kam es zur 68er-Bewegung? Was kennzeichnete sie? Und was bewirkte sie? Einige Hinweise finden sich im Werdegang von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Dabei interessiert auch: Wo stehen sie heute, die ehemaligen «Revoluzzer»? Sind sie resigniert oder weiter engagiert? Und was geben sie heutigen Jugendlichen auf den Weg?

Ich gehe von vier einfachen Annahmen aus. *Erstens*: Der 68er-Aufbruch reagierte, von Utopien inspiriert, auf autoritäre Strukturen, bürokratische Zwänge und konsumistisches Verhalten. *Zweitens*: Der 68er-Aufbruch kontrastierte etablierte Gewohnheiten. Er trug dazu bei, eng geführte Traditionen aufzubrechen und gesellschaftliche Einrichtungen zu demokratisieren. *Drittens*: Die 68er-Bewegung schwächte sich über ideologische Verhärtungen selbst. Sie bleibt aber bis heute über Folgeprojekte und engagierte Personen wirksam. *Viertens*: Heutige Jugendliche orientieren sich, von pluralistischen Sozialstrukturen geprägt, an politischen Identitäten, die Widersprüche zulassen und neue soziale Verbindlichkeiten suchen. Soweit die (Vor-)Annahmen. Sie relativieren und differenzieren sich im Verlauf der Arbeit. Globale Entwicklungen rahmen den Fokus auf die Schweiz. Theoretische Bezüge inspirieren methodologische und analytische Reflexionen.

Was Erzählende berichten, konstruieren sie immer auch selbst. Frigga Haug (1990) hat sich mit der Erinnerungsarbeit auseinandergesetzt und bezieht sich in unserem Gespräch (siehe Quellen) in Berlin auf den Schriftsteller Peter Weiss. Dieser hielt dafür, sich bewusst zu sein, dass wir die Herrschaft, von der wir uns emanzipieren wollen, auch in uns tragen. Und die Schriftstellerin Friederike Kretzen (Richard 2017: 13) erinnert uns daran, wie trügerisch die Erinnerung ist und dass wir uns an nichts stärker erinnern als an die Sehnsucht. Die Sehnsucht übersteige aber, was wir sind. Träume sind demnach keine Schäume. «Sie bergen Tagesreste, die warten.»

In der vorliegenden Arbeit kommen viele Menschen zu Wort. Sie erzählen, was sie mit 68 verbindet. Biografische Angaben ergänzen die Erfahrungen, Erinnerungen und Wahrnehmungen. Sie weisen vor allem auf Aktivitäten und Haltungen hin und werden den Porträtierten nie gerecht. Ich habe bei den rund hundert mündlichen Interviews mehrheitlich politisch Engagierte berücksichtigt. «Sind für Sie nur die politisch Engagier-

ten die wirklichen 68er?», hat mich Jürg Marquard, der Gründer des *Pop*-Magazins, gefragt. Auch der Musiker Hardy Hepp hat mich auf die Gefahr hingewiesen, «als politischer 68er die Bedeutung der Kultur zu unterschätzen». Ich habe versucht, diese Einwände zu berücksichtigen und auch auf ein ausgewogenes Verhältnis der Geschlechter zu achten. Ein Drittel der Interviewten habe ich nach regionaler Herkunft, politischer Orientierung, beruflicher Tätigkeit und kulturellem Engagement ausgewählt. Weitere Gespräche ergaben sich über ein Schneeballverfahren. Diejenigen Personen, die ausführlicher porträtiert werden, stehen für verschiedene inhaltliche Bereiche, Gruppierungen und Sichtweisen. Andere, die hier nur kürzer vorgestellt werden, wären dafür ebenso infrage gekommen. Wobei jede «Kategorie» – wie «politisch Autonome» oder «Etablierte» – auch in sich heterogen ist. Gesamthaft bringen sie Facetten und Bedeutungen des 68er-Aufbruchs zum Vorschein. Besonders interessiert, was Einzelne motiviert, sich zu engagieren, welche Bedeutung der 68er-Aufbruch für sie persönlich beziehungsweise gesellschaftlich hatte und was sie kommenden Generationen auf den Weg geben.

Forschungsstand: schon alles gesagt?

«Ich bin zwar ein «echter 68er», da ich von 1964 bis 1969 in Berlin studiert und gearbeitet habe und einiges mitgekriegt und miterlebt habe», teilt mir der emeritierte ETH-Professor Ivars Udris mit. Er wisse allerdings nicht, was er zur 68er-Bewegung noch Relevantes sagen könne; alles sei doch längst bekannt. Ist tatsächlich schon alles gesagt?

Zu 1968 gibt es viel Basis- und Sekundärliteratur (Schäfer 2015). *Der eindimensionale Mensch* gilt als Schlüsselwerk. Herbert Marcuse (1964/1967) analysiert darin ein technokratisches Denken, das die Wissenschaft durchdringe, die wiederum viel Herrschaftswissen reproduziere. Vom Psychiater Frantz Fanon aus Martinique stammt *Die Verdammten dieser Erde*. Die Originalfassung erschien wenige Tage vor seinem Tod im Dezember 1961. Fanon kritisierte neue Übereinkünfte zwischen lokalen Bourgeoisien und ehemaligen Kolonialmächten. Der französische Philosoph Jean-Paul Sartre verfasste das Vorwort. Die Meinungen über das Werk sind geteilt; für Wolfgang Kraushaar (1998) heroisierte Fanon die Gewalt, für den politisch autonom orientierten Dieter Drüssel diskutierte er sie stimmig. Im Bestseller

Summerhill postulierte Alexander Sutherland Neill (1969) eine freiheitliche Erziehung ohne Angst, Zwang und Schuldgefühle. Gunnar Hinck (2012) kritisierte indes, wie «die 68er» das Anti-autoritäre überhöhten. Klaus Rainer Röhl (1994) warf ihnen vor, Lebenslügen zu vertuschen. Der Herausgeber der Zeitschrift *Konkret* ironisierte Hoffnungen auf einen utopischen Sozialismus, die er zusammen mit seiner früheren Partnerin Ulrike Meinhof selbst verbreitete. Sie gehörte 1968 zu den Autorinnen, wechselte 1970 zur Roten Armee Fraktion und kam 1976 im Gefängnis Stammheim um.

Die Personen, die in diesem Buch zu Wort kommen, haben unterschiedliche Bezüge zur 68er-Bewegung. Im Vordergrund stehen Interviews mit direkt Beteiligten, Literatur und Dokumente. Georg Pfäfflin hat mir ein persönliches Bild von Gudrun Ensslin vermittelt, das ihre Biografin Ingeborg Gleichauf (2017) aus distanzierter Perspektive ergänzt hat. Pfäfflin war mit dem gleichen Schüleraustauschprogramm wie Gudrun Ensslin in den USA, studierte die ersten Semester wie sie in Tübingen. Dort begegneten sie sich in Vorlesungen von Professor Walter Jens. Dokumente, die immer wieder neu auftauchen, tragen ebenfalls dazu bei, Sichtweisen zu erweitern und zu schärfen. Alexander Gallus (2017:6) hat beispielsweise Auszüge aus der Bewerbung Gudrun Ensslins bei der Studienstiftung des deutschen Volkes analysiert und auf diese Weise wenig bekannte Aspekte erhellt. Und so ist es auch mit der Geschichte der 68er-Bewegungen. Sie ist noch längst nicht zu Ende erzählt. (Busche 2003: 49)

Der Zürcher Rotpunktverlag veröffentlichte 1979 bereits einen *Zwüschehalt*. (Arnold et al.) Das Buch enthält «13 Erfahrungsberichte aus der Schweizer Neuen Linken». Verena Keller hat darin beschrieben, wie «aufgeräumt» sie vor ihrem Engagement in der Theaterwelt in einer netten Wohngemeinschaft in Kilchberg lebte. Ihre Darstellung kontrastiert «gängige Bilder» von Kommunen. Franz Rueb hat im *Zwüschehalt* erzählt, wie er aus der Zürcher Politszene an die Berliner Theaterbühne wechselte. Vier Jahrzehnte später fielen ihm dazu in unserem Gespräch neue Begebenheiten ein.

Zum 40-Jahre-Jubiläum von 1968 haben Erika Hebeisen, Elisabeth Joris und Angela Zimmermann bereits *Kollektive Aufbrüche ins Ungewisse* (2008) publiziert. Was daraus geworden ist, veranschaulicht unter anderem die immer noch bestehende Alternative Fußball-Liga. Bernhard C. Schär und Mitherausgeber/

innen erinnerten an *Bern 68* (2008). Sie beschrieben die 68er-Bewegung als vorwiegend kulturelle und unfreiwillige Avantgarde der kapitalistischen Konsumgesellschaft.

«Wir sind wenige, aber wir sind alle», hat der Ethnologe und Kulturschaffende Heinz Nigg seine *Biografien aus der 68er Generation* (2008) betitelt. Diese vermitteln, wie die 68er-Bewegung experimentierte; die Porträtierten wichen von traditionellen Lebensentwürfen und Berufslaufbahnen ab und repräsentieren vielfältige Gruppierungen. Die Alt-Bundesrätin Ruth Dreifuss repräsentiert eine erste Kategorie «Rot und grün». Sie beschreibt, wie die 68er-Bewegung das Alltagsleben und unsere Gesellschaft verändert hat. Zur zweiten Kategorie «Kunst und Freiheit» gehört der Filmmacher Fredi M. Murer: «Kunst musste plötzlich gesellschaftlich und politisch relevant sein.» Die dritte Gruppe vertritt der Historiker Jo Lang «im Andenken an Che». Das «Kollektive Gedächtnis» heißt eine vierte Gruppe mit der Archivarin Marianne Enkell. Für sie ist 1968 ein entscheidender Wendepunkt für die Renaissance anarchistischen Gemeinschaftsdenkens. Für den «Wandel von Mentalität und Sitten» steht die fünfte Gruppe mit dem Psychiater Berthold Rothschild. Er betont die Impulse für sexuelle Befreiungen, antiautoritäre Haltungen, Zivilcourage und Geschlechterfragen. Zur sechsten Gruppe «Autonomia operaia» zählt Aktivist Giorgio Bellini. Er hofft auf die autonome Politik der Werktätigen. Zur siebten Gruppe «Brachland» betont die Präsidentin von Pro Natura, Silva Semadeni, wie die 68er-Bewegung das Lokale und Globale verknüpft. Für die achte Gruppe, «Die Progressiven», dokumentiert die ehemalige POCH-Nationalrätin Ruth Mascarin den Wandel von der außerparlamentarischen Opposition zur institutionellen Politik. Für die neunte Kategorie kritisiert die Psychotherapeutin Aiha Zemp, wie die 68er-Bewegung Menschen mit einer Behinderung vernachlässigte. Für die zehnte Kategorie «Nichtregierungsorganisationen» verkörpert Peter Niggli die Solidarität der 68er-Bewegung mit unterdrückten Völkern. Die elfte Kategorie «Underground, Pop und Bolo'bolo» vertritt der (im Juli 2017 verstorbene) Musiker Polo Hofer. Die Gliederung von Heinz Nigg rekurriert auf Tätigkeiten und politische Verortungen. Sein Buch vermittelt einen wertvollen Einblick in unterschiedliche Biografien.

Damir Skenderovic und Christina Späti beschrieben ebenfalls *Die 1968er-Jahre in der Schweiz* (2013). Sie thematisier-

ten die «Ruhe und Unruhe vor dem Sturm», Transnationales, verschiedene Deutungsmuster, die Zersplitterung und den Rückzug: In den 1950er- und 1960er-Jahren führte der Wirtschaftsboom zum Ausbau von Wohlstand und Massenkonsum. Protestbewegungen machten sich in den USA, in Deutschland und in Frankreich früh bemerkbar. Sie waren den Schweizer Autoritäten eine Warnung. In der französisch- und der italienischsprachigen Schweiz konzentrierten sich Aktivitäten auf die betriebliche Mitbestimmung und Verkürzung der Arbeitszeit. In den Deutschschweizer Städten Basel, Bern und Zürich fanden Aktionen nun öfter auf Straßen statt. Zentrale Anliegen waren öffentliche Verkehrsmittel, Jugendzentren und die Arbeitsmigration. Zu Beginn der 1970er-Jahre entstanden neue Gruppierungen, die miteinander rivalisierten. Mythen verklären (gegen-)kulturelle Projekte der 1968er-Bewegung, die laut Skenderovic und Späti (ebd.) noch zu wenig erforscht ist.

Der Historische Verein des Kantons St. Gallen hat den regional vertiefenden Band *Aufbruch – Neue soziale Bewegungen in der Ostschweiz* (2016) veröffentlicht, Werner Caviezel das Buch *68er-Bewegung in Graubünden, Erinnerungen und Erlebnisse* (2017). Er fragt, was in Graubünden geschah – wer war dabei, was war das Besondere? – und lässt ehemalige Mitstreitende erhellende Anekdoten erzählen. Samuel Geiser, Bernhard Giger, Rita Jost und Heidi Kronenberg haben das Buch *Revolte, Rausch und Razzien – Neunzehn 68er blicken zurück* (2018) publiziert. Die stimmig Porträtierten blicken auf bewegte 68er-Zeiten zurück. Sie erhellen kulturelle Bereiche, die das Berner Historische Museum von November 2017 bis Juni 2018 in einer eindrücklichen Ausstellung veranschaulicht hat. Die Berner 68er-Bewegung beschreibt auch Georg Weber in *Rebellion unter Laubenbögen* (2017). Von Beat Grossrieder ist ferner *Das Jahr mit den Blumen im Haar. Der Summer of Love 1967 in Zürich* (2018) erschienen.

Das Jahr der Träume (2017) hat auch Benedikt Weibel aufleben lassen. Der langjährige Generaldirektor der Schweizerischen Bundesbahnen verhehlt dabei keineswegs seine frühere Neigung zum Anarchismus. Benedikt Weibel erlebte die 68er-Zeit stark hedonistisch geprägt. Er trat 1972 der SP bei. Zögerliche Annäherungsversuche an die POCH schreckten ihn eher ab. Heute gibt es für ihn rationale Gründe, «für eine gerechte Ungleichheit» zu sorgen (2017: 179). Sein Buch ist, selbst erklärt, eine Bestandsaufnahme. Weibel beschreibt, was passiert ist. Der

musikalische Aufbruch stand am Anfang. Und dauerte lange. Der politische Aufbruch kam nach seiner Einschätzung deutlich später.

Erika Hebeisen, Gisela Hürlimann und Regula Schmid haben ferner in *Reformen jenseits der Revolte – Zürich in den langen Sechzigern* (2018) die Vorgeschichte betont: Wichtig waren die italienische Migration, die Verkehrspolitik, die Bildungsreformen, Frauen, die Film- und Musikszenen, die Medien, die Ethnopschoanalyse sowie die Antiatom- und Friedensbewegung. Das Spektrum ist breit und reicht weit über einzelne Ereignisse wie den Globuskrawall hinaus. Der Herausgeberin Erika Hebeisen sind «konkrete Veränderungen wichtig, die vielleicht nicht sehr spektakulär daherkommen, aber gesellschaftlich etwas Weiterführendes bewirken».

Lange Vorgeschichte

Die 68er-Bewegung hatte eine Vorgeschichte und sie war heterogen. An vielen Protesten beteiligten sich relativ wenig Jugendliche – wie bei der «Halbstarken-Generation» anno 58, die Heinz Bude (1995:52) als «Kriegskindheit» darstellt. Damals kamen in England bereits friedliche Ostermärsche auf, die sich gegen das atomare Aufrüsten wandten. Ab 1963 protestierten in Deutschland und in der Schweiz ebenfalls soziale Bewegungen gegen nukleare Waffen. (Etzemüller 2005:69) Aber auch der Widerstand in mehreren Schweizer Städten gegen höhere Preise für die Straßenbahn gehört zur Vorgeschichte von 1968.

1968 verdichteten sich weltweit die Proteste. Der wirtschaftliche Aufschwung beförderte nach dem Zweiten Weltkrieg die Gleichzeitigkeit vieler Ereignisse. (Ebbinghaus 2009:10) Alternativ Orientierte und zivil Couragierte bildeten eine «plurale Einheit». Der gesellschaftliche und persönliche Aufbruch bedingte sich gegenseitig. Ein Beispiel ist das Konkubinat, das zu dem Zeitpunkt noch mehrere Kantone untersagten. Das «Familienoberhaupt» musste die berufliche Tätigkeit der Ehefrau genehmigen. «Von der Zustimmung des Gatten hing auch das eigene Bankkonto ab», berichtete Helmut Hubacher, der frühere Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Seine Frau übernahm 1983 das Restaurant Maxim in Basel. Für die Konzession und das Bankkonto brauchte sie die Unterschrift des Ehemanns. Und Otmar Hersche, einst Chefredaktor der Inner-

schweizer Zeitung *Vaterland*, erzählte von konfessionellen Querelen und davon, wie seine protestantische Frau wenigstens zum Katholizismus konvertieren musste, bevor sie ihn ehelichen konnte. Die Juristin Iris von Roten trat in *Frauen im Laufgitter* (1958) schon zehn Jahre vor 1968 dafür ein, endlich das Frauenstimmrecht einzuführen.

«Helvetisches
Malaise»

Der Historiker Georg Kreis (2008a: 340) zählt zu jenen, die die 68er-Bewegung inspirierten. In unserem Gespräch erinnert er sich ebenfalls an «Vorgeschichten zur Gegenwart», zu denen er schon viel publiziert hat, etwa zur Verlagerung vom Individuellen zum Gesellschaftlichen, die sich in der Literatur jener Zeit ankündigte. Inspiration für die 68er waren in seinen Augen auch «Wissenschaftler, die ruhig und bedacht agierten und nicht gleich auf die Barrikaden stiegen». Zum Beispiel der Astronomieprofessor Uli W. Steinlin (1927–2015), den die Universität Basel 1968 berief. Steinlin kritisierte in seiner Streitschrift *Hochschule wohin?* (1962) die «borniert hierarchisierte Ordinarienuniversität». Er plädierte für mehr Teamwork und dafür, soziale Gefälle abzubauen. Sein langjähriger Mitarbeiter und Nachfolger Roland Buser hält diese Sicht für «sehr aktuell». Auch heute gebe es noch viel Personenkult und Autoritätsgläubigkeit; sogenannte Bildung diene in einem «völlig überhitzten Wettbewerb um gesellschaftliche Anerkennung» vornehmlich dazu, «das eigene Prestige zu fördern». Selbst für die Uni-Leitung gelte de facto als oberstes Prinzip das «Horten und Vermarkten von Wissen als Ware».

Georg Kreis erwähnt auch Max Imboden, den ehemaligen Rektor der Universität Basel, als geistigen Vater der 68er-Bewegung. Der Professor für Staatsrecht legte 1964 in seiner Schrift *Helvetisches Malaise* dar, wie die Schweiz von einer revolutionären Nation im 19. Jahrhundert zu einer der konservativsten der Welt wurde. Dieter Imboden, der ehemalige Direktor des Schweizerischen Nationalfonds, betrachtet die Publikation seines Vaters als «Weckruf»; Max Imboden habe befürchtet, dass die vormals berechnete Reduit-Idee nach dem Krieg eine Anpassung an die technologischen Erneuerungen verhindern könnte. Um die Schweiz weiterzuentwickeln, skizzierte Max Imboden mit Studierenden *Die Bundesverfassung – wie sie sein könnte* (1959). Er vereinigte zwei Überzeugungen, die er laut Dieter Imboden

«auch in seinem eigenen Leben nicht immer ohne Widersprüche unter einen Hut brachte»: den Liberalismus und die Treue zum Staat. Liberalismus bedeutete für ihn ein kritisches Denken, das bis zum zivilen Ungehorsam reichen konnte. Als Student organisierte Max Imboden im Jahr 1938 für die Zürcher Studentenschaft den ersten großen Protestmarsch gegen Nazi-Deutschland. Als Rektor der Universität Basel unterstützte er 1964 auch eine Protestaktion von Studierenden für eine Mensa. Imboden baute auf die Fähigkeit des Staates, sich demokratisch weiterzuentwickeln. Autoritäre Mittel lehnte er ab. «Sein früher Tod im April 1969», bilanziert sein Sohn Dieter Imboden, «ersparte ihm einen Loyalitätskonflikt zwischen seinem unabhängigen, kritischen Denken und studentischen Angriffen gegen die Staatsmacht».

Max Imboden habe wohl die kreativen und progressiven Kräfte, die der Widerspruch zwischen Hochkonjunktur und Malaise freigesetzt hätte, unterschätzt, bemerkte der Journalist und Philosoph Karl Kraenzle. «Zum ersten Mal gab es», so Kraenzle, «eine lebendige Diskussion über Minderheiten, über die Separatisten im Jura, Dienstverweigerer und Gastarbeiter.» Der 68er-Aktivist Wolfgang Klingler, der bei Max Imboden studiert hat, würdigt ihn in unserem Gespräch als «offenen Geist». Wolfgang Klingler präsierte 1968 die studentische Kulturkommission. Damals kritisierte Klingler (1968: 6) im *Kolibri*, dem offiziellen Organ der Studentenschaft, die Universität als eine «Fabrik von Funktionsträgern», in der die geistige Auseinandersetzung zu kurz komme.

Wie der Historiker Jakob Tanner (2015: 381) beschrieben hat, verdichtete sich in der 68er-Bewegung das diffuse Unbehagen am Kleinstaat Schweiz. Bereits Ende der 1950er-Jahre formierte sich eine Protestkultur gegen die atomare Aufrüstung. Immer mehr Jugendliche verweigerten den Militärdienst. Die «moralisch-sittliche» Frauenzeitschrift *Annabelle* schlug neue Töne an und berichtete recht offen über Sexualität. Aber der Kanton Zürich war 1967 noch nicht bereit, das Konkubinatszuzulassen. «Die Schweiz war in den 1960er-Jahren das einzige europäische Land, in dem die staatsbürgerliche und rechtliche Gleichstellung der Frau abgelehnt wurde.» (ebd. 392) Ebenso wollte die Schweiz auch die internationalen Menschenrechtskonventionen nicht anerkennen. Und der Staatsschutz registrierte kritische Personen in der «Extremisten-Kartei». Nicht beachtet blieb hingegen

die 1961 in Winterthur gegründete Nationale Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat (NA), die 1967 mit James Schwarzenbach im Kanton Zürich ihren ersten Sitz im Nationalrat erhielt. Wolfgang Klingler wollte dazu bei Arnold Künzli in politischer Philosophie promovieren und hat sein umfassendes Material für dieses Buch zur Verfügung gestellt. Was die Beschäftigungsstruktur angeht, präsentierte sich die Schweiz vor 1968 als eine moderne Industriegesellschaft. Die sozialen Klassen waren nach wie vor stark ausgeprägt, schienen sich jedoch angesichts des anwachsenden Warenkonsums und des Baubooms zu nivellieren. Gewerkschaften betrachteten den steigenden materiellen Lebensstandard als eigenes Verdienst. Die soziale Lage drückte sich auch im Stimmverhalten aus. Nachdem die unteren Löhne leicht anstiegen, legten 1963 über 60 Prozent der Werktätigen bei den Nationalratswahlen die Liste der Sozialdemokratie ein.

Zivile Abkehr und Verteidigung

Im September 1969 bekamen alle Schweizer Haushalte ein Exemplar des neuen *Zivilverteidigungsbuchs*. Die geistige Landesverteidigung sollte die militärische ergänzen und die Zivilbevölkerung darin unterstützen, sich gegen böse Mächte oder eine innere Bedrohung zu wehren und den freiheitlichen Schweizer Geist zu erhalten. Der Historiker Thomas Buomberger (2017: 239) hat den antikommunistischen Geist des *Zivilverteidigungsbuchs* als «Anleitung zur Diffamierung» beschrieben. Ursprünglich auf die Expo 1964 geplant, erwies sich die verspätete Herausgabe für den Bundesrat als Glücksfall: Der Einmarsch sowjetischer Truppen in der Tschechoslowakei schien kalkkriegerische Szenarien zu bestätigen. Nonkonforme Kräfte verwahrten sich indes dagegen, Fremdes als Gefahr darzustellen.

1961 wandte sich der gut vernetzte Oberst Albert Bachmann an Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen, der im Weltkrieg die «Anbauschlacht» anführte. Bachmann galt einst als strammer Stalinist. Er gehörte der kommunistischen Freien Jugend an, konvertierte jedoch später. Wahlen imponierte die Idee, das Volk mit einem «Zivilverteidigungsbuch» auch geistig zu nähren. Er setzte sie nach längeren Debatten 1967 auch im Bundesrat gegen Kritiken der Ratskollegen Tschudi und Schaffner durch. Sie lehnten das Zuspitzen einer bipolaren Weltordnung ab, weil es eine liberale Gesellschaft auf gefährliche Weise unter-

laufe. Bachmann und Wahlen holten indes den konservativen Nationalrat Walther Hofer ins Boot, der seit 1960 als Historiker an der Universität Bern lehrte und mit seinem rechtsnationalen «Hofer-Club» linksliberale Medienschaffende anprangerte. Das *Zivilverteidigungsbuch* erschien in einer Auflage von 2,6 Mio. Exemplaren. Es wurde 1969 an alle Haushalte verteilt. Die Kosten betragen 4,1 Mio. Franken. 870 000 Franken bekam der Miles-Verlag. Als Mitinhaber des Verlags erstand Bachmann mit dem Erlös des Buchs jene Ländereien in Irland, auf die er sich später zurückzog.

Ende 1969 fand im Basler Bernoullianum ein Podium statt, an dem Befürworter und Gegner des *Zivilverteidigungsbuchs* aufeinandertrafen. Oberst Albert Bachmann war dabei. Als Kritiker wirkten Thomas Heilmann und der Theologiestudent Beat Dietschy mit, der die Feindbilder und Ästhetik des ZVB mit der Nazi-Propaganda der 1930er-Jahre verglich, was die anwesenden Militärs in Rage brachte.

«Lieber ein linker
Freisinniger»

Wenn der emeritierte Geschichtspräsident Georg Kreis die Vor-68er/innen beschreibt, könnte er sich selbst ebenfalls aufführen. Er wirkte als aufgeweckter Student im Vorfeld aufklärerisch mit, organisierte viele Debatten und engagierte sich auch dann noch für die Demokratisierung gesellschaftlicher Gefüge, als dies weniger gefragt war. Seine dezidiert politisch liberale Haltung öffnete vor allem der Nach-68er-Bewegung viele Türen.

Georg Kreis kam 1943 zur Welt. Nach seiner Ausbildung zum Primarlehrer studierte er Geschichte. 1968 war er 25 Jahre alt. Liberal gesinnt, organisierte er als Präsident der Kultur- und Filmkommission zahlreiche kontroverse Veranstaltungen an der Universität Basel. Er arbeitete auch mit der «Arena» und der Neuen Linken zusammen. 1977 warf er im Schweizer Fernsehen einmal Niklaus Meienberg vor, unseriös zu recherchieren. Danach verorteten ihn einige 68er in der bürgerlichen Schublade, zumal Georg Kreis seit seinem 30. Geburtstag auch der FDP angehörte. Die SP wäre für ihn zwar auch infrage gekommen. Aber Kreis engagierte sich «lieber als linker Freisinniger denn als rechter Sozialdemokrat». An seinem 70. Geburtstag trat er aus der FDP aus, weil ihm deren Listengeschäker mit der SVP zu weit ging. Georg Kreis engagierte sich zeitlebens im humanistisch aufklärerischen Sinn. Er arbeitete in der Bergier-Kommission

mit, leitete das Europainstitut, präsidierte von 1995 bis 2011 couragiert die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus und setzt sich seit Jahren mit dem Club Helvétique für eine fundamentale Demokratisierung der Schweiz ein.

Im Januar 2009 würdigte die Universität Basel den abtretenden Professor Georg Kreis. Das feierliche wissenschaftliche Kolloquium handelte «Vom Nutzen der Geschichte» und von Georg Kreis als 68er. Das ist die Zeit, die ihn «bis heute besonders prägte» und ihn dazu anregte, sich unsere Welt auch als eine andere Welt vorzustellen. Das Antizipieren von möglichen Alternativen ist Teil der Gegenwart. Wie das Vergegenwärtigen von Vergangenenem. Zu 68 gehörte auch der Gedanke, dass das Private politisch sei. Das drückte Georg Kreis schon in seinen persönlichen *Tessiner Notizen* (2008b) und immer wieder in seinen Kolumnen aus, die er wöchentlich in der alternativen Basler *TagesWoche* publiziert. Sein Beispiel führt vor Augen, wie wichtig es ist, den 68er-Fokus zeitlich und inhaltlich offen zu fassen.

Expo 64 und nonkonforme Neutralität

In den 1960er-Jahren bewegte die Lausanner Expo 64 die Gemüter. Der Bundesrat wollte an der Landesausstellung 1964 zunächst viel Raum zur Verfügung stellen, um eine Umfrage mit dem Titel «Un jour en Suisse» zu präsentieren, die ein Stimmungsbild der Schweiz vermitteln sollte. Als dann aber die Ergebnisse nicht so recht zum Selbstbild passen wollten, wurde die Präsentation redimensioniert. Der Soziologe Luc Boltanski wertete die Umfrage in *Le bonheur suisse* (1966) weiter aus. Er bestätigte die Differenzen, die sich mehr durch soziale denn durch regionale Unterschiede ergaben. Arbeiterinnen, Angestellte oder Landwirte verhielten sich recht unterschiedlich zu dem gemeinhin gehegten Ideal von der Schweiz. Das passte dem Bundesrat nicht.

Die Debatten über die Ausstellung offenbarten laut dem Journalisten Karl Kraenzle «Brüche und Risse zwischen der offiziellen Selbstwahrnehmung der Schweiz und der sich formierenden inoffiziellen Wahrnehmung». Lucius Burckhardt wollte mit Max Frisch und Markus Kutter anstelle der Landesausstellung eine alternative Stadt bauen. (Mäder et al. 2014) Der politische Philosoph Arnold Künzli kritisierte das selbstgerechte Beschönigen der Schweiz. Weitere Nonkonformisten bezeichneten das Selbst-

bild als «Trugbild der Schweiz». Sie formierten sich um die Zeitschrift *Neutralität*, die Paul Ignaz Vogel 1963 gründete und bis 1974 verantwortete. Autoren waren unter anderem Arnold Künzli, Konrad Farner und Max Frisch, Walter Muschg finanzierte die Publikation mit.

Die nonkonformistischen Kräfte konstituierten sich in der Schweiz zwischen 1964 und 1968 als lose Vereinigung. Die Wirtschaft lief auf Hochtouren. Die Konjunktur sollte «gedämpft» und «abgekühlt» werden. Anzeichen des Unbehagens häuften sich. Die Zeitschrift *Neutralität* zählte im Januar 1968 insgesamt 54 Mitarbeitende: 54 Männer und keine Frau. In der zweiten Jahresnummer (1968:3) zeichnete Waltraud Brodmann als erste Frau einen Artikel. Ein weiterer Beitrag, «Kein Ende in Biafra», folgte in der zehnten Ausgabe von der Historikerin und Journalistin Regula Renschler (1968:18).

Die «Nonkonformisten» nutzten die *Neutralität* als Plattform und Sprachrohr. Heinrich Böll (1967:5) setzte sich darin beispielsweise mit der Gruppe 47 auseinander. Er würdigte die «Instanz engagierter Schriftsteller» als «eine Art kritischer Realismus». Alfred Rasser (1967:7) kündigte in der Zeitschrift sein Programm «Zuvielcourage» an. August E. Hohler (1967:4) berichtete von seiner Reise in die USA, vom Aufstand der jungen Generation in Berkeley und davon, wie die meisten Studierenden wieder brav und ordentlich in die breite Straße des Konformismus einschwenkten. Als Beispiel diente ihm «der mittelklassige Schauspieler und TV-Präsentator Ronald Reagan», der später als Gouverneur von Kalifornien und US-Präsident eine «kräftige Rechtskurve» nahm. Karl Kraenzle, der von 1970 an als Korrespondent des *Tages-Anzeigers* über die USA berichtete und noch heute dort lebt, schrieb ebenfalls für die *Neutralität*. Wir haben uns in Los Angeles unterhalten. Für Kraenzle war der 68er-Aufbruch in den USA global entscheidend. Den Nonkonformismus betrachtet er «als ein kurzes Kapitel schweizerischer Zeitgeschichte».

«Forderte den Rücktritt von Bundesrat von Moos»

Paul Ignaz Vogel kam 1939 in Riehen BS zur Welt, gut zwei Monate, bevor am 1. September mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg ausbrach. Siebzehn Jahre nach Kriegsende studierte Vogel in West-Berlin, bis er in die Schweiz zurückkehrte und die Zeitschrift *Neutralität* gründete. «Kritische Schweizer

Zeitschrift für Politik und Kultur» lautete der Untertitel. Sie existierte von 1963 bis 1974; in den Jahren 1970/71 enthielt sie die literarische Beilage *Drehpunkt*. Das Bieler Pressebüro Cortesi lud den losen Verbund Unkonventioneller mehrmals zu einem Austausch ein. Mario Cortesi und der mitverantwortliche Frank A. Meyer unterstützten von 1967 bis 1968 die Zeitschrift und gewährten Paul Ignaz Vogel eine Teilzeitanstellung. Im Herbst 1968 wechselte Vogel nach Bern. 1969 reichte ihm der Dramatiker Friedrich Dürrenmatt ein Drittel des Großen Literaturpreises des Kantons Bern weiter. Die anderen Teile gingen an den Mythenforscher Sergius Golowin und an den Militärdienstverweigerer Arthur Villard.

Nachdem Ludwig von Moos, der Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartments, im September 1969 an alle Schweizer Haushalte das kaltkriegerische *Zivilverteidigungsbuch* verschickt hatte, warf ihm Paul Ignaz Vogel im Januar 1970 in der *Neutralität* vor, er habe dem Antisemitismus der Nazis nahegestanden. Vogel präsentierte das Heft an einer Pressekonferenz, die viel Staub aufwirbelte. Vor den Medien forderte er den Rücktritt von Bundesrat von Moos. Damit exponierte er sich sehr stark.

Vogels Staatsschutzakten decken auf, wie der schweizerische Staatsschutz ihn von 1962 bis 1974 observierte. Am 17. April 1963 fertigte der Spezialdienst des Basler Polizeidepartements ein Protokoll über die kritische Zeitschrift an, die als Sprachrohr nonkonformer Kräfte galt. Am 26. Mai 1964 folgte ein zweites Protokoll, das minutiöse Angaben zu den ersten vier Auflagen und den Druckkosten enthielt. Die Polizei holte diese Informationen direkt bei der Druckerei ein, die ihr auch mitteilte, dass die Rechnung in Raten bezahlt werde. Das Protokoll hob nebst Paul Ignaz Vogel, dem Herausgeber, auch Arnold Künzli hervor. Dieser hatte als ehemaliger Redaktor der *National-Zeitung* in den ersten vier Ausgaben der *Neutralität* drei Artikel verfasst: über Kennedy, De Gaulle und die Rettung der Freiheit vor dem Antikommunismus. Vom Verwaltungsrat der Druckerei erfuhr die Polizei, dass schon Reklamationen wegen der Zeitschrift *Neutralität* vorlagen; die Geschäftsleitung wolle nun die Manuskripte genauer durchsehen und je nachdem weitere Abstriche einfordern. Schließlich verantwortete die Firma auch das Basler *Volksblatt*, für das Paul Ignaz Vogel ab und zu ebenfalls schrieb. Das Protokoll vermerkte ferner, wie rechtschaffenen Vogels Her-

kunft sei, wo er studiert und was Professor Bonjour über ihn gesagt habe – zum Beispiel, dass es für Vogel das Natürlichste der Welt sei, ein Stipendium zu beziehen. Von Stipendiaten könne man eigentlich eine gute Führung erwarten, aber das lasse sich bei Vogel nicht ohne weiteres bejahen. Vogel, der sonst redlich sei, habe sich nämlich zum Linksintellektuellen entwickelt, besuche seine (Bonjours) Vorlesungen nicht mehr und laufe nun Professor Popitz «mit seiner deutschen Soziologie» nach. Weitere Informanten beschrieben Vogel als einen, der die friedliche Koexistenz befürworte und Bölls Haltung teile, die Kirchen für alle zu öffnen. Vogel sei indes ein klar denkender Typ, dem man in Bezug auf Lebensführung nicht das Geringste nachsagen könne. Er wisse wohl, dass er keinen zu scharfen Tobak bringen dürfe, damit die Firma seine Zeitschrift weiter drucke. Jedenfalls werde man ihm weiterhin die nötige Aufmerksamkeit schenken.

1970 trat Paul Ignaz Vogel in die SP ein. Er distanzierte sich nun als selbsterklärter Reformist etwas von der neuen Linken. Die erhoffte Unterstützung seiner Zeitschrift durch die SP und Gewerkschaften blieb allerdings weitgehend aus. 1989 trat Vogel wieder aus der SP aus.

Von 1996 bis 2016 zeichnete Paul Ignaz Vogel als verantwortlicher Redaktor des Mediendienstes *Hälfte*. Er berichtete über Arbeitslosigkeit, sozialen Abstieg, Working poor, Armut und Ausgrenzung, die er auch aus eigener Erfahrung kennt. In seiner literarischen Autobiografie *Napf* (2005) nimmt er interessierte Lesende auf eine Gratwanderung zum Gipfel des Molasseberges zwischen Bern und Luzern mit. Die Geschichten handeln auch vom 68er-Aufbruch, über den wir uns unterhalten haben. Paul Ignaz Vogel ist heute noch nonkonformistisch unterwegs. Wichtig ist ihm, wie er diese Textpassage kommentiert, «eine pazifistische Verantwortungsethik und nicht ein unbedingtes Anderssein als die bürgerliche Gewohnheit».

«Wir passten unter keinen Helm»

Angeblich kommen die meisten 68er/innen aus begüterten Familien. Bei Barbara Gurtner verhält sich das anders. Sie setzte sich in der 68er-Bewegung als Frau anfänglich auch ohne Hochschulbildung und eingehende Kenntnisse des Marxismus-Leninismus durch.

Am Anfang ihres Aufbruchs stand die Abenteuerlust. Barbara Schwarzenbach, wie sie damals hieß, verbrachte 1966 ein Jahr in einem Kibbuz in Israel und leistete 1969 einen Arbeitseinsatz im griechischen Lefkas, was ihr politisches Denken inspirierte. «Ich lernte, alleine zu reisen, emanzipierte mich als Frau und pflegte mein unkonventionelles Sein», erzählt sie im Garten des Berner Generationenhauses.

Barbara kam 1943 während des Kriegs zur Welt. Sie stammt, wie sie sagt, «us emene guete Stall». Ihr Vater arbeitete als Kunstmaler. Der Erlös aus seinen Bildern reichte knapp für die sechsköpfige Familie aus, in der viel gelacht wurde. «Wir waren arm. Aber alle um uns herum waren arm.» Zum Glück verdiente seine Gattin als Schneiderin und Pflegefachfrau dazu. Das Wohnhaus lag am Rande von Spiezwiler neben einem Bauernhof. Die nachbarschaftlichen Bande funktionierten gut. Alle Dorfkinder verbrachten ihre ersten vier Schuljahre in einer Gesamtklasse im Holzschulhaus. Mit dem Ehrgeiz der Mutter schaffte Barbara den Sprung in die Sekundarschule in Spiez. An der Akademie für Erwachsenenbildung reflektierte sie später, was soziale Herkunft bedeutet. «In Spiezwiler war ich mit einfachen Kindern zusammen, in Spiez mit Töchtern von Ärzten.» Barbara hatte Mühe, ihre soziale Schicht zu bestimmen. Als Künstler war ihr Vater, dessen Eltern ein Kolonialwarengeschäft führten, trotz geringem Verdienst anerkannt. Barbara war stolz auf ihn. Seine unkonventionelle Art half ihr, sich mit ganz unterschiedlichen Menschen einfach zu verständigen, auch später im Nationalrat. Ihre Mutter stammte aus bäurischem Umfeld. Sie wollte Ärztin werden, machte zuerst eine Lehre als Kauffrau, dann als Krankenschwester und später noch als Schneiderin. Sie managte die Familie, kümmerte sich um den Garten, schneiderte und versorgte abends im Dorf kranke Leute. «Sie nervte sich, weil ich nicht so gut war und nur eine Berufslehre machen konnte.» Barbara hielt es mehr mit der Largeheit ihres Vaters. «Ich bin eine Vaterstochter.» Sie half ihm bei Ausstellungen und freute sich über jeden Erfolg. Im Altersasyl Gottes-Gnad schloss Barbara Schwarzenbach 1964 ihre «kaufmännische Lehre» ab. Anschließend reiste sie nach England, Israel, Spanien und Griechenland. In Lefkas baute sie mit dem Christlichen Friedensdienst (CFD) Straßen. Am CFD schätzte sie das Politische. «Der CFD unterstützte den Gastvortrag eines Palästinensers, die SP nicht.»

Im Berner Ateliertheater nahm Barbara Gurtner ihre erste Stelle an, hier besuchte sie viele Aufführungen. An ihrer zweiten Arbeitsstelle, dem Betriebswirtschaftlichen Institut der Universität Bern, lernte sie 1970 Bruno Gurtner kennen. Sie heiratete 1971. Brunos Vater arbeitete im Militärdepartement, die Mutter besorgte den Haushalt. Das Nachessen stand immer pünktlich um 18.15 Uhr parat. 1972 trampften Barbara und Bruno einige Monate durch Lateinamerika, vom nördlichen Venezuela bis zum südlichen Chile. Sie waren in ungeheizten Bussen oft alleine mit Indigenen unterwegs. Zwischen Peru und Bolivien kontrollierten bewaffnete Soldaten die Passagiere. Sie suchten Tupamaros. Barbara stand Todesängste aus. Von Bruno erfuhr sie die politischen Hintergründe. «Er war mein bester Lehrmeister.» Nach der Reise engagierten sich beide politisch, Bruno in der Arbeitsgruppe Dritte Welt, Barbara bei den sich formierenden Progressiven Organisationen. Das Unkonventionelle faszinierte sie dabei mehr als der Marxismus-Leninismus. Wichtig waren ihr die Frauen. Barbara fühlte sich unterstützt. Am Abend ging sie oft an Veranstaltungen. «Die POCH nahm ich als Bewegung wahr, nicht als Partei.»

1974 gebar Barbara Gurtner ihre erste Tochter Lena, 1976 folgte Monica. Sie löste sich nun von ehelichen Zwängen. Bruno zog auf ihren Wunsch hin aus. Barbara wollte die Kinder alleine erziehen, zusammen mit andern Frauen. Bruno reagierte verletzt. Die Trennung schmerzte auch Barbara. «Aber ich wollte meinen eigenen Weg gehen.» Das spürte sie. Die Kinder hatten in der WG vier Mütter, die Unterschiedliches abdeckten. «Eine Kleinfamilie hätte mir das nie geben können.»

Von 1983 bis 1987 vertrat Barbara Gurtner im Nationalrat die POCH. Sie war im Parlament fast die Einzige ohne Hochschulbildung – dafür mit kleinen Kindern – und setzte sich dafür ein, die Armee abzuschaffen. Im nationalen POCH-Vorstand stand sie mit dieser Haltung nahezu alleine auf weiter Flur. Genossen und Genossinnen fürchteten sich vor einem Plebiszit für die Armee. Als der Nationalrat Ende 1984 darüber debattierte, 380 deutsche Leopard-2-Panzer zu beschaffen, erschien Barbara Gurtner in einer selbstgenähten Leopard-Uniform. Die deutsche Wochenzeitung *Der Spiegel* lichtete sie so ab. Ein Kollege witzelte: «Jetzt willst du dann noch die Ehe abschaffen.»

1968 war Barbara Gurtner überzeugt, dass eine bessere Welt bald möglich sei. Heute ist sie «immer noch zuversichtlich,

aber weltpolitisch nicht mehr so sicher». Seit zwei Jahrzehnten lebt sie nun alleine in ihrer Eigentumswohnung beim Botanischen Garten am Hang der Aare. Inzwischen pensioniert, präsidiert sie den Berner Rat der Seniorinnen und Senioren, der dem Gemeinderat unterstellt ist und alle politischen Fraktionen repräsentiert. Sie hat vier Enkelkinder. Seit ihrem 60. Lebensjahr ist sie eine ausgebildete Fachfrau für Kompetenzbilanz und stärkt als «Ressourcensammlerin» lebenskundigen Migrantinnen den Rücken. Der 68er-Bewegung verdankt sie «viel Energie und Orientierung». Die Aufbruchsstimmung prägt sie noch heute. Barbara Gurtner erinnert sich, wie sie «anno dazumal» ein Sieb verkehrtherum über den Kopf stülpte und mit andern dagegen protestierte, Frauen in die Gesamtverteidigung einzubeziehen. «Wir passen unter keinen Helm», skandierte sie. 1973 demonstrierte Barbara auch gegen den Putsch in Chile. Sie nahm einem Genossen das Megafon aus der Hand und rief «El pueblo, unido ...». Ihre Mutter entdeckte das Bild in einer Zeitung und schickte es ihrer Tochter, handschriftlich kommentiert: «Ach du dumme Babe. Du würdest lieber dem Bruno einen Zwetschkuchen backen.»

Heute ist Barbara Gurtner stolz darauf, eigenwillig politisiert zu haben. Der 68er-Geist habe «viele Schichten durchdrungen und Vorstellungen von Familie und Sexualität geöffnet». Dass die SVP heute noch den 68ern so viel Schuld zuweise, veranschauliche deren Bedeutung. Geblieben sei eine grüne Bewegung, die sich «für starke Frauen, Kinderrechte und eine gesunde Umwelt ohne AKW» einsetzt. Wichtig ist ihr eine bewusste Lebensgestaltung, auch im Alter. «68 gehört nicht ins Museum.»

Breite Bewegung

Wichtig ist ein inhaltlich und zeitlich offenes Verständnis der 68er-Bewegung. Bereits 1963 formierten sich die «Nonkonformisten» und die Zeitschrift *Neutralität*, die beide veranschaulichen, wie sehr Männer die Anfänge der Bewegung dominierten. Ein bornierter Staatsschutz wirkte ebenfalls von Anfang an mit. Sein Schnüffeln wirft ein trübes Licht auf die «freiheitliche Schweiz» – ein Selbstbild, das sich auch in der Expo 1964 nicht so recht einstellen wollte. Extrem verrannte sich der Bundesrat, als er mit dem *Zivilverteidigungsbuch* den Kalten Krieg zwischen West und Ost weiter anheizte.

Das Beispiel des freisinnigen Historikers Georg Kreis deutet die Breite der 68er-Bewegung sowie die Bedeutung des aufklärerischen Geistes und des demokratischen Grundgehalts an. Barbara Gurtner verkörpert eine 68erin der Neuen Linken und kontrastiert die gängigen Annahmen, diese stammten alle aus wohlhabenden Kreisen und hätten vornehmlich Marx und Lenin gelesen. Sie selbst führt ihre unkonventionelle Haltung auch auf das künstlerische Schaffen ihres Vaters zurück. Dass Barbara Gurtner überhaupt in die Sekundarschule eintreten konnte, verdankt sie nebst dem eigenen Fleiß wohl auch dem Ehrgeiz ihrer Mutter. Zudem setzte sich die 68er-Bewegung, die einen langen Vorlauf hatte, dafür ein, die Bildungseinrichtungen zu öffnen. Die höhere Durchlässigkeit dieser Strukturen unterstützte persönliche Anstrengungen.

Die 68er-Bewegung war vielfältig, heterogen und breit. Sie existierte nicht als eine Einheit. *Die 68er-Bewegung* gab es nie. Es gab verschiedene 68er-Bewegungen und unzählige Bewegte, die sich dem Aufbruch, aber keiner bestimmten Organisation oder Gruppierung zugehörig fühlten.

2

Proteste in aller Welt

Während des Zweiten Weltkriegs kämpften West- und Ostmächte gemeinsam gegen den Faschismus. Nachher stritten sie untereinander um die ideologische Vorherrschaft zwischen dem Kapitalismus der USA und dem Kommunismus der UdSSR. Dieser Kalte Krieg dominierte die Außen- und Sicherheitspolitik. Er löste einen gewaltigen Rüstungswettlauf aus, der sich auch auf die Raumfahrt und weitere technologische Entwicklungen ausdehnte. Am Anfang stand die Truman-Doktrin (1947). Die Sowjetunion unterstützte im Iran Bestrebungen, kurdischen Provinzen die Unabhängigkeit zu gewähren und in Teheran eine kommunistische Regierung durchzusetzen. US-Präsident Harry S. Truman drohte mit der Atombombe. Er wollte vor allem auch verhindern, dass die großen Ölvorkommen der Sowjetunion zufließen. Zwar milderte sich der Kalte Krieg mit dem Tod von Stalin 1953 etwas, doch es gab immer wieder Verschärfungen, wie die Kuba-Krise 1962 zeigte. Der Systemwettkampf äußerte sich auch stark bei der Dekolonisation afrikanischer Länder. Das Aufbrechen der Berliner Mauer dämmte 1989 das sozialistische Staatensystem massiv ein. Der Kapitalismus schien sich nun weltweit durchzusetzen.

Globaler Kontext – Überblick

- Am 17. Januar ermorden belgische Söldner, von den USA unterstützt, Patrice Lumumba, den ersten demokratisch gewählten Premierminister des Kongo. Am 20. Januar vereidigen die USA John F. Kennedy als neuen Staatspräsidenten, der die Rassentrennung beenden will. Am 25. März schickt die Sowjetunion den Sputnik 10 mit einem Hund in den Weltraum. Am 17. April wehrt Kuba in der Schweinebucht eine von den USA organisierte Intervention ab. In der Bundesrepublik Deutschland kommt am 17. Juni der erste Strom aus einem eigenen Atomkraftwerk (in Kahl). Die Deutsche Demokratische Republik errichtet am 13. August die Berliner Mauer.
- 1965 Die Urteile der ersten Auschwitz-Prozesse liegen in Deutschland am 19. August deutlich unter den Anträgen der Staatsanwaltschaft. Das empört viele.
- 1966 Am 26. März demonstrieren in New York 100 000 Personen gegen den Vietnamkrieg. Am 25. Mai beginnt in China die «Große Proletarische Kulturrevolution». Am 14./15. Juni kommt es in Amsterdam bei einem Streik von Bauarbeitenden zu Straßenschlachten. Am 1. Dezember bilden die CDU/CSU und SPD eine große Koalition. Vom 3. bis 10. Dezember findet in Berlin eine Aktionswoche zu Vietnam statt.
- 1967 Am 8. Januar beginnen die USA die bisher größte Offensive in Vietnam. Sie entlauben weite Waldgebiete mit der hochgiftigen Chemikalie «Agent Orange». 486 000 Soldaten sind im Einsatz. In Deutschland fragt die Kommune I in einem Flugblatt: «Wann brennen Berliner Kaufhäuser?» Am 26. Januar beschlagnahmt die Politische Polizei rechtswidrig die Adresskartei des Berliner Studierendenbunds. Vom 27. Januar bis 3. Februar protestieren Studierende in Madrid. Die Polizei verhaftet 200. Über 100 000 Werktätige solidarisieren sich mit den Studierenden und streiken. Am 21. April kommt es in Griechenland zum Militärputsch durch Oberst Georgios Papadopoulos. Im selben Monat verweigert in den USA Muhammad Ali den Militärdienst. Er verliert damit den Weltmeistertitel. Im Juni erscheint die LP *Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band* von den Beatles, darauf der Hit «All you need is love». Am 2. Juni besucht der Schah (Mohammad Reza Pahlewi) von Persien West-Berlin. Nach Krawallen erschießt ein Kriminalbeamter den Studenten Benno Ohnesorg. Israel okkupiert im Sechstagekrieg vom 5. bis 10. Juni Jerusalem, die Sinai-Halbinsel, den Gaza-Streifen und das Westjordanland. Am 9. Juli demonstrieren in Japan 40 000

Werktätige und 6000 Studierende gegen einen Luftstützpunkt der USA. Vom 12. bis 24. Juli lehnen sich in New York und Detroit Schwarze gegen die Diskriminierung auf. Die Polizei und Nationalgardisten erschießen 69 Demonstrierende, verletzen 2000 und verhaften 4000. Die «Black Panther» gehen zur Straßenguerilla über. Am 9. Oktober erschießt ein bolivianischer Feldwebel den marxistischen Revolutionär Che Guevara in Gefangenschaft. New York feiert die Vorpremiere des Musicals *Hair*. Am 21. Oktober belagern in Washington 250 000 Personen das Pentagon. Vom 18. bis 27. November formieren sich Studierende in Mailand, Turin, Pavia und Pisa. Im November steht bei der Rektoratsübergabe in Hamburg auf einem Banner «Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren».

1968 Am 5. Januar setzt sich in der Tschechoslowakei Alexander Dubček als Vorsitzender der Kommunistischen Partei durch. Er leitet den Prager Frühling ein. In Vietnam beginnt am 30. Januar die Tet-Offensive. Truppen des Vietcong dringen bis nach Saigon vor. Am 18. Februar findet in West-Berlin ein Internationaler Vietnamkongress statt. Vom 8. bis 28. März demonstrieren Studierende in Warschau. Die Behörden schließen die Universität. Die Proteste weiten sich aus. Der polnische Staatspräsident tritt zurück. Am 22. März bildet sich an der Pariser Universität Nanterre die gleichnamige Bewegung des 22. März. Am 26. März schließen die Behörden die Katholische Universität in Mailand. 3000 Demonstrierende versuchen, die Polizeisperren zu durchbrechen. Am 3. April verüben Andreas Baader und Gudrun Ensslin in Frankfurt einen Brandanschlag auf ein Kaufhaus. Einen Tag später erschüttert die Ermordung von Martin Luther King in Memphis, in 125 US-Städten brechen Unruhen aus. Die Polizei tötet 46 Schwarze, verletzt 2600 und verhaftet 21 000. Am 11. April schießt in Berlin Josef Bachmann auf Rudi Dutschke. Demonstrierende blockieren den Springer-Konzern. Am selben Tag unterschreibt Präsident Lyndon B. Johnson den Civil Rights Act (Bürgerrechtsgesetz). Robert F. Kennedy unterstützt ihn. Er ist der Bruder des am 22. November 1963 erschossenen US-Präsidenten John F. Kennedy. Die rechtsextreme Nationaldemokratische Partei Deutschlands schafft am 28. April den Sprung in den Baden-Württembergischen Landtag. Am 3. Mai besetzen Studierende in Paris die Universität Sorbonne. 10 Millionen Werktätige streiken und besetzen Betriebe. Staatspräsident de Gaulle löst die Nationalversammlung auf und gewinnt die Neu-

wahlen im Juni. Am 13. Mai nehmen die USA an den Pariser Gesprächen zu Vietnam teil. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) schließt die Kommune I aus. Am 30. Mai verabschiedet der Deutsche Bundestag die Notstandsgesetze. Robert F. Kennedy wird am 6. Juni ermordet. Vom 1. Juli an sind in deutschen Badeanstalten Bikinis offiziell erlaubt. Am 25. Juli verabschiedet Papst Paul VI. die («Pillen»-)Enzyklika, die die künstliche Empfängnisverhütung verbietet. Am 21. August besetzen Truppen des Warschauer Paktes die ČSSR. Vom 26. August bis 7. September findet die Bischofskonferenz von Medellín statt. Dom Hélder Câmara postuliert eine Theologie der Befreiung und gewaltlose soziale Revolution. Am 2. Oktober erstickt in Mexiko das Massaker von Tlatelolco die Revolten von einer halben Million Demonstrierenden, die zehn Tage vor Beginn der Olympischen Spiele stattfinden. Es kommt zu 500 Toten und zahlreichen Verhaftungen. Am 16. Oktober setzen an den Olympischen Spielen in Mexiko die beiden US-Sprinter Tommie Smith und John Carlos ein Zeichen für die «Black Power». Sie erheben bei der Siegerehrung (Gold- und Bronzemedaille) die rechte Faust und werden ausgeschlossen. Am 31. Oktober will US-Präsident Johnson die Bombenangriffe auf Nordvietnam einstellen. Am 5. November setzt sich bei den US-Präsidentenwahlen der Republikaner Richard Nixon durch. Am 7. November ohrfeigt Beate Klarsfeld den deutschen Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger wegen seiner Nazi-Vergangenheit. Im Dezember erscheint *Asterix* auf Deutsch.

1969 Am 19. Januar räumen in Tokio 8000 japanische Polizisten die besetzte Universität. Im Januar besucht der Musiker Jimi Hendrix die Schauspielerin Uschi Obermaier in der Kommune I. Die Beatles treten auf dem Apple-Dach auf. Am 31. Januar räumt die Polizei in Frankfurt das besetzte Institut für Sozialforschung, nachdem der Vorsteher, der Soziologe Theodor W. Adorno, darum gebeten hatte. Im Februar übernimmt Jassir Arafat den Vorsitz der Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO). Im Juli landet die amerikanische Weltraumrakete Apollo auf dem Mond. Am 27. Juli kommt es in Hannover und Berlin zu massiven Protesten gegen Zwangsrekrutierungen. Sie dauern bis Mitte August. Am 6. August stirbt Adorno nach einem Bergausflug an einem Herzinfarkt im schweizerischen Visp. «Love and Peace» und viel Musikprominenz vereinen am Woodstock-Festival vom 15. bis 17. August bei New York eine halbe Million Menschen.

Am 17. August bricht mit der zweitägigen Schlacht von Bogside der nordirische Bürgerkrieg aus. Am 1. September treffen sich auf der britischen Insel Wight 200 000 Jugendliche zu einem Konzert von Bob Dylan. Vom 2. bis 19. September beteiligen sich in der Bundesrepublik Deutschland 150 000 Arbeitende an Streiks im Stahl- und Bergbau. Am 25. September streiken in Italien 600 000 Metallarbeitende. Arbeitskämpfe folgen bei den Fiat-Werken. Im September reüssiert Gaddafis Revolution in Libyen. Deutschland wählt Willy Brandt als Bundeskanzler. Im November erfährt die Öffentlichkeit vom US-Massaker in My Lai (Vietnam). Im Dezember kommt der Kultfilm *Easy Rider* in die Kinos.

1970 In den USA steigt die Erwerbslosigkeit stark an, Hunderttausende Postangestellte streiken wegen der Rezessionspolitik von Staatspräsident Nixon. Im Januar ruft Timothy Leary zum Drogenkonsum auf; er kommt ins Gefängnis. Im März tritt der von den USA, Frankreich, der VR China, Großbritannien und der Sowjetunion 1968 geschlossene Atomwaffensperrvertrag in Kraft, der die nukleare Aufrüstung eindämmen soll. Der SDS gibt auf. Am 10. April lösen sich auch die Beatles auf. Der Einmarsch von US-Truppen in Kambodscha führt zu erheblichen Unruhen. Am 14. Mai wird Andreas Baader aus dem Gefängnis befreit. Im August heben die USA die Rassentrennung an Schulen auf. Am 4. September wählt das chilenische Volk Salvador Allende als Staatspräsidenten, der am 11. September 1973 gewaltsam mit Hilfe der USA weggeputscht wird. Jimi Hendrix tritt zum letzten Mal auf. Im Oktober reagieren zahlreiche Solidaritätskomitees gegen die Verhaftung der schwarzen Dozentin Angela Davis. Im Oktober anerkennt der Deutsche Fußballverband den Frauenfußball.

1971 Im September ruft sich in Dänemark Christiania als Freistaat aus. Greenpeace unternimmt spektakuläre Aktionen gegen Atomtests. Am 4. Dezember erschießt die Polizei den Häuserbesetzer Georg von Rauch. Ärztinnen und Ärzte ohne Grenzen formieren sich.

1972 Sogenannte Radikalenerlasse führen in Deutschland zu Berufsverboten im öffentlichen Dienst. Im Mai übt die RAF Anschläge auf das US-Hauptquartier in Frankfurt und in Heidelberg aus. Vom 5. bis 16. Juni organisiert die UNO ihre erste Umweltschutzkonferenz in Stockholm. Im Oktober erhält der Schriftsteller Heinrich Böll den Literaturnobelpreis.

- 1973 Das FBI entführt Timothy Leary, den Vertreter einer offenen Drogenpolitik, in Kabul. Im Februar anerkennen Frankreich und Großbritannien als erste Staaten die DDR. Im März lehnt Marlon Brando einen Oscar aus Protest gegen die Politik der USA gegenüber ihren Ureinwohnern ab.
- 1975 Die USA ziehen am 30. April ihre letzten Einheiten aus Vietnam ab.

USA: Bürgerrechte, Vietnamkrieg und Kampf um den Mond

1956 endete in den USA die McCarthy-Ära, während der unkonventionelle und freiheitliche Ansätze massiv unterdrückt wurden. Zu Beginn der 1960er-Jahre standen die USA in Westeuropa wieder hoch im Kurs – wie schon unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Jugendliche orientierten sich am American Way of Life, der kulturell weiter genährt wurde, aber politisch bald Einbrüche erlitt.

Aufstand der Schwarzen

Muhammad Ali kam 1942 in Louisville (Kentucky) zur Welt. Er wuchs in ärmlichen Verhältnissen relativ geborgen auf und wurde zum Sportler des 20. Jahrhunderts. (Mink 2017:30) Ali gewann drei Weltmeistertitel im Schwergewicht-Boxen. Weil er den Wehrdienst verweigerte, musste er jedoch im April 1967 den Weltmeistertitel abgeben. Ali wollte aus moralischen Gründen keine andere Nation auslöschen, um die Herrschaft weißer Sklavenhalter über die dunklen Völker zu sichern. Kein Vietcong habe ihn jemals Nigger genannt, mit diesem Ausspruch ging Ali ebenso in die Geschichte ein wie mit seinen Boxkämpfen. Ali wurde zu fünf Jahren Gefängnis und einer Strafe von 10 000 US-Dollar verurteilt. 1970 wurde die Sperre aufgehoben.

Walter Stocker, langjähriger Delegierter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK), berichtete von einem «Aha-Erlebnis» in den USA. Er wuchs wohlbehütet in der Schweiz auf, besuchte das Gymnasium Münchenstein und verbrachte 1966 ein Austauschjahr im Pacific North West. Im «Timberland» an der Highschool an der Pazifikküste in Oregon schien die Welt noch in Ordnung. Auf der Rückreise quer durch die USA kam Walter Stocker aber kurz nach Aufständen der Schwarzen in Los Angeles (Watts) und New Jersey (Newark) an

den Vierteln der Afroamerikaner in Newark vorbei. Der Bus musste ein Spalier von Polizeiautos passieren. Das Viertel war «praktisch abgebrannt», gepanzerte Mannschaftswagen patrouillierten in den Straßen. «Unsere Begleiter hatten keine Antworten auf unsere Fragen. Und plötzlich war eine Selbstverständlichkeit, die ich ein Jahr lang im Westen der USA gelebt hatte, zerstört.» Zurück in der Schweiz, vermisste Walter Stocker plausible Erklärungen zur Diskriminierung der Schwarzen in den USA und zum Vietnamkrieg. Aber er war nun motiviert, sich zu informieren und zu engagieren.

Die Zürcher Soziologin und Sozialarbeiterin Silvia Staub-Bernasconi brach 1963 als UNO-Stipendiatin nach New York auf. Davon erzählt sie beim Gespräch in ihrer mit Büchern übersäten Wohnung. Eine ehemalige Studentin drückt mir bei meinem Besuch die Klinke in die Hand, sie hat bei der inzwischen über achtzigjährigen Professorin Rat gesucht. Als Silvia Bernasconi, wie sie ledig hieß, in den USA ankam, lag in ihrem Hotel die *New York Times* auf dem Frühstückstisch. «Säuglinge und Kleinkinder von Ratten angefressen», lautete die Headline. Der Kellner bestätigte: In den Sozialwohnungen seien die Verhältnisse miserabel. «Da rennen wegen den kaputten Installationen Ratten herum. Mütter können ihre Kleinkinder nie allein in einem Zimmer in der Wohnung lassen.» In den nächsten Tagen setzten sich bei Silvia Bernasconi die «Schocks» fort: Obdachlose, die sich um den wärmsten Platz über den Lüftungsschächten der Untergrundbahnen stritten, Menschen, die aus Verzweiflung Selbstmord begingen, Sterbende und Tote auf U-Bahntreppen, an denen man achtlos vorbeiging. Ein paar Wochen nach ihrer Ankunft in New York wurden im Süden der USA sieben Sozialarbeitende von Mitgliedern des Ku-Klux-Clans ermordet, «nur» weil sie Schwarzen geholfen hatten, sich für die Zwischenwahlen einzuschreiben.

Für Silvia Staub-Bernasconi begann ihr Studium mit einem großen Studierendenstreik gegen den Vietnamkrieg und im Zuge des Free Speech Movement an der University of Minnesota in Minneapolis. An der Fakultät für Soziale Arbeit wurde sie vom ersten Tag an mit der Frage konfrontiert: Wie hältst du es mit der «Rassenfrage»? Der schwarze Sozialarbeiter Whitney Young, der an dieser Universität studiert hatte, war bereits national bekannt: Es war ihm gelungen, die National Urban League von einer zahmen Organisation mit vielen Weißen zu einer er-

folgreichen Kampforganisation der Schwarzen umzukrempeln, die nicht nur für Bürger-, sondern auch für Sozialrechte kämpfte. Zudem war er Mitorganisator des von Martin Luther King angeführten Marsches auf Washington von 1963. Zum Weiterstudium Silvia Staub-Bernasconi an der Columbia University in New York gehörte der Einsatz in einer der niederschweligen Anlaufstellen in der Lower East Side, die, nach Saul Alinskys «Empowermentkonzept», mit Sitzstreiks gegen rassistisch motivierte Willkürentscheide der New Yorker Sozialbürokratie kämpften. Zudem entsetzte sie die Blindheit der weißen Mittel- und Oberschicht in ihren separierten «nice areas».

Aus den USA in die Schweiz zurückgekehrt, begann Silvia Staub-Bernasconi in den späten 1960er-Jahren ihr Soziologiestudium an der Universität Zürich bei Peter Heintz, der die «Weltgesellschaft» als Gegenstand der Soziologie betrachtete. An der Schule für Soziale Arbeit Zürich, an der sie von 1966 bis 1996 als Dozentin tätig war, beriet sie nun Studierende in ihren Praxisarbeiten. Viele partizipative Projekte entstanden in vernachlässigten Stadtteilen von Zürich, aber auch im Flüchtlings- und Migrationsbereich. Hinzu kam die Mitarbeit an einem neuen Konzept für das Globusprovisorium und ein Autonomes Zentrum. In all diesen Bereichen kamen ihr die Erfahrungen aus den USA zu pass. Silvia Staub-Bernasconi bildete sich auch später immer wieder in den USA weiter, so zum Beispiel an der University of California (Santa Cruz Campus), wo Angela Davis nach ihrer Gefängniszeit lehrte. Silvia Staub-Bernasconi meint selber rückblickend, dass 68 bei ihr bereits 1963 begann und ziemlich lange dauerte.

«Vietnam – Wie es dazu kam»

Über eine halbe Million US-Soldaten befanden sich 1968 in Vietnam. Am 31. Oktober 1968 wollte US-Präsident Lyndon B. Johnson die Bombenangriffe auf Nordvietnam einstellen. Doch am 5. November setzte sich bei der Präsidentschaftswahl der Republikaner Richard Nixon durch. Der Vietnamkrieg dauerte bis 1. Mai 1975. Dann zogen die US-Truppen fluchtartig ab.

Am 1. Februar 1968 exekutierte der südvietnamesische Polizeichef Nguyen Ngoc Loan einen Vietcong auf offener Straße in Saigon. (Mohr 2008: 54) Das Bild ging um die Welt. Im Vietnamkrieg starben drei Millionen Menschen, 90 Prozent davon Zivilpersonen, 56 000 US-Soldaten. Weitere vier Millionen wurden

schwer verletzt. Kinder kamen durch die Spätfolgen der Nervengifte mit Behinderungen zur Welt.

Der Krieg in Vietnam war das zentrale Thema der 68er-Bewegung. Philosoph Arnold Künzli beschrieb in *Vietnam – Wie es dazu kam* (1965) die langjährige Unterdrückung, die die Geschichte Vietnams kennzeichnet. Die USA wollten das Land mittels Bomben dem kommunistischen Einfluss entziehen, die US-Regierung erklärte, der Vietcong wolle die Wiedervereinigung im Dienste von Peking und Hanoi militärisch erzwingen. Damit weckten die USA bei der Bevölkerung umso mehr Antipathien gegen westliche Großmächte. Die Soziologen Urs Jaeggi, Rudolf Steiner und Willy Wyniger analysierten in ihrer Studie «Der Vietnamkrieg und die Presse» (1966), wie einseitig und pro-amerikanisch die NZZ über den Krieg berichtete. Sie titelte schon in der Neujahrsausgabe 1966: «Die amerikanische Friedensinitiative im Vietnamkonflikt». Stereotype dominierten. Jaeggi kritisierte in der Studie «das Frisieren von Fakten» mit «beschönigenden NZZ-Ausführungen» über das Vernichten der Reisernte mit Giftgas, das ihn heute noch entsetze, wie er in seiner Berliner Wohnung berichtet. Der Kampf um die ideologische Vorherrschaft in der Welt trug dazu bei, unheilvolle Mittel zu legitimieren.

Wettlauf um den Mond

Im Wettstreit mit dem Ostblock forcierten die USA ihre technologischen Anstrengungen. Am 10. Januar 1968 landete die amerikanische Raumsonde Surveyor 7 auf dem Mond. Am 19. Januar 1968 testeten die USA Atomwaffen mit der bisher stärksten Detonationskraft unter der Wüste von Nevada. Am 21. Dezember 1968 führte Apollo 8 die erste bemannte Mondumkreisung durch, große Teile der westlichen Welt fieberten mit. Das deklarierte Ziel war die baldmögliche Mondlandung im Wettstreit mit Russland. Dabei ging es um viel Prestige. Die Weltraumfahrer priesen die Überlegenheit der USA. Medien beschrieben die amerikanischen Raumfahrer als seriöse Wissenschaftler, die sich (im Gegensatz zu ihren russischen Kollegen) nicht als technokratische Aushängeschilder instrumentalisieren ließen.

Aufbruch im Osten: Prager Frühling

In der Tschechoslowakei (ČSSR) setzte sich am 5. Januar 1968 Alexander Dubček als Erster Sekretär der Kommunistischen Partei durch. Er strebte einen demokratischen Sozialismus und eine Öffnung zum Westen an. Dafür demonstrierten am 8. März 1968 auch Studierende in Polen. Die polnische Regierung machte dafür den Philosophen Zygmunt Bauman mitverantwortlich, dessen Biografie den 68er-Aufbruch in Osteuropa dokumentiert.

Im Juni 1968 besetzten Studierende die Universität in Belgrad. Ein Vorbild war die Londoner Gegenuniversität. Am 1. Juli 1968 unterzeichneten die USA, die Sowjetunion und Großbritannien in Washington einen Sperrvertrag für Atomwaffen. Das frostige Klima zwischen Ost und West taute auf. Doch Rückschläge folgten. Am 21. August 1968 fielen Truppen des Warschauer Pakts in die ČSSR ein. Die militärische Intervention unterdrückte den hoffnungsvollen Prager Frühling. Sie galt präventiv auch anderen zivilcouragierten Ansätzen im Osten. Die Okkupation der ČSSR trieb weltweit Hunderttausende auf die Straße. Der Basler Fotograf Claude Giger hat sich beim Sichten des Bildmaterials daran erinnert, wie sich damals PdA-Genossen über diese «bürgerlichen Demonstrationen» ärgerten.

«Mit der Frauenbewegung konnte ich mich identifizieren»

Irena Brežná war 1968 erst 18 Jahre jung. Sie kam 1950 in Bratislava zur Welt, wuchs in Trenčín auf, schloss ihre Matura in Bratislava ab und freute sich über den Prager Frühling. «Ich glaubte an den Sozialismus mit menschlichem Antlitz, der die meisten von uns begeisterte, weil endlich das rigide System zerbröckelte, die Zensur gelockert und das Reisen möglich wurde», erzählt sie in Basel. Ihr Vater, einst Anwalt und Tennisstar, musste jahrelang als «bürgerliches Element» Hilfsarbeiten fern der Familie verrichten; ihre Mutter, eine Kauffrau, war von 1959 bis 1961 im Gefängnis. «In der Schule stopften sie uns mit Lügen voll. Das glaubte nicht einmal die Lehrerin, die es verkünden musste. Wir wurden auch angehalten, uns für eine bessere Welt einzusetzen, doch der Einsatz für die Gemeinschaft durfte nur im vorgeschriebenen Rahmen geschehen. Das lähmte jede eigene Initiative. Mir gefiel aber die Idee, sich für eine größere Sache, über die persönlichen Sorgen und die der Familie hinaus, zu engagieren. Ich nahm sie mit ins Exil.» Nach der Okkupation flüchtete die Familie in die Schweiz. Da kommen Irena Brežná noch heute die

Tränen. In Basel studierte sie Slawistik, Philosophie und Psychologie. Sie sympathisierte mit der 68er-Bewegung, studierte aber lieber Philosophie beim bürgerlichen Salmony als beim Marxisten Künzli. «Die Bevölkerung war uns gegenüber wohlwollend», bilanzierte sie, «doch im Alltag gestalteten sich die Kontakte schwierig; auch die Linken, die das verkrustete System kritisierten und bei denen ich mir eine Offenheit versprach, waren mir zu ernst, zu puristisch. Ich kam aus einer Kultur, wo Humor und Geselligkeit einen hohen Stellenwert haben. Erst mit der Frauenbewegung in den 1980er-Jahren konnte ich mich voll identifizieren und beim eFeF-Verlag, dem ersten feministischen Verlag der Schweiz, drei Bücher publizieren.»

Nach dem Studium arbeitete Irena Brežná als Psychologin in der medizinischen Forschung, als Russischlehrerin und als Journalistin für deutschsprachige Medien. Sie engagierte sich lang bei Amnesty International. In den 1990er-Jahren berichtete sie als Kriegsreporterin aus Tschetschenien, schrieb «über hundert Texte über den grausamen russischen Kolonialkrieg» und gründete verschiedene humanitäre Frauenprojekte in Grosny. In Basel dolmetscht sie bis heute bei Behörden für tschetschenische Flüchtlinge. Die Medienkrise brachte sie dazu, sich mehr der Literatur zu widmen. Sie beschrieb augenzwinkernd eine absurd anmutende Kindheit im Sozialismus im Roman *Die beste aller Welten*. Für ihren Roman über eine jugendliche aufmüpfige Emigrantin *Die undankbare Fremde* erhielt sie 2012 den Schweizer Literaturpreis. Die Autorin kratzt an der Fassade des Bildes von äußerlich gut integrierten tschechoslowakischen Emigrierten in der Schweiz und zeigt auf, wie hoch der Preis der Anpassung sein kann. In ihrer alten Heimat prangert sie in Zeitungsbeiträgen und an Lesungen die unsolidarische Abwehr gegen Flüchtlinge und die Ignoranz an, nicht zwischen dem Islam und dem Islamismus zu unterscheiden. Sie hält ihren zu Hause gebliebenen Landsleuten einen Spiegel vor. An der Schweizer Einwanderungsgesellschaft bemängelt sie, mental hinter der multikulturellen Wirklichkeit herzuhinken. «Heute kommt der Aufbruch nicht mehr von links, sondern von rechts», sagt sie.

Trikontinent: Bewegung der Blockfreien

Der Aufstand gegen die seit dem 15. Jahrhundert währende Kolonialherrschaft der europäischen Großmächte begann in Lateinamerika bereits im 19. Jahrhundert und nahm nach dem Zweiten Weltkrieg in Asien und in den 1960er- und 1970er-Jahren in Afrika seinen Fortlauf. 23 afrikanische und asiatische Länder konstituierten 1955 an der Bandung-Konferenz in Indonesien die «Bewegung der Blockfreien», um sich den kolonialen Ansprüchen fremder Mächte zu entziehen. Viele 68er-Gruppierungen engagierten sich für den anti-kolonialen Widerstand und gegen neokoloniale Versuche, den westlichen Einfluss auf südliche Kontinente aufrechtzuerhalten. Sie debattierten auch darüber, ob sich das kapitalistische Weltregime vom Zentrum oder doch eher von seinem schwächsten Glied her, dem Trikontinent, überwinden lasse.

In Afrika erlangten in den 1960er-Jahren 27 Länder ihre Unabhängigkeit, die sie gegen neokoloniale Interventionen verteidigen mussten. Im Kongo ermordeten belgische Truppen am 17. Januar 1961 den ersten demokratisch gewählten Premierminister, Patrice Lumumba. Befreiungsbewegungen kämpften für die Dekolonisation. (Imfeld 2007: 14) Am 6. September 1968 erreichte auch Swasiland die Unabhängigkeit von Großbritannien. Im Senegal protestierten Studierende in Dakar gegen die koloniale Vergangenheit und die neokoloniale Gegenwart. (Ebbinghaus 2009: 10) Und in Nigeria strebte die an Bodenschätzen reiche Ostprovinz Biafra ihre Autonomie an. Am 18. Mai 1968 eroberten nigerianische Truppen die wichtige Hafenstadt Port Harcourt zurück. Der Krieg löste auch Kontroversen in Europa aus. 90 Prozent der 250 000 Opfer waren Zivilisten. England unterstützte Nigeria, Frankreich Biafra, wodurch sich das Land erkleckliche Ölkonzessionen einhandelte. Regula Renschler beschrieb den Biafra-Krieg damals als «Kampf der Eliten». Sie kritisierte, wie sich auch Hilfswerke und kirchliche Organisationen von Machtinteressen vereinnahmen ließen. Der Public-Relations-Firma Mark Press gelang es, kirchliche Kreise für die christlichen Ibo zu gewinnen, deren führende Elite das leidende Volk benutzte, um eigene Interessen durchzusetzen. Regula Renschler (2015: 41–71) löste damals mit ihren Berichten in der *az* und der *Schweizer Illustrierten* kontroverse Debatten aus.

In Asien führte die chinesische Kulturrevolution zwischen 1966 und 1976 zu blutigen «Säuberungen» durch Maos Rote Garden. In Kambodscha eröffneten am 17. Januar 1968 die

Roten Khmer ihren Guerillakampf gegen die Regierenden um Prinz Norodom Sihanouk. Fritz Witschi, einer der zentralen Begründer der Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH), skizzierte später vor Ort ein Museum, das an den grausamen Bürgerkrieg erinnert. An der Basler Vernissage seiner Bilder im Oktober 2017 erklärt er, wie sich anfängliche Hoffnungen auf eine Stärkung des antiimperialistischen Lagers als tragische Illusion erwiesen. Anders verhielt es sich in Vietnam. Am 30. Januar 1968 begannen nordvietnamesische Einheiten und die Nationale Front für die Befreiung Südvietnams die Tet-Offensive. Sie überraschten die amerikanische Besatzung und die Städte Saigon und Huê. Die Offensive scheiterte zwar militärisch, war aber politisch und psychologisch wirksam. Die Proteste gegen den Vietnamkrieg nahmen vor allem nach dem Massaker vom 16. März 1968 in My Lai zu. Am 13. Mai 1968 trafen sich Vertretungen von Nordvietnam und der USA zu Friedensverhandlungen. Die Bombardierungen hielten aber an. Erst Ende April 1975 zogen sich die letzten US-Truppen aus Vietnam zurück.

In Lateinamerika erhoben sich soziale Bewegungen immer wieder gegen repressive Regimes. Die kubanische Revolution von 1959 ermutigte den Widerstand. Der 1967 in Bolivien ermordete Revolutionär Che Guevara ist heute noch omnipräsent. Gruppierungen mit guevaristischen Tendenzen sind unter anderem die zapatistische Bewegung in Chiapas und die Bewegung der landlosen Bauern (MST) in Brasilien. Wichtig war für Lateinamerika auch die Theologie der Befreiung, die als «Stimme der Armen» im Sinne der Dependenztheorie einseitige Abhängigkeiten vermindern wollte. 1960 in Brasilien entstanden, legte sie sich mit Diktaturen an. Sie kritisierte kirchliche Hierarchien und setzte sich 1968 an der zweiten lateinamerikanischen Bischofskonferenz (CELAM) in Medellín für eine gerechtere Weltordnung ein. 1971 popularisierte Gustavo Gutiérrez mit seinem Buch *Teología de la liberación* die Bewegung der Basisgemeinden, die mit der bürgerrechtlichen «schwarzen Theologie» in den USA korrespondiere.

In Mexiko erstickte am 2. Oktober 2018 das Massaker von Tlatelolco die Studentenproteste. Zehn Tage später begannen hier die Olympischen Sommerspiele, an denen die US-Delegation die Leichtathleten Tommie Smith und John Carlos ausschloss, weil sie auf dem Siegerpodest mit hochgereckten Fäusten in schwarzen Handschuhen ein Zeichen setzten.

Evelyne Tauchnitz (2016) hat über die mexikanischen Proteste promoviert. «Das mexikanische Bildungssystem war damals extrem hierarchisch», schreibt sie. Harmlose Proteste führten zu heftigen Konflikten mit der Polizei und dem Militär. Die Regierung befürchtete, die Demonstrationen könnten die Olympischen Spiele stören. Sie verbreitete das Gerücht, dass ausländische Kräfte Mexiko destabilisieren wollten. Der Verdacht richtete sich gegen die UdSSR und die USA. So rückte das mexikanische Militär mit Sturmgewehren und Panzern gegen Demonstrierende vor und besetzte die Universidad Nacional Autónoma de México (UNAM) wie ein feindliches Territorium. Als die Studenten und Anhänger der Bewegung auf dem Tlatelolco-Platz gegen das Vorgehen der Regierung demonstrierten, schossen Scharfschützen in die Menge. Die Repression lähmte die freiheitlichen Bestrebungen, die aber wieder auflebten. Evelyne Tauchnitz analysiert in ihrer Arbeit, wie die Regierung ihre Gewalt rechtfertigte und Angst verbreitete. Das Massaker von weitgehend unbewaffneten Studenten in Tlatelolco zeige, wie der Staat sein Gewaltmonopol ausbaue, entlade und vertusche. Gerichte verurteilten Opfer als Täter. Auf einem verdrehten Rechtsverständnis basierend, mussten die Angeklagten ihre Unschuld beweisen. Konnten sie dies nicht, drohten ihnen Folter und jahrelange Gefängnisstrafen. Erst im Jahr 2001 begann eine staatliche Kommission damit, das dunkle Kapitel aufzuarbeiten.

Die noch recht unpolitische Studentin und Leichtathletin Cornelia Teuber erfuhr 1968 auf einer längeren Reise durch Mexiko entscheidende Impulse für ihre Politisierung und einen neuen Blick auf die Gesellschaft. Der repressive staatliche Umgang mit den dortigen Unruhen im Vorfeld der Olympiade war ein starker, sinnlicher und prägender Eindruck für sie, die bis dahin vorwiegend in einem bürgerlichen Umfeld und in Sportkreisen gelebt hatte. Zurück in der Schweiz, nahm sie «mit einer gewissen innerlichen Distanz» am hiesigen 68er-Aufbruch teil. Viele Parolen, Analysen und Programme der damaligen Wortführer überzeugten sie nicht, hingegen engagierte sie sich in Basisorganisationen, zum Beispiel für die Chileflüchtlinge. Nach einem längeren Aufenthalt in Lateinamerika wurde es ihr wichtig, dass die sozialen Ungerechtigkeiten und die Rolle nationaler Eliten und internationaler Konzerne in Lateinamerika benannt und bekannt wurden. In neuerer Zeit protestiert sie gegen die ausländische Ausbeutung der Rohstoffe in Lateinamerika, den

rücksichtslosen Umgang mit der indigenen Bevölkerung und die Zerstörung der Umwelt aus Profitgier. Bis heute engagiert sie sich für Projekte in Lateinamerika.

Kein Frieden im Nahen Osten

Am 17. Juli 1968 übernahm im Irak der Revolutionäre Kommandorat der Baath-Partei mit Ahmad Hasan al-Bakr die Macht. Er unterstützte die Bewegung der Blockfreien und die Opposition im Iran gegen den Schah von Persien, zu der Bahman Nirumand gehörte, dessen Buch *Persien – Modell eines Entwicklungslandes oder die Diktatur der freien Welt* (1967) europäische 68er-Debatten beeinflusste (Mohr 2008:64). Intensive Kontroversen löste 1967 auch der Sechstagekrieg zwischen Israel und Ägypten aus. Im Januar 1968 tauschten die beiden Länder die letzten Gefangenen aus, zwei Israeli und 465 Ägypter.

Vor dem Sechstagekrieg saßen an Schweizer Universitäten Palästinenser und Israeli in Hörsälen friedlich nebeneinander. Von einem Tag auf den anderen standen sie sich in verfeindeten Fronten gegenüber. Während des Kriegs arbeitete Jochi Weil als Primarlehrer in Gerlikon (TG). Gebannt verfolgte er die Geschehnisse. Sein Land benötige Hilfe, meinte er. Der 25-Jährige brach mit seiner Frau Anjuska Weil nach Israel auf. In einem Kibbuz pflückten sie drei Monate lang Aprikosen. Seine Sympathien galten als Jude dem jungen Staat. Aber das änderte sich. Er schreibt heute dazu: «Im DOK-Film des Schweizer Fernsehen *Medizin für den Frieden* (1994) über die basismedizinische Unterstützung der Centrale Sanitaire Suisse CSS Zürich, heute medico international schweiz, in Israel und Palästina wurde ich von Regula Beck im Kibbuz Magen, neben dem Gazastreifen, gefragt, wo denn mein Israel-Bild Risse bekommen habe. Ich erzählte von einem Erlebnis im Speisesaal nach der Rückkehr von Soldaten aus dem Sechstagekrieg. Gebannt hörten die Anwesenden den Schilderungen von Heldentaten zu. Einer der Soldaten berichtete vom Häuserkampf in Jericho, wo Haus um Haus kontrolliert wurde. In einem davon ereignete sich Folgendes: Zwei oder drei Araber erhoben ihre Arme, als Soldaten reinkamen, die diese umgehend untersuchten. In einem «Hosenbund» fanden sie eine Handgranate, die sie rausnahmen. Damit wäre die Situation unter Kontrolle gewesen. Doch die Soldaten erschossen

die zwei oder drei Araber. Diese Erzählung hat mich mit meiner humanistischen Erziehung verletzt und wirkt bis heute in mir nach. Beweise habe ich keine, doch angesichts der Stimmung damals ist der Vorfall kein Einzelfall. Um den Kontext zu verstehen, verweise ich auf den Dokumentarfilm *Censored Voices* (2015) der israelischen Regisseurin Mor Loushy.»

Der Soziologe Walter Hollstein verfasste 1972 das Buch *Kein Frieden um Israel*. Er führt, hier stark verkürzt gesagt, die «judeo-arabischen Differenzen» unter anderem auf die zionistische Kolonisation im arabischen Palästina zurück, die 1948 im Ausrufen des israelischen Staates mündete. Walter Hollstein will verschiedene Sichtweisen nachvollziehen. Damit setzte er sich über das Lagerdenken hinweg. Er diskutierte, was in Deutschland oft tabuisiert wird: die Kompensation der eigenen Schuld durch eine einseitige Politik der Härte, die den Konflikt fatal verschärfe. Hollstein berief sich auf die UNO-Resolution, die den israelischen Staat klar akzeptierte, aber den Rückzug aus den seit 1967 besetzten Gebieten forderte. Ein Frieden könne auf dieser Grundlage möglich sein, zumal Ägypten längst zugestimmt hatte. Die israelische Regierung besiedelte jedoch weiterhin neue Gebiete. Das kritisierten in der Schweiz auch regionale Palästina-Komitees, die sich nach 1968 bildeten und 1976 zur Gesellschaft Schweiz–Palästina vereinigten. Bemerkenswert ist, dass hinter Hollsteins Buch ein Verlag stand, der den Namen des jüdischen Verlegers Samuel Fischer trägt. Fischer schrieb im Vorwort, er sei sich des kontroversen Charakters dieses Buchs bewusst; das wichtige Thema lasse sich aber nicht weiter tabuisieren oder unkritisch behandeln.

Interessant ist auch eine Anzeige, die bereits im September 1967 in der israelischen Zeitung *Haaretz* (Kühner 2017: 40) erschien: «Eroberung zieht Fremdherrschaft nach sich. Fremdherrschaft Widerstand. Widerstand Unterdrückung. Unterdrückung Terror und Gegenterror. Opfer von Terrorismus sind in der Regel Unschuldige. An den besetzten Gebieten festzuhalten, wird aus uns eine Nation von Mördern und Mordopfern machen. Geben wir die besetzten Gebiete auf der Stelle auf.» Zwölf Mitglieder der sozialkritischen Bewegung Matzpen (Kompass), die sich 1962 von der Kommunistischen Partei Israels abgespalten hatte (Fiedler 2017), unterzeichneten den Aufruf.

Leila Khaled und das El-Al-Attentat

Der Journalist Walter Senn, der 1965 als Reporter, Moderator, Redaktor und Aviatikspezialist mit Pilotenlizenz zum Schweizer Radio kam, befasste sich nach dem israelisch-arabischen Sechstagekrieg 1967 intensiv mit der Terrorszene und den Flugzeugentführungen, die ihre Wurzeln im Nahostkonflikt hatten. Dazu gehörten das El-Al-Attentat in Zürich-Kloten 1969 sowie die Entführung von drei Linienflugzeugen von Swissair, BOAC und TWA in die Wüste von Jordanien. Senns Recherchen rund um diese terroristischen Anschläge legten, wie er ausführt, «die Schwächen, die Überforderung und die Nachgiebigkeit der damaligen Schweizerregierung unter dem Bundespräsidenten Hans-Peter Tschudi frei. Die drei verurteilten El-Al-Attentäter von Zürich wurden stillschweigend aus dem Gefängnis geholt und nach Kairo ausgeflogen. Der Absturz der Swissair 330 in Würenlingen 1970, bei dem 47 Menschen das Leben verloren, war die Folge eines Bombenattentats. Diese unverjährbare Mordtat wurde bis heute nicht gesühnt und, ohne die Bevölkerung und insbesondere die Hinterbliebenen zu informieren, eingestellt.» Im Flugzeug, das aus London kommend in Zürich-Kloten zwischenlandete und die drei El-Al-Attentäter an Bord nahm, saß auch die Top-Flugzeugentführerin der Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP), Leila Khaled. Das deutsche Fernsehen produzierte 2010 auf Basis des Wissens und des Materials von Walter Senn den Film *Todesflug Swissair 330 – Terroranschlag ohne Sühne* mit Senn als Experten. In diesem Zusammenhang traf Walter Senn die Flugzeugentführerin und Freiheitskämpferin Leila Khaled in ihrer Privatwohnung in der jordanischen Hauptstadt Amman zum Gespräch: «In diesem Interview entschuldigte sie sich für das Attentat, das so nicht geplant war und für das offenbar Scharfmacher in der PFLP verantwortlich sind.»

Ich habe Walter Senn gefragt, ob er noch mehr zur späteren Sicht von Leila Khaled sagen könne. «Es ist schwierig», meint er, «über die heutigen Gefühle von Leila Khaled zu reden. Sie ist heute eine eher ‹verschlossene› oder gar verbitterte Frau. Die Verbitterung wurzelt in der Tatsache, dass die Palästinenser im Kampf für ihr Land und gegen Israel zerstritten sind (auch innerhalb der PFLP, die PFLP spaltete sich 1967 von der Al Fatah ab). Sie selbst nennt sich ‹freedom fighter› und will nicht Terroristin genannt werden. Obwohl sie von den Geheimdiensten als eine der gefährlichsten Terroristinnen eingestuft wurde, betonte sie mir gegenüber, dass sie nie Menschen verletzen oder gar töten

wollte. Ihr sei es mit ihren Entführungen um die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit gegangen. Die Welt sollte endlich begreifen und anhören, welches Unrecht den Palästinensern widerfahren ist. Ihr Hass gegen Israel ist nach wie vor ausgeprägt. Ihr Vater verlor das Leben in kriegerischen Auseinandersetzungen mit der israelischen Armee. 1948 begann die Vertreibung der Palästinenser aus ihrer Geburtsstadt Haifa. Ihre Mutter musste mit ihren acht Kindern in den Libanon fliehen. Ihre Schwester wurde durch ein gezieltes Attentat getötet. Zum Schluss des Interviews sagte sie: «Ich befürworte gegen die heutige israelische Besetzung von palästinensischem Boden alle Arten von Widerstand, von einem simplen Nein! bis zum Griff zu den Waffen.» Ich vermute, dass Leila Khaled das, was sie in der Phase der Flugzeugentführung tat, kaum als etwas «Gutes» taxiert. Eher brachte sie mir gegenüber zum Ausdruck, dass sie das «Richtige» für die Palästinenser unternommen hatte.»

Barrikaden im Pariser Quartier Latin

Am 3. Mai 1968 besetzten Studierende in Paris die Universität Sorbonne. Mit dabei war der Basler Niggi Scherr, der sich später lange für die POCH und den Mieterinnen- und Mieterverband engagierte. Er berichtete, wie nach der Räumung der Universität durch die Polizei Straßenschlachten ausbrachen und in der Nacht vom 11. Mai 1968 mehrere Tausend Polizisten die Barrikaden im Quartier Latin räumten. Am 13. Mai 1968 zogen eine Million Menschen durch die Straßen. Daniel Cohn-Bendit und Alain Geismar führten die «Sponti-Szenen» an, der Sozialist François Mitterrand und der Kommunist Waldeck Rochet die traditionellen Linken. Der Widerstand vereinte Studierende und Werktätige, bewegte Jugendliche und Frauen zogen mit. Am 17. Mai 1968 riefen gewerkschaftliche Kreise zum Generalstreik auf. Auch politisch Nicht-Organisierte legten ihre Arbeit nieder. Studierende funktionierten das Theater als Ersatz für die geschlossene Universität um. Weitere Demonstrierende besetzten den staatlichen Rundfunk und die Renault-Werke in Flins. Wilde Streiks breiteten sich aus. «Ich bin etwas verlegen», gestand der Soziologe Henri Lefebvre (1901–1991) am 23. Mai in der Zeitschrift *Neutralität* (1968: 14). «Die Ereignisse sind im Fluss, wo das hinführen wird, kann niemand sagen.»

Der Basler Schriftsteller Hansjörg Schneider erlebte die Mai-Unruhen ebenfalls in Paris. Aus seiner Sicht (1968: 18) hatte der Aufstand in erster Linie keinen politischen, sondern einen psychologischen Charakter: Die jungen Revolutionäre wehrten sich gegen den totalitären Druck, der die Entwicklung ihrer Fantasie und ihrer Aktivität hemmte. Deshalb protestierten sie nicht nur gegen die Politik de Gaulles. Sie wollten vielmehr «die ganze wohlinstallierte Ordnung der Väter zerstören».

Eine wichtige Losung, so Niggi Scherr, lautete: «Es gibt keine Reflexion ohne Aktion.» Im Nu verbreitete sich das Motto im stark segregierten Campus der Universität Nanterre. Der Aufbruch von 1968 erinnerte an die Französische Revolution von 1789 und an die Pariser Kommune von 1871. Konkrete Utopien wie «Sous les pavés, la plage» («Unter dem Pflaster der Strand») mobilisierten. Nach einem Auftritt in Berlin erteilte die französische Regierung Daniel Cohn-Bendit ein Einreiseverbot, weil er die öffentliche Ordnung gefährde. Der «neue Danton» gelangte dann über Umwege nach Paris und trat am 28. Mai wieder auf. Am 30. Mai richtete Staatspräsident de Gaulle sich an sein «peuple» (Volk) – bewusst über das Radio, um maximale Aufmerksamkeit zu erhalten. De Gaulles «Vive la France» berührte. 400 000 Menschen zogen auf die Champs Elysées und unterstützten ihren Präsidenten, der die Nationalversammlung auflöste und Neuwahlen ankündigte. Diese brachten am 30. Juni 1968 einen überwältigenden Sieg der Nationalkonservativen. «Die alte Ordnung schien wiederhergestellt», stellte Niggi Scherr fest. «Und doch war irgendwie vieles anders.»

Den Moment ergreifen

Niggi Scherr kam 1944 in Riehen BS zu Welt. Am Humanistischen Gymnasium eckte er disziplinarisch an, nach der Matura studierte er deutsche, französische und italienische Literatur in Basel, Perugia und Paris, wo er sich von 1966 bis 1969 als Lehrer, Journalist und Barrikadenbauer betätigte. Nach dem Lizenziat über «Das Bild der Stadt in der expressionistischen Lyrik» arbeitete er ab 1970 zwei Jahre lang bei der Basler *National-Zeitung* als Journalist und Übersetzer, dann – anstelle einer Universitätskarriere – als Parteisekretär der POCH (1972–1975) und als Redaktor und Administrator der POCH-Zeitung (1975–1978). 1978 kam er in den Stadtzürcher Gemeinderat, dem er 38 Jahre lang angehörte. Nach einem Berufsverbot 1980 blieb er fast ein Jahr

arbeitslos, verfasste das Buch *Basta!* zur Schweizer Ausländerpolitik mit, engagierte sich in den 1980er-Jahren für die Mitenand-Initiative und als Gewerkschaftssekretär bei der Gruppe Fernsehen Zürich des ssm, dem Syndikat Schweizerischer Medienschaffender. In dieser Zeit lancierte er mehrere Initiativen gegen Stadtzerstörung mit. 1988 stieg er beim Zürcher Mieterinnen- und Mieterverband ein, den er ab 1996 leitete. Nach Auflösung der PÖCH im Jahr 1990 vertrat er im Gemeinderat die Alternative Liste (AL), die er mit Filmemacher Samir, der Sängerin Vera Kaa und dem «Gastrokönig» Koni Frei gründete.

Niggi Scherr agierte gegen den «Schnüffelstaat», erkämpfte 2001 günstigere Krankenkassenprämien für rund 100 000 Personen und wehrte sich erfolgreich gegen die Privatisierung der Zürcher Elektrizitätswerke und das eidgenössische Strommarktgesetz. In den Jahren 2002, 2006, 2010 und 2014 eröffnete Niggi Scherr als Alterspräsident die Legislaturperiode des Zürcher Gemeinderats. Auch nach seiner Pensionierung war er weiterhin politisch aktiv; so initiierte er beispielsweise das erfolgreiche Stadtzürcher Gemeindereferendum gegen die Unternehmenssteuerreform. Zudem koordinierte er die eidgenössische Initiative zur Abschaffung der Pauschalbesteuerung. «Niggi Scherr ist eine Art linkes Urgestein der Stadtzürcher Politik», so Koni Loeffle, ehemaliger Redaktor der linken Zürcher Zeitung *P.S.* und langjähriger Präsident der SP Zürich. Vieles ließe sich auch aus den umfassenden Fichen berichten, die Niggi Scherr offenlegte. Kritik mussten Niggi Scherr und die AL einstecken, als Filmemacher und AL-Mitglied Samir im September 2017 in Zürich das Kulturhaus Kosmos eröffnete, das sich dem Vorwurf ausgesetzt sieht, über die Luxus-Aufwertung das lebendige Zürich zu verdrängen. Scherr nimmt diesen Einwand ernst. Das Kulturhaus ermöglicht aus seiner Sicht aber auch ein alternatives Nischendasein, ein Stück Gegenöffentlichkeit in der von Großbanken und Google geprägten Europa-Allee.

Niggi Scherr spricht gerne von «windows of opportunity». Wer einen breiten Fluss durchquert, muss sich nicht immer dort ins Wasser schmeißen, wo der Fluss am tiefsten und am reißendsten ist. Manchmal lohnt es sich, eine seichte Stelle zu suchen, um ans andere Ufer zu kommen und weiterhin gegen den Strom schwimmen zu können. So nimmt der Sozialphilosoph Me-ti in Bertolt Brechts *Buch der Wendungen* ein paar Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung seinen Freund in Schutz, den

Mathematiker Antse, dem die Studenten vorwarfen, er würde im Alter nur noch seichte Aufgaben lösen.

Mit Blick auf seine institutionellen Tätigkeiten könnte man Niggi Scherr für einen Apparatschik halten, der strategisch und taktisch besonders clever ist. Im intensiven Gespräch kommt aber viel Unkonventionelles und Tiefgründiges zum Vorschein. Da erzählt er von seinem frühen Interesse für die Theologie der Befreiung, seinem Flair für Lyrik und am Rande auch von Kontakten mit Polizisten, die ihn einst fichiert hatten.

Bundesrepublik: Das Schweigen brechen

Der Soziologe Urs Jaeggi verließ 1967 die Universität Bern und lebt seither als Professor, Schriftsteller und Künstler in Deutschland und zeitweise in Mexiko. In seiner Berliner Wohnung erzählt er von dem, was sich rund um 1968 in der Bundesrepublik ereignete. Nach seiner Einschätzung hatte der «keineswegs nur studentische Aufbruch viel mit autoritären Kräften zu tun, die viel verschwiegen».

«Väter als Täter»

68er-Bewegungen kritisierten in Deutschland das «kollektive Beschweigen» (Karl Jaspers) der nationalsozialistischen Vergangenheit. Sie entlarvten «Väter als Täter», skandierten «Nie wieder Auschwitz» und wandten sich an Ostermärschen «gegen die Wiederbewaffnung». Nebst dem Bau der Berliner Mauer vom 13. August 1961 erregte die berufliche Wiedereinsetzung von ehemaligen Kriegsverbrechern viele Gemüter. «Etliche blieben einfach im Amt», so Jaeggi. Die Autorin Uta Oberkamp (2017:66) schreibt: «Mein verehrter Mentor und Doktorvater Hans Schwerter war in Wahrheit ein ganz anderer, nämlich Hans Ernst Schneider, Hauptsturmführer der SS, enger Mitarbeiter von Heinrich Himmler! Nach dem Krieg war er mit neuer Identität bis zum Rektor der Aachener Hochschule aufgestiegen.» Auch der KZ-Arzt Heribert Heim, der bis 1945 Häftlingen bei vollem Bewusstsein gesunde Organe herausgeschnitten hatte, lebte bis zu seiner Flucht im Jahr 1962 als geschätzter Gynäkologe in Baden-Baden. Von 47 leitenden Bundesangestellten, die 1959 im Bundeskriminalamt arbeiteten, verfügten nur zwei über keine aktive Nazivergangenheit. Ende 1963 kam es in Frankfurt zum Auschwitz-Prozess. Im August 1965 erhielten sechs von

zwanzig Angeklagten lebenslängliche Strafen. Elf mussten drei bis maximal vierzehn Jahre ins Gefängnis. Drei Angeklagte kamen direkt auf freien Fuß. Die Urteile lagen deutlich unter den Anträgen der Staatsanwaltschaft. Der Übergang zur Normalität vollzog sich rasch. Die 68er-Bewegung erhob Einspruch, wie etliche Dokumente bezeugen.

Beim 68er-Aufbruch eskalierten scheinbar nichtige Begebenheiten. So begannen am 22. Juni 1962 die Schwabinger Twistkrawalle. Die Polizei griff bei einem friedlichen Tanzanlass wegen «Ruhestörung» ein. Das bewegte in München-Schwabing etliche Jugendliche dazu, an den kommenden Abenden ebenfalls zu tanzen. Die Polizei nahm zweihundert Personen fest. Unter ihnen befand sich Andreas Baader, der später die RAF mitbegründete. Neu entstand die satirische Zeitschrift *Pardon*. Zu den Autoren gehörte neben Hans Magnus Enzensberger von 1967 an auch Günter Wallraff, der ab 1968 ebenfalls bei der Zeitschrift *Konkret* mitwirkte, die Klaus Rainer Röhl 1955 als «Linksblatt» (Röhl 1994:2) gegründet hatte. Wallraff kritisierte, wie die Springer-Presse unbequeme Personen diffamierte.

US-Präsident John F. Kennedy erlebte am 26. Juni 1963 am Berliner Checkpoint Charlie noch einen freundlichen Empfang. Ein solcher blieb seinem Nachfolger verwehrt, was vor allem auf die Eskalation des Vietnamkriegs zurückzuführen war. Im Mai 1966 nahmen zweitausend Personen am Frankfurter Kongress «Vietnam – Analysen eines Exempels» teil. Jürgen Habermas, Oskar Negt, Herbert Marcuse und Norman Birnbaum referierten. Am 1. Dezember 1966 bildeten CDU/CSU und SPD eine große Koalition. Am 26. Januar 1967 durchsuchte die Politische Polizei die Büroräume des Berliner SDS, die Adresskartei des Studentenbunds wurde rechtswidrig beschlagnahmt. Nach Protesten musste der regierende Bürgermeister, Pastor Heinrich Albertz (SPD), diese wieder zurückgeben. Die Auseinandersetzungen wurden heftiger. Gleichwohl bescheinigte das Allensbacher Institut für Demoskopie den Studierenden vom Frühlingsemester 1967, «konformistisch, apolitisch, vergnügungs- und karriereorientiert» zu sein. (Mohr 2008: 77/78) Der Film *Zur Sache, Schätzchen* mit Uschi Glas lief in den Kinos gut an. Am 3. Mai 1967 schloss der Berliner SDS die Kommune I, die die freie Liebe proklamierte, wegen «anarchistisch-infantilen Flugblättern» aus.

**Demonstranten
als «Leberwurst»**

Am 2. Juni 1967 besuchte der Schah (Mohammad Reza Pahlawi) von Persien die Stadt Berlin, zusammen mit seiner Frau Farah Diba. Am Vorabend versammelten sich dreitausend Studierende im Audimax der Freien Universität. Der Exil-Iraner Bahman Nirumand informierte über Folterungen und Tötungen von Tausenden Personen. Er kritisierte auch das enge Bündnis zwischen Iran und den USA. Am Nachmittag des 2. Juni fanden sich Demonstranten beim Rathaus ein, wo sich der Schah ins Goldene Buch der Stadt eintrug. Organisierte Gruppen von Schah-Anhängern, die später «Prügel-Perser» genannt wurden, schlugen unbehelligt mit Stahlruten und langen Latten auf die Protestierenden ein. Am Abend besuchten der Schah und seine Frau mit Gefolge die Deutsche Oper. Die Menge auf der Straße rief «Mörder». Die Männer unter den Demonstranten trugen noch mehrheitlich einen Schlips, erinnert sich der Journalist Kai Hermann (2017: 66). Eine Tomate flog knapp an Wilhelmine Lübke, der Frau des Bundespräsidenten, vorbei. Der regierende Bürgermeister Heinrich Albertz raunte dem Polizeipräsidenten zu, nach Ende der Vorstellung keine Proteste mehr sehen zu wollen. So folgte die «Dresche», die Peter Herz, der Chef des Presse- und Informationsamts des Berliner Senats, schon über Mittag angekündigt hatte: Kurz nach 20 Uhr stürmten Polizisten «ohne Vorwarnung oder sichtbaren Anlass» über die Absperrgitter. (Mohr 2008: 93) Sie verprügelten, von bewaffneten Anhängern und Sympathisanten des Schahs unterstützt, die Protestierenden. «Nehmen wir die Demonstranten als Leberwurst, nicht wahr, dann müssen wir in die Mitte hineinstecken, damit sie an den Enden auseinanderplatzt», soll Polizeipräsident Erich Duensing, Ritterkreuzträger der Naziwehrmacht, verkündet haben.

In einem Hinterhof griffen Polizisten auch Benno Ohnesorg auf. Der Romanistikstudent nahm zum ersten Mal an einer Demonstration teil. Seine Freundin war schwanger. Polizisten schlugen ihm den Schädel ein und Kriminalobermeister und Stasimitarbeiter Karl-Heinz Kurras erschoss ihn von hinten «in Notwehr». Das radikalisierte die Szene. Tausende von Protestierenden begleiteten den Trauerkonvoi. Am 21. November sprach die 14. Große Strafkammer des Moabiter Landgerichts den Täter frei. Kurras lebte bis zu seinem Tod am 16. Dezember 2014 auf freiem Fuß. «Mit denen kann man nicht diskutieren. Das ist die Generation von Auschwitz», äußerte sich Gudrun Ensslin, die spätere RAF-Aktivistin, am Tag von Benno Ohnesorgs Tod.

(Mohr 2008: 30) Laut dem Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich reagierten die Aufständischen auf unsinnige Repressionen, die sie teilweise selbst reproduzierten. (Freimüller 2008: 7) Die Proteste thematisierten auch die Vergangenheit von Hochschulgelehrten. Im Herbst 1967 quittierten Studierende der Universität Hamburg den Rektoratswechsel mit dem Spruch: «Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren.» Proteste an der Frankfurter Buchmesse richteten sich vor allem gegen Boulevardblätter der Springer-Pressen. Bücher blieben bewusst verschont.

Anschläge

Am 6. Januar 1968 stürten Mitglieder der Kommune I mit zweihundert Sympathisierenden einen Ball von Juristinnen und Juristen. In Bremen protestierten Tausende gegen höhere Fahrpreise bei öffentlichen Verkehrsmitteln. Am 21. Februar erhob sich in Berlin eine andere «Stimme des Volkes». Plakate stellten Rudi Dutschke als «Volksfeind Nr. 1» dar und forderten: «Dutschke und seine Bande raus.» (Mohr 2008: 58) Am 11. April 1968 schoss in Berlin Josef Bachmann auf Rudi Dutschke und verletzte ihn «lebensgefährlich», eigentlich tödlich, denn er starb am Heiligabend 1979 an den Spätfolgen. Bachmann erhielt im März 1969 eine Freiheitsstrafe von sieben Jahren. Er bedauerte seine Tat und nahm sich am 4. Februar 1970 das Leben. Rudi Dutschke schrieb ihm zuvor einen versöhnlichen Brief. Nach dem Anschlag kam es in mehreren Städten zu heftigen Protesten. Über 50 000 Personen beteiligten sich, darunter viele Schülerinnen und Lehrlinge. In Frankfurt zog auch der spätere Minister Joscha Fischer mit, als Protestierende zum Springer-Konzern marschierten. Peter Urbach, ein Spitzel des Verfassungsschutzes, verteilte Molotow-Cocktails, wovon Bommi Baumann Gebrauch machte. Im Mai 1968 eskalierten die Konflikte. Die Beatles sangen «Revolution» und «We all want to change the world», Hippies symbolisierten «Flower Power».

Am 30. Mai 1968 verabschiedete der Bundestag mit einer Zweidrittelmehrheit die Notstandsgesetze, die in der Bundesrepublik Deutschland am 28. Juni in Kraft traten. Bereits im Vorfeld kam es zu Protesten gegen die Maßnahme, so zum Beispiel am 1. Mai in Berlin. Ende Mai protestierten auch der Schriftsteller Heinrich Böll, der Philosoph Theodor W. Adorno und der Verleger und Leiter des Suhrkamp Verlags Siegfried Unseld dagegen. Schon am 30. Oktober 1966 hatte in Frankfurt am Main ein

Kongress des Kuratoriums «Notstand der Demokratie» stattgefunden, mitorganisiert von der IG Metall. Die Schlusskundgebung, an der 25 000 Personen teilnahmen, eröffnete der Philosoph Ernst Bloch mit den Worten: «Wir kommen zusammen, um den Anfängen zu wehren.» Zudem referierte der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger. Die Notstandsgesetze polarisierten. Sie radikalisierten Teile der Protestbewegungen und verschärften interne Widersprüche. «Revolutionäre Kader» wetteiferten um die wahre Gesinnung. Der Philosoph Jürgen Habermas warnte vor «Harlekins der Scheinrevolution».

Im September 1968 tagte die Delegiertenversammlung des SDS in Berlin. Der Aktionsrat zur Befreiung der Frauen intervenierte als Weiberrat. «Genossen, eure Veranstaltungen sind unerträglich», stellte Heike Sanders fest. «Ihr seid voll von Hemmungen, die ihr als Aggressionen gegen Genossen auslassen müsst.» (Hohl 2008: 168) Hans-Jürgen Krahl wollte antworten, als die hochschwangere Sigrid Ruge eine Tomate nach ihm warf. Die Delegierten führten die Versammlung in Hannover fort; es war offiziell die letzte. Aber die Proteste intensivierten sich. Am 22. September 1968 demonstrierten vor der Frankfurter Paulskirche zweitausend Personen gegen die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an den senegalesischen Staatspräsidenten Léopold Sédar Senghor. Die Demonstrierenden warfen Senghor vor, ein Ideologe des Neokolonialismus zu sein. Der 23-jährige Daniel Cohn-Bendit warf sich über die Absperrungen. Er wurde von Polizisten abgeführt; ein Gericht verurteilte ihn wegen Landfriedensbruch zu acht Monaten Gefängnis auf Bewährung. Im November 1968 trat der CDU-Parteitag zusammen. Die Journalistin Beate Klarsfeld ohrfeigte Kurt Georg Kiesinger. Der Ministerpräsident von Baden-Württemberg (1958–1966) war bis 1945 aktives NSDAP-Mitglied gewesen und hatte in der propagandistischen rundfunkpolitischen Abteilung gearbeitet. Weitere Proteste richteten sich gegen das reformistische Godesberger Programm, mit dem sich die SPD zur Marktwirtschaft bekannte. Rudi Dutschke verhöhnte die SPD als «stinkenden Leichnam». (Mohr 2008: 73)

Am 14. Oktober 1968 begann der Prozess zur Brandstiftung vom 2. April im Frankfurter Kaufhaus. Der spätere Bundesminister (1998–2005) Otto Schily verteidigte die Angeklagten Gudrun Ensslin, Thorwald Proll, Horst Söhnlein und Andreas Baader. Das Gericht verurteilte sie am 31. Oktober zu

drei Jahren Gefängnis ohne Bewährung. Am 4. November eskalierte eine Kundgebung am Tegeler Weg in Berlin in Straßenschlachten. (ebd. 171) Anlass dazu gab ein Versuch, Horst Mahler das Anwaltspatent zu entziehen. Er verlor es später (2009) nach einer radikalen Kehrtwende wegen antisemitischer und nazi-freundlicher Äußerungen. An den Hochschulen verschärfte sich Auseinandersetzungen. In Berlin und Frankfurt sympathisierten etliche Dozierende, darunter Urs Jaeggi, mit den Demonstrierenden.

Soziologische Dialektik

Am 6. Dezember 1968 trafen sich Frankfurter Soziologinnen und Soziologen zu einer Vollversammlung. Studierende wollten weitgehend selbst bestimmen, was gelehrt und geforscht wurde. Das ging selbst einzelnen Professoren der Kritischen Theorie zu weit. Adorno, Friedeburg und Habermas kritisierten die «Scheinrevolte» und plädierten für eine (drittel-)paritätische Mitbestimmung der Studierenden. Am 8. Dezember besetzten Studierende das Soziologische Seminar, das sie neu Spartakus-Seminar nannten. Die Polizei intervenierte zwei Tage später. Am 31. Januar 1969 wurde das besetzte Institut für Sozialforschung geräumt, nachdem Theodor W. Adorno als Direktor darum gebeten hatte – was ihm viele der studentischen 68er-Generation, die er mitgeprägt hatte, verübelten. Im Frühjahr 1969 hielt Adorno seine «Einführung in dialektisches Denken». In der Veranstaltung vom 22. April kam Unruhe auf. «Wer nur den lieben Adorno lässt walten, der wird den Kapitalismus sein Leben lang erhalten», schrieb ein Student an die Tafel. Drei Studentinnen entblößten ihre Busen und versuchten Adorno zu küssen, der den Saal fluchtartig verließ und die nächsten Veranstaltungen absagte. Am 6. August starb Adorno nach einem Bergausflug an einem Herzinfarkt in Visp in den Schweizer Alpen. Zuvor hatte er in einem Brief an Herbert Marcuse das Desaster mit den Studierenden beklagt, denen er gleichwohl zu-billigte, vielleicht der wichtigste Katalysator beim Zerfall des Kapitalismus zu sein. Zunächst bröckelte aber der Zusammenhalt der Studierenden. Diverse Kaderorganisationen entstanden: In der Silvesternacht 1968/69, 50 Jahre nach Gründung der KPD, bildete sich eine Kommunistische Partei Deutschlands mit dem expliziten Zusatz «Marxisten/Leninisten» (KPD/ML). Die KPD/ML reagierte auf die moskowitzische Deutsche Kommunistische

Partei (DKP). Danach entstanden eine Aufbauorganisation (KPD/AO), ein Arbeiterbund für den Wiederaufbau der KPD, eine Proletarische Linke/Parteinitiative (PL/PI), ein Kommunistischer Bund (KB), ein Kommunistischer Arbeiterbund Deutschland (KABD) und ein Kommunistischer Bund Westdeutschlands (KBW). Viele dieser Gruppierungen verhärteten sich ideologisch und konkurrierten stark untereinander. Das schwächte die Bewegung. Es entfalteten sich allerdings, so Urs Jaeggi, vielfältige praxisorientierte Initiativen: Kommunen, Kinderläden, Betriebs-, Basis-, Stadtentwicklungs- und andere Gruppen. Zudem nahmen Häuserbesetzungen zu. Sie prägten die Nach-68er-Bewegung.

Von Bern nach Berlin

Urs Jaeggi kam 1931 als Sohn eines sozialpolitisch engagierten Notars zur Welt. Er machte eine Banklehre, übte den Beruf fünf Jahre aus, ehe er die Matura nachholte und Nationalökonomie und Soziologie in Genf, Bern und Berlin studierte. 1959 promovierte er an der Universität Bern. Hier arbeitete er als Assistent von Entwicklungssoziologe Richard Fritz Behrendt. 1959 wechselte er für zwei Jahre an die Universität Münster und die Sozialforschungsstelle in Dortmund. 1961 kehrte Urs Jaeggi an die Universität Bern zurück. Am Seminar für Soziologie, das er zeitweise interimistisch leitete, untersuchte er, wie Schweizer Medien über den Vietnamkrieg berichteten. 1967 zog er über die neugegründete Ruhr-Universität Bochum nach Berlin, wo er nach einer Gastprofessur in New York von 1972 bis 1992 an der Freien Universität in Berlin lehrte. Sein Forschungsschwerpunkt waren die Machteliten in Deutschland, die er in wissenschaftlichen Publikationen und auch in Romanen kritisch analysierte. In Berlin erhielt er bereits 1964 den städtischen Literaturpreis. Viele weitere Preise folgten für sein literarisches und künstlerisches Arbeiten, das er bis heute in Berlin und Mexiko pflegt. 1978 bekam Jaeggi den Literaturpreis des Kantons Bern, 1981 den IngeborgBachmann-Preis in Klagenfurt, 1988 den Solothurner Kunstpreis.

1968 erschien von Urs Jaeggi, nebst dem Roman *Ein Mann geht vorbei*, im Frankfurter Suhrkamp Verlag das Werk *Ordnung und Chaos*, in dem er den «Strukturalismus als Methode» diskutierte. Jaeggi reagierte auf die Kritik, Sartres politischer Aktivismus habe sich totgelaufen. Als Alternative lebte der

Strukturalismus auf. Er steht für interdisziplinäre Methoden, die Beziehungsgefüge in den Mechanismen kultureller Symbolsysteme untersuchen. Jaeggi faszinierte der Versuch, Theorie und Methode zu verbinden. Er verteidigte den Strukturalismus gegenüber dem Vorwurf, er führe zur Entpolitisierung der Wissenschaft. Jaeggi plädierte dafür, Denken und Handeln zu vereinen. Er verknüpfte den Strukturalismus mit dem Marxismus. Den Strukturalismus verstand er als methodologisches Rückgrat dieser Liaison, die sich gegen eine spekulative Soziologie wandte. Indem ein theoretisches Konzept die gesellschaftlichen Widersprüche gründlich erhellt, trägt es dazu bei, diese auch zu überwinden.

1968 publizierte Urs Jaeggi auch *Macht und Herrschaft in der Bundesrepublik*. Große Aufmerksamkeit erlangten bereits seine früheren «Berner Studien» über *Die gesellschaftliche Elite* (1960), *Angestellte im automatisierten Büro* (1963) und *Berggemeinden im Wandel* (1966). Zudem sein Buch über den Vietnamkrieg und die Presse (1966). Stets skeptisch gegenüber großen Theorien, interessierte ihn auch, wie sich die Gesellschaft im Individuum dokumentiert.

Vierzig Jahre nach 1968 und seiner konkreten Machtanalyse der Bundesrepublik stellte Urs Jaeggi 2008 in der Aula der Universität Basel sein Buch *Durcheinandergesellschaft* vor. Ein Zuhörer nahm ihn «wie einen verirrtten Poeten auf fremdem Terrain» wahr. Vielleicht wirkte Jaeggi so, weil er zu einer Ratlosigkeit steht, die mehr Orientierung bietet als vordergründige Klarheiten. Jaeggi fragt einfach und direkt, ob wir uns wirklich stets auf unseren inneren Kompass verlassen können. Sein eigener Kompass führte Urs Jaeggi von der Theorie zur Praxis, von der Soziologie zur Kunst. Und umgekehrt. Jaeggi verbindet seine Malerei, die Bildhauerei und seine Inszenierungen mit soziologischen Analysen. Er bewegt sich mehr oder weniger trittfest zwischen öffentlichen und privaten Sphären. Sein Spagat ist ein Versuch, aufrecht zu gehen. Das Private ist und bleibt für ihn politisch. Erkenntnis setzt sinnliche Erfahrung voraus. Das künstlerische Schaffen sensibilisiert die Wahrnehmung. Und sie fundiert das soziologische Denken. Das dokumentierte Urs Jaeggi in seiner *Durcheinandergesellschaft*. Sein Zugang ist faktisch basiert und assoziativ. Er bringt Wesentliches auf den Punkt. Das Durcheinander bleibt uns erhalten, stellte Jaeggi fest. Er schummelt uns keine Risikogarantie vor. Er kennt keine sicheren

Auswege aus dem Durcheinander. Sicher ist für ihn die Unsicherheit. Sie bleibt. Allerdings nicht für alle gleich.

Wer materiell gut abgesichert lebt, gerät weniger in Bedrängnis, wenn es kriselt. Er verfügt über Reserven und oft auch über mehr Zuversicht als andere. Deshalb plädiert Urs Jaeggi dafür, die soziale Sicherheit für alle zu stärken. Zum Beispiel mit einem garantierten Grundeinkommen, das großzügig und ohne entmündigende Kontrollen zu gewähren sei. Denn diese würden bloß die eigene «Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung» stillen. Jaeggi will dieses populistisch geschürte Verlangen nicht bedienen. Es geht ihm darum, Leid zu mindern. Unabhängig davon, ob sich mehr Gerechtigkeit finanziell lohnt. Jaeggi macht keine Versprechungen und täuscht keine Klarheit vor. Obwohl er die Epoche der Aufklärung hochhält, gehört für ihn das Verrückte zum Vernünftigen. Er fragt, wie normal die Normalität ist, wie rational die Rationalität, wie nützlich das Nützliche. Er plädiert im 68er-Sinne dafür, die Utopie als Teil der Realität zu verstehen, und fragt auch, schier subversiv, was wirklich wichtig ist im Leben. Jaeggi prägte die 68er-Bewegung, die er heute noch mit einer radikalen Besonnenheit verkörpert und dabei kritische Machtanalyse mit kreativen Ausdrucksformen verbindet. So war das anno 68 eigentlich auch gemeint.

Wiener Happenings

«Was ich jetzt schon weiß», schreibt mir der Reditoredaktor Joe Schelbert zu dem, was 1968 in Österreich los war: «Die Weltrevolution wurde nicht von Österreich aus gestartet, man erinnert sich in Österreich bei 68 mehr an Happenings. Aber subkutan hatte die Sache sicher Auswirkungen, und sei nur, dass nach 68 die modernisierende Kreisky-SPÖ die Regierung stellte und bald darauf absolute Mehrheiten über ein Jahrzehnt holte.» Später ergänzt der Historiker, der im «Echo der Zeit» oft über Österreich berichtet: «1968 gab es auch in Österreich. Aber nicht die Großdemonstrationen mit Kritik am US-Imperialismus oder der Solidarisierung mit Vietnam oder dem Proletariat. Es gab keine Straßenschlachten, kein Notrecht, und die konservative Regierung wackelte nie.»

Am 1. Mai 1968 demonstrierten junge Sozialdemokraten vor der Bühne am Wiener Rathaus und forderten, laut Bruno Aigner, dem späteren Berater von Ex-Bundespräsident Heinz

Fischer (SPÖ), von den Parteioberen «weniger Blasmusik, mehr Sozialismus». «Genauso witzig skandierten Studenten vor dem Unterrichtsministerium und verlangten «mehr Turnen», wie der Künstler André Heller noch weiß.» Österreichs 68er-Bewegung war jedenfalls, so Joe Schelbert, mehr Happening: «Politik kam in zweiter Linie, an vorderster Front standen Künstler, die das Bürgertum schreckten.» Österreich sollte durchlüftet und «vom Mief und von der geistigen Beschränktheit befreit» werden. Als Höhepunkt gilt der 7. Juni. Boulevardzeitungen beschrieben die Veranstaltung «Kunst und Revolution» als «Uni-Ferkelei». «Im Hörsaal I drosch einer auf ein vermummtes Opfer ein, eine Gruppe pisste um die Wette und notierte die erreichten Weiten, der Aktionskünstler Günter Brus erbrach sich auf den Boden und onanierte, während er die Nationalhymne sang.» Die pure Provokation wirkte, so Joe Schelbert: Der Protest sei laut dem Schriftsteller Robert Schindel zwar «lyrischer» gewesen als anderswo, «aber nicht weniger wichtig für das Land».

Österreich war 1968, so berichtet Joe Schelbert weiter, ein Land der Enge. «In Vorarlberg war das Tragen von Bikinis verboten, keine Frau durfte ohne Bewilligung ihres Mannes einer Arbeit nachgehen, Abtreibung war mit Haft bedroht. Noch lähmender war die Nachkriegslüge, wonach Österreich das «erste Opfer des Nationalsozialismus» war.» An den Universitäten unterrichteten, wie in Deutschland, viele ehemalige Nazis, «in den Gerichten urteilten sie, in den Zeitungen schrieben sie». Und: «Die Gesellschaft hatte sich in dieser Lüge eingerichtet, die meisten Menschen hatten diese gar verinnerlicht, selbst in den großen Parteien ÖVP und SPÖ hatten Nazis Unterschlupf gefunden, in der FPÖ hatten sie gar das Sagen.» Kein 68er-Protest benannte in Österreich diesen Skandal explizit, weil er laut Joe Schelbert den meisten nicht einmal bewusst war. «Doch das «Mailüfterl über Krähwinkel», so der Historiker Fritz Keller, hatte dennoch Folgen, schließlich kamen die Proteste aus Berlin, Paris oder San Francisco auch in Österreichs Stuben, ebenso die Musik der Kinks oder der Rolling Stones, der kulturelle Nachholbedarf war riesig und das Gewohnte wurde wie andernorts plötzlich in Frage gestellt.» Fazit: «Es war keine politische Revolte, aber der Beginn wichtiger Veränderungen im Land, auch wenn Österreichs 68er-Bewegung weder inhaltlich noch organisatorisch verbunden war.»

Zwei Jahre nach 1968 gewann Bruno Kreisky in diesem konservativen Land die Wahlen: «Kreisky hatte sich 1967 in einer Kampfwahl gegen den Widerstand der Gewerkschaften und der biedereren, beinahe reaktionären Parteiführung bei den Delegierten durchgesetzt. Er musste daher Kompromisse machen, lud aber die 68er-Bewegung zum Mitmachen ein.» «Demokratie wagen» hieß ein wichtiger Slogan. Kreisky forderte auch die 40-Stunden-Woche und universitäre Reformen. Damit holte er Teile der 68er-Bewegung ins Boot, die sich nun für dieses Modernisierungsprogramm einsetzten. «Die Revolution fand nicht statt», folgert Joe Schelbert weiter, «aber das Land holte politisch, sozial, und kulturell gegenüber den anderen westeuropäischen Staaten auf, und ermöglichte so einer breiten Bevölkerung ein wirtschaftlich besseres Leben.»

«Unterwegs notiert»

Regula Renschler war 1968 bereits politisch couragiert und publizistisch engagiert. Zwar skandierte die damals 33-Jähige nie «Lenin, Dutschke, Mao Tse-tung», sie unterstützte den Aufbruch, für den sie sich heute noch einsetzt, aber sehr wirksam.

«Für mich erwiesen sich die gesamten 1960er-Jahre als wichtig. Ohne sie hätte 1968 nicht stattgefunden», erzählt Regula Renschler auf dem Balkon ihrer Altbauwohnung im Basler St. Johann. Politisiert wurde sie durch den Aufstand in Ungarn 1956, den sie als Kampf um die Freiheit und gegen die Unterdrückung erlebte. Regula Renschler studierte damals an der Universität Zürich und engagierte sich zusammen mit Walter Renschler, den sie 1962 heiratete, in der Studentischen Direkthilfe Schweiz–Ungarn (SDSU). Ab 1958 engagierte sie sich im Vorstand des Verbands Schweizerischer Studentenschaften (VSS). 1959 und 1964 besuchte sie das Kommunistische Jugendfestival in Wien, wo sie zum ersten Mal mit Studierenden aus der Dritten Welt in Berührung kam und deren Bedeutung im Machtspiel zwischen Ost und West erkannte. Regula Renschler lehnte das sowjetische System stets ab. Sie trat für eine soziale Demokratie und einen starken Staat ein. Was ein totalitäres System anrichtet, hatte sie als kleines Kind im Zweiten Weltkrieg erlebt: wenn der Alarm erschallte und sie mit Mutter und Schwester in den Luftschutzkeller musste, während der Vater als Offizier an der Gren-

ze stand; wenn die Eltern und deren Freunde voller Zorn und voller Besorgnis über das Naziregime redeten; wenn sie still sein musste während der wöchentlichen Radiochronik des Historikers Jean Rudolf von Salis; als ihre Mutter mit einem elsässischen Kind nach Hause kam, das lange kaum sprach; und als sie ungläubig und voller Schreck nach Kriegsende die Bilder der zerstörten deutschen Städte in der NZZ betrachtete.

Regula Renschler kam 1935 in Zürich zur Welt. Sie studierte dort Romanistik, Publizistik und Geschichte. 1962 wurde sie als erste Frau in die Redaktion des *Tages-Anzeigers* berufen. Sie arbeitete als Auslandredaktorin und wirkte an Sendungen im Radio und im Fernsehen mit. Von 1966 bis 1967 führte sie mit Walter Renschler im Namen der International Federation of Journalists in mehreren afrikanischen Ländern journalistische Seminare durch. Über dieses prägende Afrikajahr schrieb sie das Buch *In Afrika unterwegs*. 1969 erstellte sie für das IKRK einen Gesamtbericht über dessen Aktivitäten im Krieg um Biafra. Von 1968 bis 1969 arbeitete sie als «grand reporter» für die *Schweizer Illustrierte*, von 1969 bis 1971 als Auslandredaktorin bei der AZ und von 1974 bis 1985 als Fachsekretärin bei der «Erklärung von Bern», danach bis 2000 als Redaktorin für Radio DRS. Ausgedehnte Reisen als Journalistin führten sie nach Lateinamerika und Afrika. Seit ihrer Pensionierung ist Regula Renschler als Übersetzerin und Publizistin aktiv.

Am 22. November 1963 berichtete Regula Renschler für den *Tages-Anzeiger* von Dallas aus über die Ermordung von John F. Kennedy. Zudem interviewte sie im Space Center von Houston (Texas) den Weltraumfahrer John Glenn. Anlass der Reise war ein Augenschein im damals noch segregierten Süden der USA, die im *Tages-Anzeiger* als Serie erschien. Als Redaktorin beim *Tages-Anzeiger* verantwortete sie vor allem den Bereich «Dritte Welt», insbesondere Afrika und die Welt nach dem Ende des Kolonialismus. 1968 und 1969 berichtete sie unter anderem für die *Schweizer Illustrierte* über den Prager Frühling und seine Folgen, über die Rechte der Frauen in anderen Ländern und über den Jura-Konflikt, in dem sie interessante Parallelen zum Prozess der Entkolonialisierung der afrikanischen Kolonien erkannte. Randnotiz: Kurz vor unserem Gespräch löste sich auch Moutier per Abstimmung am 18. Juni 2017 vom Kanton Bern los.

Regula Renschler berührten in den 1960er-Jahren jene Konflikte, die mit zum 68er-Aufbruch führten: die Diskriminie-

rung von Frauen und Schwarzen, die Dekolonisierung Afrikas und der Neokolonialismus. Sie erlebte die Apartheid in Südafrika, die Segregation in den Südstaaten der USA und den Neokolonialismus in Afrika. Regula Renschler im Gespräch: «Statt demokratisch gesinnte Politiker und eigenständige Entwicklung zu unterstützen, hievte der Westen Statthalter ihrer Interessen in die neuen Machtpositionen. Dafür gibt es bis heute viele Beispiele, in den 1960er-Jahren war das bekannteste die Ermordung des kongolesischen Premierministers Lumumba durch westliche Geheimdienste und die Einsetzung Mobutus an seiner Stelle.» Regula Renschler hat über dieses Thema ausführlich berichtet und später für das Schweizer Fernsehen auch einen Film gedreht über den Kongo und die Bodenschätze des Katanga, deren Ausbeutung sich westliche Unternehmen zu sichern wussten. Dies geschieht bis heute, zum Beispiel durch Glencore.

Mit 33 Jahren empfand sich Regula Renschler 1968 nicht als «richtige 68erin». Gerade erst von Afrika zurück, dachte sie bei den ersten Demonstrationen in Zürich: «Herrgott nochmal, haben die Luxusprobleme.» Mit den emanzipatorischen Anliegen der 68er identifizierte sie sich aber sehr wohl, sie hatte ja selbst als Journalistin dafür gekämpft. Sie lebte später in Basel in einer Hausgemeinschaft, die gemeinschaftliches Wohnen probte und in der Erziehung der Kinder neue Formen im Sinn von mehr Selbstverantwortung der Kinder förderte. «Dabei gingen wir manchmal auch zu weit», erinnert sich Regula Renschler, «und die endlosen Diskussionen in der Hausgemeinschaft und im Kindergarten Gampiross waren oft mühsam.»

Die Zeitschrift *Neutralität* erlebte Regula Renschler als «kleine politische Heimat im Geschrei des Kalten Krieges»; sie schätzte «die gute Qualität» der Zeitschrift. In ihrem Beitrag (1968: 18) über «Kein Ende in Biafra» reagierte sie auf «die einseitige Parteinahme der Kirche für den Ibo-Staat» und analysierte den Krieg als «Kampf der Eliten», der die Zivilbevölkerung in Mitleidenschaft zog. Hochschwanger, hielt sie 1969 in Grenchen die Rede zum 1. August: gegen Fremdenfeindlichkeit und Filz, für bessere Löhne, Bildung, für das Frauenstimmrecht und für ein gemeinsames Europa. Im Oktober 1969 kam ihr Sohn Felix zur Welt. Der Vater, August E. Hohler, lebte in Basel. Er war zuvor Chefredaktor der *Weltwoche*, die er nach deren Wechsel zum Ringier-Verlag verließ. So übernahm er nach mehrmonatiger Erwerbslosigkeit die Forumsseite der *National-Zeitung*, die er bis

zur Fusion mit den *Basler Nachrichten* zur *Basler Zeitung* leitete. Regula Renschler blieb zunächst alleinerziehend in Zürich und stieg bei dem neu gegründeten AZ-Bund, der Zeitung der Sozialdemokratie, als stellvertretende Chefredaktorin ein. In dieser Funktion legte sie sich mit einzelnen prominenten Sozialdemokraten an, die ihre Kritik an der Politik der israelischen Regierung im Umgang mit den Palästinensern harsch kritisierten und Regula Renschler auch als Person diffamierten. Ein jüdischer Geschäftsmann ließ sie ein Jahr lang von einem Detektiv beschatten, um herauszufinden, ob sich in ihrem Privatleben etwas gab, das sich gegen sie verwenden ließe. Nach einem Jahr gab er auf, er hatte nichts gefunden. Der allmähliche Niedergang der Schweizer Arbeiterzeitung führte 1973 zum Aus des Verbunds. Es fehlte an Inseraten, an Abonnenten, die Konkurrenz der großen schweizerischen Tageszeitungen war zu groß. Aber es gab noch einen anderen Grund: «Die SP hatte sich nie wirklich für die neue AZ interessiert», erklärt Regula Renschler.

Regula Renschler zog nun 1971 mit Sohn Felix zu ihrem Partner August E. Hohler nach Basel. Mit dem Ethnologen und Friedensforscher Roy Preiswerk führte sie eine Studie über das Bild der Dritten Welt in westlichen Geschichtsbüchern durch. Durch diese Arbeit lernte sie Anne-Marie Holenstein kennen, die ihr vorschlug, zusammen mit ihr und Rudolf Strahm das neu gegründete Sekretariat der «Erklärung von Bern» auf die Beine zu stellen. Rudolf Strahm hatte sie an der Interkonfessionellen Konferenz Schweiz–Dritte Welt (1970) kennengelernt. Regula Renschler übernahm den Bereich «Kulturbegegnung, Rassismus und Ethnozentrismus», damals in der Öffentlichkeit noch relativ wenig erforschte Phänomene. Diese Arbeit diente ihr als Grundlage für die Publikation von *Das Gift der frühen Jahre. Rassismus in der Jugendliteratur* (1981) und *Wer sagt denn, dass ich weine. Geschichten über Kinder in Afrika, Asien und Lateinamerika, den USA und der Schweiz* (1977). Dieses Buch wurde an sämtliche Deutschschweizer Schulen verteilt und erzielte eine Auflage von fast 100 000 Exemplaren.

Wenn Regula Renschler an Persönlichkeiten denkt, die ihr 1968 imponierten, dann nennt sie den afroamerikanischen Schriftsteller James Baldwin, den afrikanischen Politiker Julius Nyerere und den brasilianischen Befreiungspädagogen Paulo Freire, den sie 1977 in Guinea-Bissau bei einer Alphabetisierungskampagne begleitete, die sie begeistert und doch kritisch

distanziert kommentierte. Auch das Buch *Die Verdammten dieser Erde*, das der Psychiater Frantz Fanon über seine Arbeit in Algerien publizierte, wirkte auf sie damals «wie ein Signal». Willy Brandt, ab 1969 deutscher Regierungschef, beeindruckte sie bei einem Besuch in Berlin, ebenso wie Bruno Kreisky, der 1970 österreichischer Bundeskanzler wurde und mit dem sie für die AZ ein Interview führte. Für «richtige 68er» waren Brandt und Kreisky «unverbesserliche Reformisten», für Regula Renschler hingegen «Demokraten mit Rückgrat».

Regula Renschler schreibt seit jeher gegen Unrecht an. Sie tat das 1968 aufgrund wichtiger Ereignisse besonders intensiv. Und blieb dabei. Im Sinn von 68 und darüber hinaus, im Sinn der Aufklärung und der Toleranz.

Gleichzeitig ungleichzeitig

Zum 68er-Aufbruch trugen Ereignisse in aller Welt bei: die Bürgerrechtsbewegung in den USA, der Vietnamkrieg, die kubanische Revolution, Aufstände von Indigenen in Asien, die Dekolonisation in Afrika, studentische Revolten und Streiks in Europa. Die Systemkonkurrenz zwischen West und Ost prägte viele Konflikte. Aufgrund der imperialen und kulturellen Hegemonie richtete sich der Fokus stark auf die USA. Was im «Hinterland» passierte, blieb vernachlässigt. Wenig relevant schienen seinerzeit unkonventionelle Diskurse zwischen Konservativen und Progressiven an arabischen Hochschulen. Dabei wäre es wohl wichtig gewesen, sie mehr zu beachten und einen respektvollen Austausch zu pflegen.

Erstaunlich ist die Gleichzeitigkeit vieler Ereignisse im selben Jahr, wobei die engere 68er-Periode von 1967 bis 1969 dauerte. Der Aufbruch fand vor allem in diesen Jahren statt. Die Bedeutung der Ereignisse wächst mit der Aufmerksamkeit, die nicht beliebig ist, sondern ihre Gründe hat. Die Historikerin Regula Renschler und der Soziologe Urs Jaeggi repräsentieren nicht nur die Vorgeschichte des 68er-Aufbruchs, den sie weiter aktiv mitbeeinflussten. Die Besonderheiten von 1968 lassen sich vor allem im Nachhinein gut plausibilisieren und relativieren. Symbolisch stark wirkten die Dienstverweigerung des Boxers Muhammad Ali und die «Black Power»-Geste der beiden US-Sprinter Tommie Smith und John Carlos an den Olympischen Spielen in Mexiko. Die Beatles brachten zwei ihrer meistverkauften

Songs, «Hey Jude» und «Revolution», 1968 heraus. Der 68er-Aufbruch drückt eine Widerständigkeit aus, die auf autoritäre Strukturen reagierte, diese teilweise auch reproduzierte, aber vor allem mehr Freiheiten suchte. Der Aufbruch weichte verhärtete Strukturen auf, gleichzeitig ungleichzeitig – mit unterschiedlichem Tempo und beschränkter, aber beachtlicher Reichweite. Die Wirkung scheint allerdings klarer auf, wenn wir sie weder überhöhen noch mythisch verklären oder abwerten.

Der Fotograf Claude Giger (*1952) aus Basel war um das Jahr 1968 als Schüler und Lehrling unterwegs mit der Kamera. Seit seiner Ausbildung zum Tiefdruckfotograf arbeitet er als engagierter Pressefotograf. Seine Bilder hat er 2018 dem Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich übergeben.

Bildlegenden auf Seite 359

3

Aufbruch in der Schweiz

In den 1950er- und 1960er-Jahren boomte die Schweizer Wirtschaft, der Massenkonsum verbreitete sich. Die politischen Verhältnisse schienen recht stabil. Widersprüche zeigten sich jedoch im Selbstverständnis der Schweiz. Die Behörden priesen die offene Schweiz und bespitzelten Hunderttausende unbescholtener Bürgerinnen und Bürger. Sie fichteten auch demokratische Kundgebungen, wie das Basler Petersplatz-Meeting vom 28. Juni 1968, das sich friedlich mit studentischen Anliegen auseinandersetzte. In fast allen Regionen der Schweiz bildeten sich nonkonformistische Zirkel, die übergreifende und spezifische Anliegen aufnahmen. In Zürich, Zug, im Tessin und in andern Kantonen forderten nicht nur Jugendliche autonome Kulturzentren.

Die Mobilität nahm auf allen Ebenen zu. «Wir kommen bei jeder Klassenzusammenkunft auf 1968 zu sprechen», berichtet die Baselbieterin Marianne Recher. «Vor allem auf die Sorglosigkeit, die damals vorhanden war. Wir konnten eine Stelle kündigen, ohne eine neue zu haben, weil wir wussten, dass eine andere bereits auf uns wartete. Das ermöglichte uns, vorwärts zu schauen.» 1968 erlebte sie als «eine Aufbruchsstimmung, die einem niemand nehmen kann, wie eine gute Ausbildung, die man nie vergisst». Die häufigeren Scheidungen interpretiert sie «als eine Folge des Wohlstands».

Momente des Aufbruchs – Überblick

- An der Schweizer Landesausstellung «Expo 64» prallen verschiedene Bilder von der Schweiz auf einander. Der St. Galler Max Imboden, Professor für öffentliches Recht an der Universität Basel, beschreibt in der Schrift «Helvetisches Malaise», wie bedrängt das Recht, der Staat und die Gesellschaft sind.
- 1964
- 1965 Bislang eher unpolitische Protestbewegungen, wie «Halbstarke» oder «Existenzialisten», beginnen sich zu radikalisieren.
- 1966 Urs Jaeggi, Rudolf Steiner und Willy Wyniger veröffentlichen ihre Studie *Der Vietnamkrieg und die Presse*.
- 1967 Arnold Künzli publiziert sein Buch *Vietnam – Wie es dazu kam*. Mehrere tausend Personen protestieren Mitte April an Kundgebungen in Biel und Bern gegen den Krieg in Vietnam. Der Friedensmarsch führt in jenem Jahr von Lyss nach Bern. Die Rolling Stones treten am 14. April im Zürcher Hallenstadion auf. Toni Vescoli spielt mit den Sauterelles als Vorgruppe. Hardy Hepp tritt ebenfalls auf. Es kommt zu Ausschreitungen. Herbert Marcuse hält am 21. August im Club Bel Etage einen Vortrag in Zürich. Am 1. November verlangt der Schweizerische Gewerkschaftsbund (SGB), die ausländischen Arbeitskräfte auf 50 000 zu reduzieren. 1967 endet das 2. Vatikanische Konzil, das einen Schub in der Ökumene bewirkt.
- 1968 300 Studierende besetzen am 8. März im Lehrerseminar in Locarno die Aula. Sie wollen die Unterrichtsmethoden und Studienpläne reformieren. In Lausanne solidarisieren sich am 13. Mai zahlreiche Studierende mit den französischen Studierenden. In Genf besetzen Studierende am 17. Mai die Universität und fordern mehr Mitbestimmung. Am 31. Mai tritt Jimi Hendrix in Zürich auf. Am 22. Juni finden in Locarno und andern Städten gut besuchte Kundgebungen gegen den Vietnamkrieg statt. Am 28. Juni referiert der Sexualforscher Günter Amendt an einem Sit-in mit 2000 Teilnehmenden auf dem Petersplatz in Basel. Am 29./30. Juni und am 1. Juli gehen Jugendliche in Zürich für ein autonomes Jugendzentrum auf die Straße. Die Polizei verletzt bei Straßenschlachten 60 Demonstrierende und verhaftet über 200. Der Stadtrat erlässt ein Demonstrationsverbot. Bekannte Persönlichkeiten protestieren in einem «Zürcher Manifest» gegen die Repression. Der Schweizer Filmemacher Roman Brodmann erhält für seinen Dokumentarfilm *Der Polizeistaatsbesuch* den Adolf-Grimme-Preis. Der Film zeigt den iranischen Schah Mohammad Reza Pahlavi in West-Berlin. Am 10. Dezem-

ber stirbt der engagierte Theologe Karl Barth, der sich als «dialektischer Theologe» mit der Bekennenden Kirche gegen den Nationalsozialismus und in der Schweiz vehement gegen die militärische Aufrüstung wehrte.

- 1969 Am 21. April jährt sich zum zweiten Mal der faschistische Militärputsch in Griechenland. Junta-Anhänger feiern im Berner Hotel Schweizerhof. Das Berner Forum Politicum protestiert. Im Juli besetzen Demonstrierende in Basel immer wieder die Tramschienen. Sie wenden sich gegen Preiserhöhungen und verlangen ein «Gratistram». Am 18. Juli eskaliert die Auseinandersetzung durch einen Großeinsatz der Polizei. Am 13.9. kommt es in Bern und Bremgarten zu Demonstrationen und Protestaktionen, weil der Schweizer Bundesrat den US-General William Westmoreland empfängt, der von 1964 bis 1968 Oberbefehlshaber in Vietnam gewesen war. Der Bund verschickt im September das *Zivilverteidigungsbuch* an alle Haushalte. Am 30. September schließt die Waadtländer Partei der Arbeit (PdA) fünf Mitglieder als Linksabweichler und Trotzlisten aus. Am 5. Oktober trifft sich die Junge Sektion der PdA mit der *Tendance de Gauche* aus der Romandie und dem *Movimento Giovanile Progressista Ticino*. Die Junge Sektion tritt aus der Partei aus. Die *Tendance de Gauche* ebenfalls. Sie bildet die *Ligue marxiste révolutionnaire*.
- 1970 Die Universität Bern weigert sich, den Philosophen Hans Heinz Holz zu habilitieren. Studierende besetzen am 1. Juli das Soziologische Institut der Universität Bern. Am 30. Oktober eröffnet Zürich den Lindenhof-Bunker. Bis zum 6. Januar 1971 lebt die Autonome Republik Bunker.
- 1971 Im Februar beschließt die Schweiz, das Frauenstimmrecht einzuführen. Am 7. Juli lässt der Regierungsrat Alfred Gilgen die Universität Zürich für eine Woche schließen. Die antikapitalistische und antifaschistische Woche muss außerhalb stattfinden.
- 1973 Am 25. November führt die Schweiz ihren ersten autofreien Sonntag durch.

Von der Basler Arena zum Aargauer Ziegelrain

Nach den Basler 68er-Ereignissen gefragt, erinnert sich der Historiker Georg Kreis an das 50-Jahre-Jubiläum der Studentenschaft, der Ökonom Thomas Heilmann an das Störmanöver bei einem Vortrag von James

Schwarzenbach und die Fotografin Claire Niggli an die nonkonforme Vereinigung «Arena». Doch als Erstes erwähnen alle drei das Sit-in auf dem Petersplatz am 28. Juni 1968 und die besetzten Tramgeleise am 8. Juli 1969. Als bedeutend erwies sich auch das Basler Theater mit Regisseur und Direktor Werner Düggelin von 1968 bis 1975. Er trug mit Fußballtrainer Helmut Benthaus dazu bei, dass am 17. Dezember 1967 die Basler Stimmberechtigten einen 6-Millionen-Kredit guthießen, um damit zwei Picasso-Bilder zu kaufen. (Spirgi 2017: 31) Die beiden setzten sich gemeinsam dafür ein, den Kulturstandort zu stärken. Aus einer anderen Basler Kunstszene entstand, nach ihrer Stammbeiz benannt, die Gruppe Farnsburg.

«Als wir zusammenkamen, explodierte unser Schaffensdrang.» So beschrieb der Künstler Max Matter (2017: 60) die damalige Aargauer Szene. Er gestaltete 1968 mit andern zusammen das Atelier Ziegelrain zu einem aufmüpfig-kreativen Zentrum. Damals vertrat der kritische Kabarettist Alfred Rasser, vom Landesring der Unabhängigen nominiert, den «Autokanton» im Nationalrat. Aus der Zeit nach 1968 ist vom Kanton Aargau vor allem die Anti-AKW-Bewegung bekannt, an der sich ebenfalls viele Menschen aus anderen Kantonen beteiligten.

Gruppe Farnsburg und «Atlantis»

Der Drucker Kurt Meier hat *Die unbeliebten Außenseiter* (2009) filmisch dokumentiert. Er filmte sie bereits vor 1968. Basler Künstler, die in den 1960er-Jahren in Kneipen viel miteinander diskutierten, organisierten 1959 eine Alternative zur traditionellen Weihnachtsausstellung. Sie solidarisierten sich mit jenen Künstlern, deren Bilder die Jury ablehnte, und stellten ihre Bilder im Restaurant Farnsburg beim Barfüsserplatz aus. 1968 bildeten sie die Gruppe Farnsburg. Dazu gehörten nebst anderen die Maler Walter Wegmüller (Jahrgang 1937), Jörg Schuldhess (1941–1992) und Kurt Fahrner (1932–1977), der 1959 auf dem Barfüsserplatz sein Bild von einer gekreuzigten Frau zeigte, das die Polizei flugs beschlagnahmte und erst nach seinem Tod der Familie wieder aushändigte. Die Polizei nahm Kurt Fahrner, zwei Journalisten und einen Fotografen zur Vernehmung auf die Wache mit. Sie führte zudem Hausdurchsuchungen durch. Das veranlasste Fahrner, die Aktion nicht mehr als Happening, sondern als «Verrat» zu bezeichnen.

1963 organisierten Kurt Fahrner und Walter Wegmüller

von der Farnsburg aus spontan eine Gegendemo vor dem Basler Theater, «wo herbeigefugte, konservativ-christliche Kreise gegen Rolf Hochhuths Theaterstück *Der Stellvertreter* protestierten, das den Papst entweihte», erinnert sich der Augenzeuge und spätere POB-Großrat Rolf Häring. «Fahrner schrieb auf ein Schild «Basel ist nicht Vietnam», was wohl niemand so richtig verstand. Wir zogen jedenfalls von der Beiz aus vors Theater, wo bereits die Polizei stand, die Fahrner das Schild entriss und am Boden zertrampelte.» Fahrner spielte «auf die katholische Diem-Diktatur» (1954–1963) des südvietnamesischen Premierministers Ngô Đình Diem an, gegen die buddhistische Mönche auch mit Selbstverbrennungen protestierten. Der angehende Arzt und spätere PdA-Aktivist Peter Flubacher fand das Stück von Hochhuth trotz des wichtigen Inhalts eigentlich nicht besonders gut. Die Trillerpfeifen der fanatisierten militanten Papsttreuen jagten ihm jedoch «einen Schrecken ein», wie er berichtete.

Am Wochenende vom 18. November 2017 trat Toni Vescoli mit seinen 1962 gegründeten Les Sauterelles im Basler «Atlantis» auf. Die Band stand schon vor fünfzig Jahren im «tis» auf der Bühne, das seit 1947 Beat, Rock, Funk, Reggae und New Wave bietet. 1968 kamen am Klosterberg ein gutes Dutzend Musikliebhabende und politisch Bewegte zusammen. Black Sabbath, Rumpelstilz und Züri West sorgten für gute Stimmung. Wer Ruhe wollte, konnte ins Café Tropic ausweichen, das die Gebrüder Seiler zusätzlich führten. Wegen langen Haarschopfs blieb einem allerdings der Zugang verwehrt. Da hörte die Toleranz der Besitzenden auf, trotz vieler Reisen nach Übersee. Marc Krebs (2017) und Christian Platz haben die Geschichte des alternativ-konsumistischen «Atlantis» dokumentiert.

Alles fichiert

In der Farnsburg verkehrte auch der Buchhändler und PdA-Aktivist Otto Waser (1916–2001) aus Winterthur. Der ehemalige Kellner engagierte sich in der PdA und in der Vereinigung Kultur und Volk. Seine Fichen bei der Bundesanwaltschaft beginnen am 30. September 1947 und enden am 30. November 1988. Sie sind ein Zeichen der Zeit. Am 18. März 1950 beschlagnahmte die Bundesanwaltschaft einen Versand von vierhundert Exemplaren der Zeitung *Für einen dauerhaften Frieden, für Volksdemokratie*. Die Fichen informieren auch über Bildungsanlässe, an denen Otto Waser über Utopien referierte. Bei Otto Waser handelte es

sich laut Eintrag vom 26. Mai 1951 um einen «bornierten und zweifellos gefährlichen Kommunisten». Als Beleg dienten die Teilnahmen an den Weltjugendfestivals in Berlin 1951, Bukarest 1953 und Moskau 1958. Protokolliert ist, wem Waser wann die Hand reichte. Die Fichen zitierten auch einen früheren Arbeitgeber, der sich darüber beklagte, wie Waser das Servicepersonal seines Restaurants dazu anstiftete, kollektiv zu kündigen. Weitere Einträge rapportierten Verlagsaktivitäten, das Sortiment der Buchhandlung und interne Sitzungen der PdA. Sie führten ebenfalls auf, wer am 10. Dezember 1969 an einer Feier für Bundespräsident Tschudi teilnahm, am Tag darauf gegen das *Zivilverteidigungsbuch* protestierte, am 10. November 1970 gegen die Todesstrafen an sechs baskischen Freiheitskämpfern demonstrierte oder am 15. März 1971 die Befreiung von Angela Davis forderte. Am 26. Juli 1973 entdeckte ein Späher, wie Otto Waser vom Badischen Bahnhof aus ans zehnte Weltjugendfestspiel reiste. Nach Auskunft seiner Tochter Monika Waser verabschiedete er aber bloss die Abreisenden. Ein Bericht vom 14. März 1983 erwähnte, dass Otto Waser die Genossenschaft Riehentor mitbegründete. Am 6. November 1984 war davon die Rede, die laufende Telefonkontrolle gegen Waser aufzuheben. Die Fichen vom 21. Januar 1985 hielten die Übergabe der Buchhandlung an die Tochter Monika Waser fest, die, bereits von Kindesbeinen an observiert, neu die Geschäftsleitung übernahm.

«Arena», Sit-ins und Demonstrationen

Der Architekt und langjährige Großrat Christian J. Haefliger bezeichnet sich selbst als moderaten Sozialdemokraten – mit liberitär-sozialistischem Einschlag. Von 1970 bis 2003 engagierte er sich für die Regio Basiliensis (unter anderem als Geschäftsführer) und von 1988 bis 2006 im Verwaltungsrat des Basler Theaters. Er dokumentiert im Gespräch die Aktivitäten verschiedener Kunsthalle-Foren. In der ersten Hälfte der 1960er-Jahre entstanden die Gruppe Ulysses, Viereck und daraus ein Zirkel des Philosophen Heinz Lübben (und der Fotografin Claire Niggli). Am 7. Mai 1965 organisierte der Zirkel einen Brecht-Abend mit Wilfrid Jaensch, dem Assistenten des Literaturhistorikers Walter Muschg. Jaensch koordinierte die studentische Arbeitsgruppe Polemos und eine gleichnamige Zeitschrift. Nach dem Tod Heinz Lübbens 1966 führten Christian J. Haefliger und Wilfrid Jaensch den Zirkel weiter. «Die Stellung des Intellektuellen im Marxismus» lautete

das Thema vom 16. Dezember 1966. Viele weitere Veranstaltungen folgten. Vom 26. Januar 1968 an konstituierte sich der Zirkel als Vollversammlung. Heinrich Koechlin, Buchhändler am Spalenberg, referierte am 10. Februar 1968 über Sozialismus und Anarcho-Syndikalismus. Am 16. Februar lud die Nationale Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat (NA) in der Basler Mustermesse zu einem Parallel-Vortrag ein, den die Progressive Studentenschaft Basel (PSB) störte. Aktivist Georges Degen ergatterte das Mikrofon und umklammerte es, als ihn die Saalhüter wegtrugen. Am 30. April organisierte die Filmkommission der Universität Basel eine Vietnam-Veranstaltung mit Philosoph Arnold Künzli. Am 17. Mai diskutierte der Zirkel in der Kunsthalle mit Vertretern des SDS über Mitbestimmung. Am 31. Mai charakterisierte Peter Schilinski (1916–1992) den Anthroposophen Rudolf Steiner. Und die *Polemos*-Ausgabe Nr. 7 vom Juni 1968 titelte «Trotzki – Steiner». Schilinski betrieb auf Sylt eine politische Teestube, in der Wilfrid Jaensch, der Künstler Joseph Beuys und der Student Rudi Dutschke verkehrten.

Am 7. Juni befasste sich der Zirkel im Restaurant Rialto mit dem Vietnamkrieg. Als «Star-Speaker», so Haefliger, trat Thomas Held von der Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich (FSZ) auf. Nach der Veranstaltung organisierten Teilnehmende eine spontane Demonstration. Sit-ins fanden nun öfter auf dem Barfüsserplatz, der Klagemauer und bald auch auf den Tramgeleisen statt. Am 29. August protestierten die PSB, der Zirkel und weitere Gruppierungen vor dem Kino Capitol gegen den US-freundlichen Vietnamfilm *The Green Berets*. Der Kinobetreiber setzte den Film noch am selben Abend ab.

Am 21. August demonstrierten auf dem Marktplatz Hunderte von Empörten gegen den Einmarsch sowjetischer Truppen in der ČSSR. Werner Düggelin und Erich Holliger vom Basler Theater organisierten am 8. September eine Matinée. Die Schriftsteller Günter Grass, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Peter Bichsel und Kurt Marti wirkten mit. Am 1. Oktober diskutierten der Zirkel, die PSB und die «Initiativgruppe für einen Republikanischen Club Basel» im Stadtcasino über Modelle für einen humanen Sozialismus. Wenig später konstituierte sich in der Farnsburg der besagte Republikanische Club Basel, der sich kurz darauf in «Arena» umbenannte. Zwölf Arbeitsgruppen bildeten sich. Wöchentliche Vollversammlungen fanden statt. Vom 21. November 1968 an erschienen die ersten Nummern des

«Arena»-Extrablatts *neue fresse*. Der Titel spielte auf die gehobene Zürcher Boulevardzeitung *Neue Presse* an. Am 10. Mai 1969 verbrannte die «Arena» auf dem Barfüsserplatz mit ihrer Kritischen Untergrundschule (KUSS) zusammen eine Puppe des wissenschaftlich vereinnahmten Paracelsus, um den kritisch-mystischen Paracelsus neu auferstehen zu lassen. Mit dabei waren auch der Schriftsteller Sergius Golowin und nonkonformistische Rocker. Am 9.10.1969 tagte die «Arena» mit ihrer Vollversammlung in der Bahnhofshalle, da mehrere Lokale keine Räumlichkeiten mehr zur Verfügung stellten.

Dominik Lachenmeier (2002) hat sich mit der «Arena» befasst. Ihre Offenheit trug dazu bei, über ideologische Differenzen hinweg eine breitere Öffentlichkeit anzusprechen. Die lose Organisation machte es aber schwierig, sich gegenüber den stärker strukturierten Progressiven Organisationen (POB) zu behaupten, mit denen die «Arena» eine Zeitlang eine Lokalität im Rosshof teilte. Nach Dominik Lachenmeier (ebd. 104) symbolisieren der Bruch und der steile Aufstieg der POCH (aus der PSB und den POB) den Wechsel von einer libertär-sozialistischen Linken zu einer marxistisch-leninistischen; diese wurde von Thomas Heilmann repräsentiert, der im Basler Rosshof die Lektüre des *Kapitals* von Karl Marx anleitete und die «Arena» als eher unbedeutend erachtete. Nach seiner Einschätzung verlor sie vor allem an Gewicht, weil sie sich mehr auf subkulturelle Aktivitäten, Konzerte und Ausstellungen konzentrierte. Aus meiner Sicht hätte es sich gelohnt, das Bündnis weiterzutragen. Christian J. Haefliger schätzte die «Arena» als lebendigen Ort des intensiven Austauschs.

Teach-in auf dem Petersplatz

Der Spezialdienst des Polizeidepartements Basel-Stadt protokollierte auf dreizehn Seiten und mit diversen Anhängen, was sich am 28. Juni 1968 von 18.30 bis 23.20 Uhr auf dem Basler Petersplatz ereignete. Die PSB und die Studiengruppe Universität und Gesellschaft (SUG) hatten zu einem Meeting zum Thema «Studentenrevolte – Ursachen und Ziele» eingeladen. Als Hauptreferierende sollten aus Frankreich der Soziologiestudent Daniel Cohn-Bendit und aus Deutschland der Sozialwissenschaftler Günter Amendt kommen, der schon am 27. April 1968 trotz abgelehnter Redebewilligung in Zürich über «Sexualrevolution und Mittelschule» referiert hatte. In Basel hatte alles seine Ord-

nung. Kurt Madörin, Martha Roth und Dieter Zeller reichten rechtzeitig ein Gesuch für das Teach-in auf dem Petersplatz ein. Die Behörden teilten ihr Einverständnis mit und verständigten sich mit der Polizei und der Universitätsleitung. Das Protokoll des Polizeidepartements vermerkt auch, wie Stefan Hofer, Käti Ensner Witschi, Großrat Georges Degen und Gerd Löhner mit anderen am 25. Juni 1968 von 18 bis 19.20 Uhr die Veranstaltung vorbereiteten. Flugblätter lagen laut Fiche sogar im Kollegiengebäude der Universität auf. Daniel Cohn-Bendit sagte kurzfristig ab, nachdem er Drohungen erhalten hatte.

Am Abend des 28. Juni 1968 versammelten sich bei drückender Hitze rund 2000 Personen auf dem Petersplatz. Am Rand verfolgten auch Dozierende der Universität das Spektakel. Der Ordnungsdienst trug rote Armbinden. Paul Ignaz Vogel «propagierte» die Zeitschrift *Neutralität*. Mitglieder der Jungen Sektion der PdA Basel-Stadt verteilten den *Vorwärts*. Das Protokoll hält auch fest, was «in dieser linken Zeitung» stand und wer an der Veranstaltung das Wort ergriff. Über Einzelne finden sich in den Beilagen detaillierte Angaben. Um 23.20 Uhr beendete Günter Amendt die Veranstaltung. Er rief dazu auf, den Kampf gegen die Unterdrückung in aller Welt zu führen, und nahm dann laut Fiche den Zug um 00.17 Uhr nach Zürich. Das Polizei-Protokoll über das Petersplatz-Meeting spricht das marxistisch-kommunistische Selbstverständnis einzelner Gruppierungen an, das irritiere, zumal die KPdSU diese Randalierer verurteile. Vielleicht handle es sich mehr um eine Art chinesische Kulturrevolution. Um 00.30 Uhr diskutierten dann laut Fiche noch «kleinere Gruppierungen» auf dem Petersplatz. Der Vorsitzende einer namentlich erwähnten Stiftung stand angeblich inmitten von etwa hundert Personen. Der «geschiedene Studentenfarrer» Ulrich Hedinger habe eifrig mitdebattiert. Dann folgt eine lange Liste von «Linksextremisten». Erwähnt sind etwa Erika Bantle-Bade, Käti Ensner Witschi und Louise Stebler-Keller, die, demokratisch gewählt, während Jahren friedlich im Kantonsparlament politisierten. Was die Fiche nicht erwähnt: Gerd Löhner, der als Präsident der Studentenschaft die Veranstaltung eröffnete, kam direkt vom militärischen Wiederholungskurs. Er reichte dafür ein Gesuch ein, das bewilligt wurde. Zurück im Dienst, verweigerte er dann das Schießen. Das Divisionsgericht 4 verurteilte ihn zu fünf Monaten Gefängnis und schloss ihn «zum Glück noch», wie er berichtet, von der Armee aus.

Louise Stebler gehörte zu den ersten Frauen im Basler Großen Rat. Sie zogen am 9. Mai 1968 ins Parlament ein. Zwei Jahre zuvor, am 26. Juni 1966, gewährte endlich eine Mehrheit der männlichen Wähler in Basel-Stadt den Frauen das kantonale Stimmrecht. Frauen stritten in der Abstimmungskampagne noch darüber, ob sie um dieses Recht bitten oder ob sie es einfach verlangen sollten. Gewählt wurden vierzehn Frauen aus allen Parteien mit Ausnahme der FDP. Unter ihnen befand sich auch die Märchenerzählerin Trudi Gerster. Louise Stebler vertrat die PdA und politisierte über zwei Jahrzehnte im Großen Rat. Ihr Mann Joe Stebler wurde ebenfalls für die PdA gewählt. Er gehörte dem Rat schon seit 1947 an und trat nun zurück, auch mit Blick auf das gemeinsam geführte Optikergeschäft. Die vierzehn Frauen trafen sich jeweils eine halbe Stunde vor Ratsbeginn, wenn Frauenthemen anstanden. «Und das war meistens der Fall», erzählt die 94-jährige Louise Stebler in ihrer Blockwohnung mit Blick auf die Schützenmatte. Als Louise Stebler im Rat eine Kindertagesstätte im Quartier forderte, unterstützten sie alle Frauen, auch die Schlussrednerin, die Ärztin Marianne Mall-Haefeli von der Liberaldemokratischen Bürgerpartei, die später das Basler Frauenspital leitete und Professorin wurde, wie Louise Stebler ergänzt.

Louise Stebler kam 1924 als Luisa Keller in Höngg zur Welt. Die kommunistischen Eltern von Luisa emigrierten nach Lyon, wo sie aber ausgewiesen wurden, weil der Vater am Fest der Kommunistischen Partei die Buchhaltung verantwortete. So kamen sie über Genf und Zürich nach Basel, wo ihr Vater die Filiale des Optikergeschäfts Ruhnke leitete und später erwarb. In Basel engagierte sich Louise als 17-Jährige in der verbotenen Freien Jugend und bei den zeitweise ebenfalls verbotenen Naturfreunden. Begeistert berichtet sie heute noch von Sabotageakten gegenüber den Zugwaggons aus dem faschistischen Deutschland, von den sportlichen 1.-Mai-Aktivitäten und den samstäglichen Tanzabenden im Volkshaus. Nach der Matura machte sie eine Lehre als Optikerin. Mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern Irene und Edith, beide aktive 68erinnen, lebte sie zuerst in einer 2- und dann in einer 3-Zimmer-Genossenschaftswohnung. Bis heute engagiert sich Louise Stebler-Keller in der Friedensbewegung. Unvergesslich ist für sie der 1967er-Ostermarsch von Olten nach Basel «mit 6000 Teilnehmenden und vielen spannenden Diskussionen». Während unseres Gesprächs steht die

94-jährige immer wieder auf, um alte Fotos und Dokumente hervorzuholen. Am Schluss überreicht sie mir ein dickes, rotes Erinnerungsbuch, das sie 2016 über ihr bewegtes Leben verfasst hat. Die letzte Geschichte handelt von einem frühen Unfall im winterlichen Passwang. Louise Stebler hatte Glück. Unterstützung verhinderte Unheil. «Kommt das wieder mehr?», fragt Louise Stebler. Sie meint damit die gegenseitige Hilfe und Solidarität.

Tramgeleise und Progressive Organisationen

«Statt Argumente: Polizeieinsatz», titelte am 25. Juli 1969 die Zeitung der PSB. Sie berichtete über die Proteste gegen die Erhöhung der Trampreise. Für den 1. Juli 1969 hatten die Progressive Studentenschaft, Lehrlinge, Schülerinnen und Schüler auf dem Basler Barfüsserplatz einen Sitzstreik organisiert. Die Demonstrierenden setzten sich auf die Tramschienen und blockierten zur Hauptverkehrszeit den Tram- und damit auch den Autoverkehr. Sie wiederholten ihren friedlichen Protest an den folgenden Tagen. Am 8. Juli beschloss der Regierungsrat, keine weiteren Verkehrsbehinderungen mehr zu dulden. Am 18. Juli kam es zu einem Großeinsatz der Polizei, die die Demonstration mit 180 Mann und Tränengas auflöste und etliche Teilnehmende unsanft verhaftete. Wobei, wie mir schien, Großrat Georges Degen viel dafür tun musste, endlich verhaftet zu werden und mit erhobenem Haupt den offenen Polizeijeep besteigen zu dürfen. Das Aktionskomitee der PSB reichte danach eine Initiative für ein Gratistram ein. Die Stimmberechtigten verwarfen die Initiative 1972 mit 87,4 Prozent Nein-Stimmen.

Aus der 68er-Bewegung entstanden 1970 die Progressiven Organisationen Basel (POB), die von 1972 an während zwanzig Jahren im Großen Rat politisierten, zeitweilig fünfzehn Sitze hielten und nach ihrer Auflösung noch mit einer Fraktion im Rat vertreten blieben. Die Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH) entwickelten sich 1971 aus der Basler 68er-Bewegung. Im Kanton Baselland gründeten sich 1974 die Progressiven Organisationen Baselland (POBL). Sie beteiligten sich am Widerstand gegen das Atomkraftwerk Kaiseraugst und ab 1975 auch parlamentarisch im Landrat. Über die Proteste, die das in Kaiseraugst geplante AKW verhinderten, wird in diesem Buch noch viel zu sprechen sein.

Der angehende Arzt und spätere PdA-Aktivist Peter Flubacher war an den skizzierten Geschehnissen «von Anfang an dabei». Er gründete 1967 die PSB mit und wollte «aus dem miesigen Milieu der 1960er-Jahre ausbrechen». Heute sei kaum mehr vorstellbar, «was für Diskurse damals von den Herrschenden zum Besten gegeben wurden». Die «Arena» empfand er als «zu versponnen». Bei der Gratistram-Aktion wurde er ebenfalls verurteilt. Er habe vor Gericht aber keine Leute verraten – «im Gegensatz zu anderen Superlinken». Den «Chefideologen» Georges Degen kritisierte er für ein selbstverfasstes Flugblatt: «Wir Trämmer unterstützen das Gratistram.» Diese Provokation habe die meist apolitischen Trämmer erzürnt und gegen die Bewegung aufgebracht.

Peter Flubacher erinnert sich an eine Theaterveranstaltung mit Regisseur Werner Düggelin, der viel Sympathie für die Protestierenden hatte, die ihn aber unwirsch behandelten und die Stimmung aufheizten. «Eine Gruppe von psychodelischen Typen, die nichts zu sagen hatten, trat auf. Der später rechts positionierte N. N. schrie, das sei revolutionär. An einer Vorlesung von Professor Imboden wurde ebenfalls «revolutionär» eingeschritten. Dieser ließ die Studenten gewähren. M. M. spielte sich wortgewandt auf, es müsse alles anders sein und er würde an der nächsten Vorlesung ein Referat zur Futurologie halten. Am Anfang der folgenden Vorlesung war von dem Typen nichts zu sehen.»

Peter Flubacher studierte ab 1965 Medizin und lebte ab Frühjahr 1968 in einer WG mit Chemie-Lehrlingen. «Es bildete sich dort die Elektriker-Lehrlingsgruppe Hydra, die sich für bessere Arbeitsverhältnisse einsetzte, abweichende Haltungen sehr streng sankionierte und später Longo Mai bildete.» Mit ihnen wollte er nichts zu tun haben. «Meine Meinung war, dass wir entweder in die PdA oder in die SP eintreten sollten.» Eine dritte Partei zu gründen, fand er nicht sinnvoll, die Gründung von Gegengewerkschaften «verabscheute» er. Nach dem Staatsexamen im Herbst 1972 trat er in den VPOD, die Gewerkschaft des öffentlichen Dienstes, ein. «Mein damaliger Schwager Andreas Gerwig galt als linker SP-Nationalrat, beschönigte aber noch während Jahren die US-Politik in Vietnam.» Der Putsch gegen Salvador Allende am 11. September 1973 gab den Anstoß zu Peter Flubachers Eintritt in die PdA, in der er zwanzig Jahre lang eine teils sehr aktive Rolle innehatte. Inzwischen ist er seit über zehn Jahren SP-Mitglied. Man soll «sich dort engagieren, wo sich der eigene Wirkungskreis befindet».

Vom Baselbiet ins Fricktal

Peter Scholer ist ein Öko-Aktivist, der auch lange im Rheinfelder Stadtrat politisierte, aber ein «Basismensch» blieb. Er ist mit der Nordwestschweiz «wie mit dem Hosensack vertraut». 1947 geboren, kam er über Liestal ins Fricktal, wo er mit der Jungen Kirche Baselland sozial tätig war, für fairen Handel und anderes. Noch vor 1968 trat er der SP bei, engagierte sich für die Internationale der Kriegsdienstgegner (IDK). Er gründete 1973 die Gewaltfreie Aktion Kaiseraugst mit und koordinierte später die Besetzung des für das Atomkraftwerk vorgesehenen Geländes. Hauptberuflich arbeitete er als Bauleiter bei der Basler Firma Stamm. Im März 1975 erfuhr er von Bauarbeitern vor Ort, was der Energiekonzern Motor-Columbus vorhatte, und reagierte rasch. Ab Osterdienstag, 1. April 1975, wurde ab morgen 6 Uhr das Baugelände für elf Wochen besetzt. An der Basis selbst Hand anlegend, verhandelte Peter Scholer, von den Besetzenden delegiert, auch mit dem Bundesrat und den Bundesbehörden, was mühsam war. Zumal er «kein Schnuri, sondern ein Macher» ist. Besonders berührte ihn immer wieder «die Solidarität untereinander». Da spürte er «den 68er-Geist». Die Gemeinde stellte zwar das Wasser ab, und Bürgerwehren schlitzten Autoreifen auf. «Aber Handwerker halfen, Toiletten und das Rundhaus aufzubauen, die Muldenzentrale brachte Bretter und der künftige Schwiegervater Hans Berner Schokolade, ein «schräger FDPLer» und Confitiseur aus Rheinfelden. Peter Scholer lebt seither mit der ebenfalls engagierten Katharina Berner zusammen. So entstand ein Graswurzelteppich. Sie übten, den Gegner nicht zu blamieren. «Das half mit», bilanzierte er. Sein Mitstreiter und Kontrahent, der damals aktive Lehrer André Froidevaux, beurteilte den Druck von der Basis als entscheidend. Er wirkte später im Politbüro der Revolutionär-Marxistischen Liga (RML) mit und lebt heute, 75-jährig, «als unentwegter Antikapitalist im Fricktal», wie er mir im Restaurant Bahnhofli in Kaiseraugst erzählt, wo früher die Anti-AKW-Bewegung oft tagte.

Münchensteiner Initiative

Vom Kanton Baselland liesse sich noch als wichtige 68er-Aktivität die Münchensteiner Initiative für einen Zivildienst erwähnen, die, damals aufgegleist, erst 1977 zur Abstimmung gelangte und mit 62,4 Prozent Nein-Stimmen verworfen wurde. Rektor Hans Hafen vom Gymnasium Münchenstein unterstützte die Initiative aus den Reihen seiner engagierten Lehrerschaft, berichtet der

spätere TV-Redaktor Bruno Meyer. Er stand 1968 an dieser Ausbildungsstätte kurz vor der Matura, zusammen mit Daniel Vischer, der mit Georges Degen die POCH mitbegründete; Degen unterrichtete damals am Gymnasium Münchenstein Physik. Bereits 1903 hatte Pfarrer Paul Pettavel eine erste Petition zur Schaffung eines Zivildiensts eingereicht. Zwanzig Jahre später scheiterte ein weiterer Versuch des religiösen Sozialisten Leonhard Ragaz. Der Bundesrat lehnte die von 40000 Personen unterzeichnete Petition ebenfalls ab. Nach Ablehnung der Münchener Initiative von 1977 leitete die Revision des Militärstrafgesetzes im Rahmen der Barras-Reform (1991) mit 56 Prozent Ja-Stimmen einen Arbeitsdienst für Dienstverweigerer ein. Nationalrat Helmut Hubacher schlug eine entsprechende Verfassungsänderung vor. 1996 traten das Zivildienstgesetz und die Zivildienstverordnung in Kraft. Ein Jahrhundertwerk! Seither leisten jährlich etwa 1500 Jugendliche statt Militärdienst den zivilen Ersatzdienst. Nach Abschaffung der Gewissensprüfung im Jahr 2009 stieg die Zahl an, nach einer restriktiven Korrektur des Bundesrats sank sie wieder. «Das Eidgenössische Departement für Verteidigung», so Hubacher, «möchte den Zivildienst erschweren.» Und der 68er-bewegte Bruno Meyer verantwortete während vielen Jahren mit Moderator Ueli Heiniger und andern engagierte «Zischtigsclub»-Sendungen mit, die sich mit solchen gesellschaftlich relevanten Fragen befassten.

Ziegelrain, Pop und Alpenzeiger

Die Kleinstadt Aarau war als Waffenplatz und Reiterstadt bekannt. 1967 mieteten hier fünf Künstler das leerstehende Industrieareal Ziegelrain und bildeten eine Atelieregemeinschaft. Die großen Räume, das Miteinander und der Zeitgeist inspirierten. Vorher in kleinen Buden arbeitend, experimentierten sie nunmehr mit neuen Ausdrucksformen und weiteren Kollegen. Zum Kollektiv gehörten Jürgen Fromm, Hugo Suter, Heiner Kielholz, Josef Herzog, Markus Müller, Christian Rothacher und Max Matter, der heute noch in Aarau lebt. Gemeinsam besuchten sie 1968 die Documenta 4 in Kassel, die vornehmlich Werke von Arvierten der jüngsten Kunst-Avantgarde zeigte. Andy Warhol dominierte mit seiner *Marilyn* die Ausstellung. Studierende protestierten an der Documenta gegen die gefällig gewordene Pop-Art, die sich nun bald, eigenwillig adaptiert, in Aarau weiter entfaltete und gegen die etablierte Kunst wandte.

Statt Granatäpfeln und Fischerbooten malte Markus Müller nun Autos, Boliden, Badehosen und Bikinis, wie Stephan Kunz (2017: 71) in der Zeitschrift *Du* festgestellt hat. «Die Formate wurden größer, die Malerei flächiger, die Motive zeichenhafter.» Mit Vorlieben für Radikalität und Rigorosität sowie für das Alltägliche in der Konsum- und Warenwelt. Die aus dem Beamtenmilieu stammenden Künstler richteten ihre Opposition gegen das kleinbürgerliche Establishment. Laut Kunz suchten sie mehr die künstlerische Manifestation als die politische Agitation. Sie drückten das Wandelbare aus und zogen viele Debatten, Interessierte und polizeiliche Kontrollen an. Das Experiment dauerte bis 1975, als die Stadt die Liegenschaft kaufte und wesentlich höhere Mietzinse verlangte. Dann wechselte die Crew. Das alternative Zentrum blieb, neu konzipiert, noch fünfzehn Jahre bestehen.

An die Bedeutung der Pop-Art erinnerte auch eine Ausstellung, die 2017 im Aargauer Kunsthaus zu sehen war. In diesem Rahmen ließ die in Turgi lebende Journalistin Trudy Müller-Bosshard zusammen mit dem Musiker Hardy Hepp (ehemals Krokodil) alte Zeiten hochleben. Trudy Müller-Bosshard sang früher in verschiedenen Bands. Zudem schrieb sie für das Schweizer *Pop*-Magazin und englische Zeitschriften.

Aus der Aargauer Kunstszene entstand auch die Zeitschrift *Alpenzeiger*, die 1975 als alternatives Lebenshilfeblatt erschien, sich für die Jugendszene engagierte, an einzelnen Anlässen bis zu 500 Exemplaren verkaufte und bis 1995 als anarchistisch kulturelles Blatt existierte. Der Schriftsteller Wolfgang Bortlik wirkte von Anfang an mit. Die Hefte enthielten viele Comics, Geschichten und Auszüge aus Dokumenten. Im Dezember 1979 druckte die Redaktion beispielsweise die Antwortschreiben der Bundesanwaltschaft und des Zürcher Regierungsrats ab (Nr. 81/1979: 39/40). Die Behörden begründeten auf Anfrage hin, weshalb es vertretbar sei, nach einem Banküberfall von mutmaßlichen Terroristen das deutsche Bundeskriminalamt beizuziehen.

Couragierter Kabarettist als Nationalrat

Kabarettist Alfred Rasser spielte im Mai 1967 sein neues Stück *Zuvielcourage* im Theater Fauteuil am Basler Spalenberg. Das kündete auch die Zeitschrift *Neutralität* (Nr. 1/1967) an und empfahl einen Besuch. Alfred Rasser wohnte damals in Rheinfelden im Fricktal. Der Kanton Aargau wählte ihn 1967 sogar in den

Nationalrat. Der Kabarettist vertrat den Landesring der Unabhängigen. Er setzte sich nun auch auf dem parlamentarischen Parkett während zwei Legislaturperioden (1967–1975) für kulturelle, friedens- und sozialpolitische Anliegen ein.

Nach dem Zweiten Weltkrieg inszenierte Alfred Rasser den gutmütigen und etwas tollpatschigen «HD Lämppli». Jaroslav Hašek's braver Soldat «Schwejk» inspirierte ihn dazu. Lämppli kontrastierte den militärischen Bürokratismus. Später avancierte der Hilfsdienst-Soldat zum «Demokrat Lämppli» und «Weltbürger Lämppli». Alfred Rasser führte den «Lämppli» rund tausendmal auf. Im Mai 1967 feierte der engagierte Kabarettist seinen 60. Geburtstag. Hohe Militärs intervenierten immer wieder gegen ihn. Nach einer Chinareise verbot ihm selbst das Schweizer Radio weitere Auftritte. Die *Neutralität* (Nr. 4/1967) würdigte hingegen seine couragierte Haltung und kritisierte, wie Rasser, den Bundesrat für die Waffengeschäfte der Schweiz, die leider immer noch aktuell sind.

Rassers Zivilcourage war pragmatisch angelegt, keine «Zuvielcourage». Alfred Rasser verstand sie als aufrechte Haltung. Sie ist bei den Kriegsgeschäften und auch sonst bitter nötig. Schriftsteller Franz Rueb, selbst ein 68er, biografizierte 1975 Alfred Rasser als 68er, der damals den «Autokanton» im Nationalrat eigenwillig vertrat. Seine Partei, der Landesring der Unabhängigen, verzichtete später darauf, ihn nochmals zu nominieren.

Zürcher Republik Bunker, Zuger Alternative

In Zürich kam es 1967/68 bei den Konzerten der Rolling Stones und von Jimi Hendrix zu Ausschreitungen. Dabei spielte die Forderung nach einem autonomen Kulturzentrum eine wichtige Rolle. Heinz Nigg beteiligte sich als progressiver Mittelschüler beim Zürcher Manifest, das zu Besinnung und mehr Dialogbereitschaft aufrief, die Unruhen als gesamtgesellschaftliches Problem und Versagen der Institutionen betrachtete und den Jugendlichen den Rücken stärkte. Nigg beobachtete die Ereignisse nach dem Globuskrawall weiter. Als junger Student war er im Herbst 1970 als Sympathisant bei der Bunker-Bewegung dabei, wo es wiederum um die Forderung nach einem autonomen Kulturzentrum ging – die Republik Bunker. Nigg leuchtet im Gespräch eine direkte Verbindung zwischen 1968 in Zürich und der 80er-Bewegung aus, der es auch

um kulturelle Freiräume ging. Die Frage nach einem Jugend- und Kulturzentrum spielte ebenfalls im Kanton Zug eine Rolle. Wobei die Alternativen hier schon früh andere Themen aufgriffen. Sie wandten sich zum Beispiel vehement gegen illustre Finanzgeschäfte. Wer im Kanton Glarus ein autonomes Jugendzentrum forderte oder öffentlich Kritik am Establishment übte, musste sich besonders warm anziehen.

Kollektiv ins Ungewisse

Die Zürcher Historikerinnen Erika Hebeisen und Elisabeth Joris haben die Vorgeschichte der 68er-Bewegung betont. Im Buch *Zürich 68*, das sie mit Angela Zimmermann zum 40-Jahre-Jubiläum 2008 herausgaben, berichten sie über alternative Kindergärten, Kommunen und Fußballturniere sowie über juristische oder psychotherapeutische Gruppenpraxen, die teilweise heute noch existieren. Seit 1963 trafen sich nonkonformistische Kreise im Spanischen Restaurant (mit Bar) an der Niederdorfstraße beim Hirschenplatz. 1964 formierte sich in Zürich die Junge Sektion der PdA, die die 68er-Bewegung mitinitiierte. 1966 öffnete der Club Platte 27. Kulturschaffende und zweitausend Mitglieder nutzten ihn während zwei Jahren als offenen Ort für Happenings. Der Musiker Hardy Hepp gründete 1966 die Zürcher Kommune 1, die viel Prominenz anzog. Und mit *Hotcha!* erschien in Zürich auch «die erste Untergrundzeitschrift der Schweiz»; der in Basel geborene Schriftsteller Urban Gwerder (1944–2017) verantwortete 62 Ausgaben von 1968 bis 1971 in deutscher und englischer Sprache.

Stones – «halb so wild»

Die Rolling Stones traten am 14. April 1967 im Zürcher Hallenstadion auf und befeuerten damit die 68er-Bewegung. 12 000 Fans besuchten das Konzert, das etwas ausartete. Mehrere hundert Ordnungskräfte standen mit Wasserschläuchen bereit, die sie schon vor dem Konzert einsetzten. Was abkühlen sollte, erhitze die Gemüter. Das große Polizeiaufgebot trug, wie der Musiker Hardy Hepp sagt, «kaum zur Beruhigung bei». In den Medien wurde die Zerstörungswut der Langhaarigen kritisiert. Das Establishment reagierte entsetzt. Aber Hardy Hepp fand «alles halb so wild». Die Fans wollten «tanzen und sich bewegen». Flugs zur Seite gerückt und unordentlich gestapelt, erweckten auch intakte Klappstühle den Anschein eines Trümmerhaufens. Einige Stühle gingen an diesem Konzert allerdings schon in Brüche.

Das Konzert der Rolling Stones war jedenfalls Anlass für die Zürcher Polizei, ihre Präsenz am nächsten großen Popmusik-Event im Hallenstadion bedeutend zu steigern, wie der Schriftsteller Wolfgang Bortlik berichtet. «Am sogenannten ‹Pop Monster› Ende Mai 1968, an dem Eric Burdon und Jimi Hendrix spielten, standen die Ordnungshüter unter der gut drei Meter hohen Bühne versteckt und warteten nur darauf, eventuelle Ausschreitungen umgehend im Keim zu ersticken. So wurden nach dem Konzert alle Besucher sofort aus dem Hallenstadion gedrängt. Viele strandeten am Zürcher Hauptbahnhof, weil die letzten Züge nach Hause schon weg waren. Man ließ sich vor dem Bahnhof nieder und entzündete harmlose Feuerchen, worauf Polizei und Feuerwehr massiv einfuhren.» Wolfgang Bortlik, damals noch Schüler, lebte seine erste Rebellion in den Musikabteilungen der großen Warenhäuser aus. Sein Motto lautete: eine Platte bezahlen und eine zweite mitlaufen lassen. Das funktionierte lange recht gut und ersparte ihm «mehr Ausgaben als nötig», wie er schmunzelnd anfügt. «Man konnte schon unterscheiden zwischen dem kleinen Detailhandel und den großen Warenhausketten.»

Am 20. September 2017 traten die Stones nach fünfzig Jahren wieder in Zürich auf. Das Konzert verlief friedlich. Die ehemalige Pop-Journalistin Trudy Müller-Bosshard schwärmt kurz danach an der Pop-Art-Ausstellung im Aarauer Kunstmuseum davon. Sie gehe an jedes Stones-Konzert, egal, was es koste, habe die Musik inhaliert und tief in sich aufgenommen – und wisse doch auch um ihre Inkonsequenz: Früher habe sie für kostengünstige Freiräume gekämpft, heute 350 Franken für den Eintritt bezahlt. Aber das Adrenalin reiche nun ein halbes Jahr aus und würde in der Apotheke wesentlich mehr kosten.

Globus, Bunker und Manifest

Zum Zürcher Globuskrawall kam es am 29. Juni 1968. Jugendliche forderten ein autonomes Zentrum im leerstehenden Magazin des Warenhauses. Viele waren immer noch über die Polizeigewalt an den Konzerten der Stones und von Jimi Hendrix im Hallenstadion empört. Auch Ältere demonstrierten gegen den Zürcher Stadtrat, der das Gebäude kommerziell vermieten wollte, anstatt es für ein Jugendzentrum zur Verfügung zu stellen. 2000 Personen versammelten sich vor dem Globusprovisorium. Die Polizei wollte die Straße für den Verkehr freihalten. Einige

räumten den Platz und zogen, wie vom Demonstrationskomitee vorgeschlagen, weiter. Aber der Platz blieb blockiert. Die Polizei setzte Wasserschläuche und Schlagstöcke ein. Protestierende schmissen Flaschen und Steine. Die Auseinandersetzungen weiteten sich vom Bahnhofareal via Bellevue auf die Innenstadt aus und dauerten über Mitternacht hinaus. Die Polizei verhaftete 169 Personen, sperrte sie in den Keller des Globusprovisoriums und misshandelte Wehrlose. Rund ein Drittel der Verhafteten waren jünger als zwanzig Jahre. Bürgerliche Medien lobten das harte Durchgreifen der Polizei. Anzeigen liefen gegen 56 Demonstrierende und 42 Polizisten; ein Polizist und etliche Demonstrierende erhielten bedingte Strafen, 30 Polizisten Verweise und Bußen.

Persönlichkeiten aus Politik, Kultur und Wissenschaft forderten in einem «Zürcher Manifest» mehr Raum für Jugendliche. Nach langen Verhandlungen eröffnete die Stadt am 30. Oktober 1970 im «Lindenhofbunker» ein weitgehend selbstverwaltetes Jugendhaus, in dem sich fortan täglich mehrere hundert Jugendliche aufhielten. Auch entwichene Heimzöglinge zog der Luftschutzbunker an. Die Revolutionäre Lehrlingsorganisation (RLZ), die Heimkampagne und die Rote Hilfe formierten sich. Die Stadtregierung reagierte ultimatив. Sie wollte konkrete Ansprechpersonen, mehr Sicherheit und Kooperation. Die Bunkerjugend ging nicht darauf ein. Nach 68 Tagen schloss die Regierung das Zentrum im Januar 1971. Die Forderung nach einem autonomen Kulturzentrum blieb aber bestehen und wurde, wie Heinz Nigg im Gespräch spannend schildert, von der 80er-Jugendbewegung erneut aufgegriffen, und diesmal mit Erfolg. Endlich konnte ein Autonomes Jugendzentrum erkämpft werden. Diese Geschichte ist auch nachzulesen in *Wir wollen alles, und zwar subito!* (Nigg 2001).

Adolf Muschg war 1968 schon 34 Jahre alt, also so etwas wie ein «Vor-68er» (Kreis 1988: 323). Der Schriftsteller interpretierte den Globusaufstand «als Folge eines mehrfachen Versagens der älteren Generation». Wer nach Schuldigen spähe, brauche nur in den eigenen Spiegel zu blicken.

Bis ins Glarnerland

Der Globuskrawall warf hohe Wellen. Sie bewegten die ganze Schweiz. Auf seine subjektiven Eindrücke und Erinnerungen zu 68 im Glarnerland angesprochen, erzählt Fridolin Elmer, 1953 in Näfels geboren, von einem Schwingfest: «Damals sprach der für

das Militärwesen zuständige Regierungsrat und Landammann Hermann Feusi in seiner Rede auf dem Festplatz über die Jugendkrawalle in Zürich. Sowa würde hier nie geduldet, dem würde er – notfalls mit Waffengewalt – unverzüglich Einhalt gebieten, sagte er zum Publikum. Als ein Jugendlicher daraufhin wagte, Feusi auszupfeifen, wurde dieser so arg verprügelt, bis er bewusstlos war.» Fridolin Elmer ist Musiklehrer. Er war bis Juni 2018 parteiloser Gemeinderat in Glarus Nord und leitet das Anna Göldi Museum in Glarus/Ennenda. Er erinnert sich noch an ein weiteres Beispiel: Als der Chef des eidgenössischen Militärdepartements, Bunderat Rudolf Gnägi, ein Referat im Schützenhaus hielt, beschloss er, mit einigen kritischen und pazifistisch eingestellten Freunden hinzugehen. «Wir nahmen uns vor, im Verlauf des Abends quasi aus Protest den Saal – wirkungsvoll – zu verlassen. Obwohl uns die Statements des «Obermilitärs» überhaupt nicht passten, hatte uns – angesichts der strammen und fast bedrohlichen Stimmung – der Mut verlassen und wir sind brav und eingeschüchtert bis am Schluss der Veranstaltung im Saal geblieben. Zu groß war die Angst, dass (auch) wir vermöbelt würden.»

**WG-Kollektive,
FASS und
Progressive**

Der Musiker Hardy Hepp organisierte 1967 auf der Zürcher Allmend «das erste Love-in der Eidgenossenschaft» und moderierte 1968 dreimal die Fernsehsendung «Hits a gogo», die er dann aus Protest verließ, weil sie völlig unpolitisch bleiben musste. Hepp lebte seit 1966 im vom Abbruch bedrohten «Haus zum Raben» am Hechtplatz 1 in einer WG zwischen den Künstlercafés Odeon und Select. Er erinnert sich an sie als Epizentrum der kulturellen Eruption der 1960er-Jahre. In der Nähe befand sich der Schwarze Ring, ein alkoholfreier Treff. «Hier kam die Szene zusammen: Studierende, Theaterleute, die schreibende Zunft, Gewerbetreibende und andere.» Das «Haus zum Raben» funktionierte fast wie ein 24-Stunden-Betrieb. Hardy Hepp leerte Aschenbecher, füllte den Kühlschrank nach und schlief ab und zu. Da verkehrten Pepe Lienhard, Christoph Marthaler, Xavier Koller, Urban Gwerder, Freddy Burger, Dieter Meier, Andreas Vollenweider, Mathias Gnädinger und Jürg Marquard. «Die Töchter des Zürcher Polizeikommandanten kiffen bei uns ebenfalls mit», berichtet Hardy Hepp im Bistro des Zürcher Landesmuseums. «Das waren immerhin die Töchter jenes Mannes, der den Einsatz

gegen uns Demonstranten am Globus-Krawall befehligte. Und diese WG wurde zu meiner Familie. Sie nahm mich in Beschlag, packte und inspirierte mich.» Hardy Hepp wohnt heute in Wallenwil, einem kleinen Dorf im Hinterthurgau. Aber es gab auch weniger spektakuläre Wohngemeinschaften. Elisabeth Joris lebte «in einer Walliser-WG» in Zürich. Sie engagierte sich in der Progressiven Studentenschaft mit Thomas Held, Ruedi Bautz, Claudia Honegger, Hans Peter Vieli und andern, die sich dann mit weiteren Organisationen als Fortschrittliche Arbeiter, Studenten und Schüler (FASS) vereinten. Die Junge Sektion der PdA hatte sich 1964 konstituiert und wirkte als treibende Kraft mit: Nach einer großen Vietnam-Demonstration trafen sich immer wieder die gleichen Organisationen der Neuen Linken, berichtete Roland Gretler (1988: 45f.): die Junge Sektion der PdA, die FSZ, der linksliberale Republikanische Club, die Jungsozialisten, die pazifistischen Kriegsdienstgegner sowie vier Gruppierungen von Migrierten, die Colonie Libere, PCI, PCE, PSOE. Daraus entstand 1968 der Organisationsrat FASS, in dem sich ein marxistisch-intellektueller Flügel vom anarcho-proletarischen unterschied. Die Heterogenität überforderte viele und trug zur Auflösung der FASS bei. Zum Ausschluss beziehungsweise Austritt der Jungen Sektion aus der PdA kam es bereits 1969. Eine weitere Kraft bildeten die Progressiven Organisationen Zürich (POZ). Die 1972 gegründete Zürcher Sektion der POCH ging aus der Progressiven Planungsgruppe (PPZ) hervor, die bereits 1971 eine Gratistraminitiative lanciert hatte. Trotz elektoraler Erfolge löste sich die POZ 1990 wieder auf.

Zuger Alternative In Zug verzichteten die Gewerkschaften am 1. Mai 1968 darauf, auf die Straße zu gehen, die offizielle 1.-Mai-Feier fand im Kino Lux in Baar statt. Die Werktätigen zeigten in den letzten Jahren wenig Interesse – das zumindest vermerkt das Protokoll der Vorstandssitzung des Kantonalen Gewerkschaftskartells (KGK) vom 29. März 1968. Im KGK-Jahresbericht 1968 heißt es dann weiter, der Besuch habe auch im Berichtsjahr sehr zu wünschen übriggelassen, aber der Rahmen sei gediegen gewesen. Und man habe den Film *Panzerkreuzer Potemkin* gezeigt. Der russische Stummfilm von Sergei Eisenstein aus dem Jahr 1925 beschreibt, wie im Revolutionsjahr 1905 die Besatzung eines russischen Kriegsschiffs gegen zaristische Offiziere meuterte.

An der KGK-Vorstandssitzung vom 26. September 1968 erwähnte der Präsident einen Bericht des Zuger Arbeitsamts über die ausländischen Arbeitskräfte. Befremdlich sei die Erhöhung der Ganzjahresbewilligungen um 92 Personen. Ebenfalls gestiegen war damals wohl auch die Anzahl Briefkastenfirmen und «Junger mit langen Haaren», wie auf der Homepage von Bruno Bollinger zu lesen ist. 1967 gründete Journalist Piero Sulzer den Club Jugendhaus. Aus dieser Aktivität entstand die Diskothek Only Club. 1968 entließen die *Zuger Nachrichten* zwei Mitarbeiter, die Haschisch für «nicht unbedingt gefährlich» hielten.

Josef Lang, 1954 im Aargau geboren, erlebte den 68er-Aufbruch in der Bezirksschule als kommunistische Bedrohung, aber auch als faszinierende Rebellion. Bei einem Sprachaufenthalt in London lernte er eine trotzkistische Gruppe um Tariq Ali kennen, der mit John Lennon die Songtexte für «Imagine» und «Working Class Hero» schrieb. Jo Lang nahm dieses Gedankengut mit an die Kantonsschule in Zug. Er interessierte sich hier auch für die von kirchlichen Kreisen mitgetragene Arbeitsgruppe Dritte Welt und kooperierte mit einer Lehrlingsgruppe, die sich bei der Firma Landis & Gyr dagegen wehrte, einen Leistungslohn einzuführen. Aktive aus beiden Gruppierungen entschieden sich dann nach einem Auswahlverfahren, sich der Revolutionären Marxistischen Liga (RML) anzuschließen und als neue Sektion am 1. Mai 1973 auf der Straße zu demonstrieren. 1974 aus der Rekrutenschule ausgeschlossen, engagierte sich Jo Lang als Student der Universität Zürich auch im Soldatenkomitee und später in der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA). In Zug konzentrierten er und die RML sich auf das Thema Finanzplatz und Dritte Welt. Sie kritisierten, wie der Zuger Staatsanwalt gleichzeitig den Verwaltungsrat der Marc Rich AG präsidierte. Die RML-Sektion mutierte 1986 zur Sozialistisch-Grünen Alternative (SGA) und 2005, zusammen mit andern Gruppierungen, zur Alternative – die Grünen Zug (ALG). Jo Lang wirkte für sie von 2003 bis 2011 als Zuger Nationalrat. Er schloss sich im Parlament der Grünen Fraktion an. Die ALG setzt sich heute noch für eine faire Wirtschafts- und Sozialpolitik ein.

Hanspeter Uster kam für die Alternativen 1991 in den Regierungsrat, kurz nachdem der Fichen-Skandal aufgefliegen war und 35,6 Prozent der Stimmenden mit der GSoA-Initiative die Schweizer Armee abschaffen wollten. In den 1980er-Jahren engagierte er sich in der Zuger Jugend- und Häuserbewegung. Sein

Vater durfte als Reformierter im katholischen Baar nicht Schulhausabwart werden. Als Jurist trug Hanspeter Uster mit anderen die Steuer- und Vermögensdaten all jener zusammen, die für den Großen Gemeinderat kandidierten. Das beförderte seine politische Karriere. Als Regierungsrat verstärkte er die Mittel für den Kampf gegen die Wirtschaftskriminalität und für eine Umweltpolizei. Später sah er sich mit einer neuen Jugendbewegung konfrontiert. «In dieser Phase konnte ich schlecht schlafen», erzählte er der Journalistin Barbara Lukesch (2006: 138). Und räumt selbstkritisch ein: «Ich hätte profilierter und abgegrenzter gegenüber der Linie der Regierung auftreten können.» (ebd. 134) Hanspeter Uster zählt wohl zu den mutigsten Regierungsräten, die aus der Schweizer Linken in den letzten Jahrzehnten in die Exekutive gewählt wurden. 1991 weigerte er sich, trotz Polizeikonkordat, Zuger Polizisten zur Ausschaffung der «Obwaldner Kurden» von Flüeli-Ranft zu schicken. Er ließ sich auch nicht daran hindern, bei einer großen Demo gegen eine Zuger Rohstofffirma eine Ansprache zu halten, was ihm die Bürgerlichen sehr verübelten. (Uster 2016: 88)

Die Historikerin Gisela Hürlimann von der ETH Zürich, Mitherausgeberin der Studie «Reformen jenseits der Revolte» (Hebeisen et al. 2018), hat die Zuger RML (später SAP) als eine der wirkungsvollsten linken Gruppierungen der Schweiz bezeichnet. Das sieht sie als ehemaliges Mitglied von SAP und Zuger Alternativen heute auch aus der Distanz so. «Die Zuger Kleinheit brachte eine entsprechende Verflochtenheit – auch Verfilzung – zwischen der lokalen Politik und Wirtschaftsinteressen hervor, die weit über den Kanton hinausging. Das war nicht neu, das sah man schon in den Industrialisierungsschüben im 19. Jahrhundert oder am Beispiel von Steuergesetzreformen zwischen den 1920er- und 1940er-Jahren. Neu war aber, dass diese jungen Linken den Finger auf solche Verbindungen legten. Sie thematisierten die Verantwortung der Zuger Politik und Wirtschaft im globalen Kontext. Das Augenmerk fiel auf Briefkastenfirmen, Steuerparadiese und den internationalen Rohstoffhandel. Die Zuger 68er waren deshalb so erfolgreich – auch persönlich in ihren politischen Karrieren –, weil sie sich praktisch ein Monopol zur politischen Bewirtschaftung dieser Zusammenhänge erwarben.» Und typisch Zug sei dann eben auch, dass man sich kulturelle und Bewegungsinspirationen immer ganz schnell auch «aus der nahen Urbe» – aus Zürich – holen konnte.

Franz Rueb ist den einen als politischer Aktivist und 68er bekannt, den anderen eher als Journalist, Dramaturg und Buchautor. Er verkörpert und vereint Politik und Kultur. Er, der unter misslichen Umständen aufgewachsen war, fasste in beiden Bereichen recht gut Fuß und reflektiert seinen Werdegang (selbst-)kritisch.

1968 engagierte er sich in der PdA. Sein Brot verdiente er als Journalist und Kulturredaktor. Früh erlebte er in Heimen, was schwarze Pädagogik bedeutete. Seine Mutter kam wegen Diebstahls ins Gefängnis, sein Vater arbeitete unter der Woche als Bauführer im Gebirge. Später schrieb Franz Rueb eine Biografie über Alfred Rasser (1974) und mehrere Monografien, zudem das Buch *Rübezahl spielte links außen* (2009) mit seinen eigenen «Erinnerungen eines Politischen», die er im offenen Gespräch in seiner Zürcher Wohnung auffrischt.

Der Staat observierte und fichierte Franz Rueb von 1957 bis 1983. Am Anfang stand eine Befehlsverweigerung im Militär, von der auch der Nachrichtendienst erfuhr. «Ein Revolutionär geht ins Militär.» So wollte es die leninsche Doktrin. Gleichwohl lehnte Franz Rueb die Waffe ab. Er kam zur Sanität und bald ins «Cageot». Er war hilfsbereit, wehrte sich aber gegen Schikanen und stand nun unter besonderer Beobachtung, ab 1965 sogar unter Post- und Telefonkontrolle.

Unter Beobachtung stand Franz Rueb schon als Dreijähriger. Er kam zuerst in ein Heim, das Nonnen führten, die beteten und schlugen und «fromm lügten». Das drückte ihm aufs Gemüt. Nur eine Nonne, Schwester Rogeria, hielt zu ihm. Nach sechs Jahren durfte Franz wieder nach Hause. Sein Vater war gerade neu verheiratet und arbeitete an Werktagen weiter im Gebirge. Die Stiefmutter schaute zu Franz. Sie wollte dem Bettnässer helfen und prügelte ihn täglich, bis er zur Polizei flüchtete. Der Sozialdienst brachte ihn in ein evangelisches Heim, das angeblich Pestalozzi hochhielt. Franz geriet hier «wieder unter die Fuchtel des Glaubens». Die Arbeit sollte zu Folgsamkeit und Disziplin erziehen, Schläge die Pflicht zum Beten durchzusetzen.

Im November 1956 war Franz Rueb 23-jährig. Der Aufstand in Ungarn bewegte ihn, allerdings hielt er die Aufständischen für «nützliche Idioten». Sie vertraten die kapitalistischen Interessen gegen die sozialistischen. Franz Rueb sträubte sich damals «gegen die westliche Selbstgerechtigkeit und den Meinungsterror». Und sagt heute dazu: «Im Rückblick sehe ich das

anders.» Zum einen, weil der Ostblock selbst die Idee des Sozialismus unterließ. Und zum andern, weil es auch linke Aufständische gab. An Ostern 1963 nahm Franz Rueb am Friedensmarsch von Lausanne nach Genf teil, zusammen mit Amalie und Theo Pinkus, der in Zürich eine Buchhandlung führte und «unermüdlich diskutieren» wollte. Eine Quelle des Glücks bestand laut Franz Rueb auch darin, «sich ein wenig besser als andere zu fühlen». Im Sommer 1964 arbeitete er dann als Handlanger im Walliser Hochgebirge und schrieb als Redaktor im *Vorwärts* über den Bau des Staudamms, der dank minimal bezahlten südländischen Gastarbeitern zustandekam. Am 20. September 1965 flog Franz Rueb als Journalist und Delegationsleiter nach Russland. Ihn interessierte die Stadt- und Verkehrsplanung. Am 4. November nahm er, bereits fichtend, an einer Feier der PdA in Zürich teil und berichtete mit anderen, die auf der Reise dabei gewesen waren, kontrovers über das Erlebte. Franz Rueb neigte zunächst dazu, die sowjetischen Errungenschaften zu überhöhen. Er kam in der PdA rasch zu Amt und Würden und wurde 1967 Mitglied des kantonalen Parlaments. Hier reichte er eine Motion ein, die das 1911 verankerte Verbot des Konkubinats aufheben wollte.

Bereits am 17. Oktober 1966 kontaktierte die Staatssicherheit der DDR Franz Rueb in Leipzig. Sie wollte ihn für «Recherchen in der Schweiz» gewinnen. Er lehnte ab. Von 1968 bis 1973 verordnete die DDR gegen ihn dann eine Einreise- und Durchreiseperrre. Ihm wurde vorgeworfen, während der XII. Dokfilmwoche in Leipzig im November 1968 mit einer Erklärung zugunsten von Filmen aus südlichen Kontinenten eine Provokation inszeniert zu haben.

1968 arbeitete die Junge Sektion der PdA immer mehr mit der Neuen Linken zusammen. Rueb unterstützte sie. Er engagierte sich auch im Revolutionären Aufbau Zürich (RAZ) und bei den Fortschrittlichen Arbeitern, Schülern und Studenten (FASS). Am 18. April 1968 verhaftete ihn die Berner Polizei präventiv, weil er in Bern eine Kundgebung gegen die griechische Militärjunta mitorganisierte. Die PdA schloss ihn im Herbst 1969 wegen abweichender Positionen aus; mehrere Junge folgten ihm freiwillig. Im Parlament blieb Rueb noch bis 1970. Er vertrat hier nun die Neue Linke. 1970 ging er für mehrere Jahre in die Bundesrepublik. Zunächst arbeitete er an einem Filmprojekt in Stuttgart, dann als Dramaturg in Berlin.

1968, das war für Franz Rueb «etwa die Zeit von 1966 bis 1970»: «Die einen berauschte der Konsumismus, andere der Kommunismus.» An der «Rampe» stand die Hippiebewegung medial im Scheinwerferlicht. Die Happenings der Studierenden verstärkten laut Rueb die Feindschaft der Arbeitenden gegenüber den Intellektuellen. «Und viele Linke gebärdeten sich zunehmend dogmatisch und sektiererisch. Sie gruben alte leninistische Modelle aus, ahndeten revisionistische Abweichungen und ließen den Aufbruch des Liberalismus im 19. Jahrhunderts rechts liegen, der 1848 einen demokratischen Rechtsstaat intendierte.»

In den späten 1960er-Jahren nahm Franz Rueb an mehreren Gesprächsrunden Friedrich Lieblings (1893–1982) teil. Eine wichtige Referenz war die Individualpsychologie von Alfred Adler, die eigentlich eine Sozialpsychologie ist. Auf sie bezog sich auch Manès Sperber, der in seiner überaus spannenden Romantrilogie *Wie eine Träne im Ozean* die Widerstandskultur ausleuchtete. Später wechselten einige der bewegten «Jünger» zum VPM, dem Verein zur Förderung Psychologischer Menschenkenntnis, in dem Rueb «Nähen zur SVP» erkennt und mit dem er «nichts am Hut» hat. In West-Berlin, wo sich Franz Rueb künstlerisch und politisch an der Schaubühne am Hallschen Ufer engagierte, gab es ebenfalls Gesprächsrunden ohne Leitung, die das Schweigen und das aktive Beteiligen aller Anwesenden integrierte. Franz Rueb schätzte diese Kultur und versuchte, sie in die Schweizer Linke einzubringen. Zuweilen engagierte er sich mit einer gewissen Härte, sich selbst und anderen gegenüber. Aber dazu entwickelte er auch zunehmend eine kritische Distanz, getragen von einer Neugier, dem Leben auf die Spur zu kommen, und dem Anliegen, es künstlerisch und human mitzugestalten. Dabei beeindruckt, wie sich Franz Rueb etwa mit dem Kabarettisten Alfred Rasser, dem Reformator Huldrych Zwingli oder Johann Sebastian Bach auseinandersetzte, die er biografisch porträtierte.

Franz Rueb schaut sich selbst kritisch über die Schultern und manchmal auch zwinkernd in die Augen. Früher konnte er recht forsch auftreten. Er wirkte zuweilen etwas «hardlinerisch», aber allmählich versöhnlicher und sanfter. Heute spielt «Rübezahl» politisch immer noch links. Er ist aber vom Flügel ins linke Mittelfeld gerückt, wo er mehr defensive Arbeit übernehmen muss und sich auch gerne in die Offensive einschalten kann. Soweit die Kräfte reichen.

US-General in Bern und Bieler Avantgarde

Zum 40-Jahre-Jubiläum der 68er-Bewegung veröffentlichten Bernhard C. Schär et al. (2008)

den Band *Bern 68* mit lokalen Geschichten zum globalen Aufbruch – zum Beispiel über den Berner Chansonnier Mani Matter (1936–1972), der seine demokratische Haltung in seinen Liedern ausdrückte. Ab 1967 trat er mit den Berner Troubadouren auf. Mani Matter knüpfte als Jurist gerne an die Tradition der liberalen Ideale von Freiheit und Gleichheit an. Aufruhr verursachte in Bern 1969 der Besuch des US-Generals Westmoreland. Die Bieler Friedensbewegung protestierte mit.

Junkere 37 und Forum Politicum

Am 2. Februar 2018 lud das Berner Schlachthaus Theater zu einer Aufführung «Remake 68 – Ideen und ihre Leichen» ein. Vor der Veranstaltung gab es ein Kellerpalaver «Junkere 37 reloaded – mit Zeitzeugen von damals und Zukunftsvisionären von heute». Die Debatte erinnerte an das, was sich hier vor fünfzig Jahren ereignete.

In Bern trafen sich politisch Interessierte und kulturell Engagierte im Café des Pyrénées oder im Diskussionskeller Junkere 37, den der Mythenforscher Sergius Golowin (1930–2006) mit eigenen Texten bespielte, die er von 1968 bis 1971 in der Untergrund-Zeitschrift *Hotcha* von Urban Gwerder veröffentlichte. Georg Weber hat in *Rebellion unter Laubenbögen* (2017: 27) die Junkere 37 als nonkonformistisches Labor beschrieben. Da trafen sich meistens am Mittwoch ein paar Dutzend Leute, die miteinander einen philosophischen oder literarischen Vortrag diskutierten. Rund tausend Veranstaltungen fanden zwischen 1964 und 1975 statt; Beiträge kamen von Theodor W. Adorno, Peter Bichsel, Walter Matthias Diggelmann, Friedrich Dürrenmatt, Konrad Farnet, Max Frisch, Polo Hofer, Timothy Leary, Carl Albert Loosli, Kurt Marti, Alfred Rasser, Jacob Stichelberger, Harald Szeemann, Jean Tinguely, Reynold Tschäppät oder Paul Ignaz Vogel. Die Junkere verstand sich auch als Kritische Untergrundschule (KUSS). Symbolisch erhielt Urban Gwerder von Sergius Golowin den Ehrendoktor verliehen.

Von 1971 bis 1981 setzte sich Golowin als Großrat des Landesrings der Unabhängigen für die Jugendbewegung und die Radgenossenschaft der Fahrenden ein. Er inspirierte auch eine Gruppe von «Härdlütli» um Pier Hänni, für die 1971 Carlo Lischetti, der Rocksänger Polo Hofer (1945–2017) und die schließ-

lich gewählte Sozialarbeiterin Margrit Probst nackt für das Berner Stadtparlament kandidierten. Der Name «Härdlütli» (Erdleuchten) erinnerte an die Heinzelmännchen-Sage. Sie hatten auch mit Studierenden kooperiert, die sich an der Universität Bern 1966 als Forum Politicum formierten und am 26. November 1966 gegen den Krieg in Vietnam demonstrierten. Im September 1969 kam es in Bern zu Protesten gegen den Besuch des US-Generals Westmoreland. Das Berner Forum Politicum, das Bieler Sekretariat für Kriegsdienstgegner und die Zürcher FASS organisierten die Demonstration vom 13. September; im «Basler Aufruf» zur Kundgebung hieß es: «Solange Westmoreland Oberkommandierender der US-Truppen in Vietnam war, folgte eine Eskalation der andern. Nur mit Massenausrottung, Flächenbombardements, mit biologisch-chemischen Kampfmitteln meinten die US-Truppen, den Volksbefreiungskrieg stoppen zu können.» Der Empfang sei «ein Beispiel der Komplizenschaft der Schweiz an der weltweiten Konterrevolution, am System des Imperialismus». Der Bieler Militärdienstverweigerer Arthur Villard kritisierte in seiner Rede die Schamlosigkeit des Bundesrats, der den ehemaligen Oberbefehlshaber in Vietnam eingeladen hatte.

Wie in St. Gallen setzte sich an der Berner Universität ebenfalls eine Gruppe mit dem Strafvollzug auseinander. Der Basler Jürg Bingler wirkte mit. Als Jurastudent und überzeugter Offizier wollte er zunächst bloß demokratische Reformen innerhalb der Armee anregen. Aber die Widerstände des Establishments irritierten ihn (Schär 2008: 175) ebenso wie das *Zivilverteidigungsbuch*, das der Bundesrat an alle Haushalte verschickte. Das Forum Politicum forderte den Rücktritt aller Professoren, die die kaltkriegerische Schrift unterstützt hatten. Peter Vollmer präsierte das Forum und prägte die Berner 68er-Szene mit. Er erlebte diese Zeit «als Kulmination einer lange schwelenden Bewegung», wie er im sonnigen Innenhof des Berner Generationenhauses erläutert.

Peter Vollmer erinnert sich an «ein Lebensgefühl des Ausbrechens», das die Enge der bürgerlichen Gesellschaft überwinden sollte. Die wirtschaftlichen und technologischen Fortschritte schienen mit der Mondlandung unbegrenzt zu sein, aber Millionen von Menschen hungerten weiterhin. Dieser Widerspruch mobilisierte. Wie der Drang nach Selbstbestimmung. Als wichtig erwiesen sich Spaßkomponenten. «Bei Kundgebungen wechselten wir sportlich unseren Laufschrift.» Der kulturelle

Aufbruch beflügelte. Und die Kritische Theorie stützte das befreite Lebensgefühl. Selber blieb Peter Vollmer «stets etwas distanziert in die politischen Prozesse involviert». Im Nationalrat setzte er sich später zwar intensiv mit der Materie auseinander, tat dies als Soziologe aber immer auch teilnehmend beobachtend. «Mit einem Bein drinnen und einem draußen.» Der verstehende Ansatz machte langwierige Debatten interessanter und bot mehr Anhaltspunkte, um sinnig intervenieren zu können. «Wer etwas erreichen will, muss kein Blatt vor den Mund nehmen und sich verständlich ausdrücken. Bei den Militärkrediten stimmte Peter Vollmer stets mit einer kleinen Minderheit dagegen. Heute setzt er sich weiterhin mit Mobilitätsfragen auseinander. Zudem ist er Miteigentümer und Mitbetreiber eines kooperativ geführten Hotels in Mürren, das die Basler PdA-Familien Peter Burkhart und Hansjörg Hofer den Meistbietenden zuhielten. «Ein Abenteuer und Liebhaberprojekt, entgegen jeglicher ökonomischen Vernunft.»

Nach dem Abgang von Urs Jaeggi 1967 nach Bochum ging es an der Berner Universität weiter mit den Nicht-Anstellungen und Nicht-Beförderungen progressiver Dozierender. Sie betrafen unter anderem die Sozialwissenschaftler Peter Atteslander und Jean Ziegler sowie den Philosophen Hans Saner. Obwohl er von der Universität einstimmig für einen Lehrauftrag vorgeschlagen war, lehnte es die Berner Regierung 1972 auch ab, dem Theologen und Dichter Kurt Marti einen Lehrauftrag zu geben. Das Forum Politicum protestierte dagegen. Am 1. Juli 1970 hatten Studierende bereits das Soziologische Institut besetzt. Beim Berufungsverfahren im Fach Soziologie kandidierte der konservative Walter Rüegg, der 1968 in Frankfurt das Seminar polizeilich hatte räumen lassen und zwischen 1965 bis 1970 turbulente Zeiten als Rektor erlebte. Rüegg wurde in Bern gewählt, begann im Frühjahr 1973 und fädelte gleich eine außerordentliche Professur für den ehemaligen Wehrmachtsoffizier Viggo Graf von Blücher ein. Am 29. Mai 1974 besetzten Studierende das Seminar für Soziologie erneut. Die Polizei schritt ein. Rüegg blieb bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1986.

Gegen die Enge

Viel Stunk gab es, als das Gymnasium in Burgdorf im Kanton Bern 1967 den siebzehnjährigen Gymnasiasten Martin Schwander ausschloss. Er hatte eine Veranstaltung mit Guido Bach-

mann organisiert, bei der der Schriftsteller aus seinem Buch *Gilgamesch* las, das unter anderem von Sex zwischen Männern handelt. Die Boulevardzeitung *Blick* und der Schriftsteller Max Frisch setzten sich für Martin Schwander ein, der vor dem Jugendrichter erscheinen musste und schließlich wieder in die Schule zurückkehren durfte, wie Samuel Geiser (2018: 74) berichtet. 1972 schloss sich Martin Schwander, aus einer freisinnigen Zahnarztfamilie stammend, der PdA an. Als Schlüsselerlebnis erwähnt er einen «Seich», den er mit andern Buben anstellte. Er tappt, mussten sie vor dem Lehrerergremium antreten. Die Buben aus gewöhnlichen Familien erhielten tüchtige Ohrfeigen und Martin Schwander nur eine Verwarnung. Zeitlebens engagierte er sich für sozial Benachteiligte und eckte damit immer wieder an. Gleichwohl wurde er 2004 als SP-Mitglied in den Gemeinderat von Oberburg bei Burgdorf gewählt. Hier amtierte er bis 2012. Beruflich arbeitete er als Partei- und Verbandssekretär. Heute engagiert er sich bei Avivo für alte Menschen.

In Burgdorf schrieb auch Heinz Däpp im freisinnigen *Tagblatt* gegen die Enge innerhalb der Stadtmauern an. Ab Mitte der 1960er-Jahre verantwortete er, 23-jährig, die Zeitung als alleiniger Redaktor. (Jost 2018: 29) Er gehörte eine Zeitlang selbst der Freisinnigen Partei an, erregte aber mit seiner nonkonformen Haltung immer wieder Anstoß. So schlug er zum Beispiel vor, die obligatorische Mitgliedschaft für junge Burgdörfler im paramilitärischen Kadettenkorps abzuschaffen. Heute ist Heinz Däpp als Satiriker und Publizist unterwegs.

Explosive Klein- und Friedensstadt

Das zweisprachige Biel am Jurasüdfuß prägte in den 1960er-Jahren vor allem die Uhren- und Autoindustrie. Hier formierte sich schon in den 1950er-Jahren die erste schweizerische Bewegung gegen atomare Aufrüstung. Als explosiv beschrieb Karl Kraenzle die Stadt, in der sich avantgardistische Kreise im Gaskessel trafen. Mario Cortesi beschrieb sie in der Zeitschrift *Neutralität*: «Eine Stadt wie Biel» (1967: 13). Hier fand 1967 die größte Vietnamkundgebung der Schweiz statt, hier trafen sich die Aktiven gegen Kriegsdienst und Atomwaffen zu ihren Versammlungen. Und Mario Cortesi betrieb hier mit Frank A. Meyer ein eigenes Pressebüro, von dem aus dieser als Korrespondent für die fortschrittliche Basler *National-Zeitung* schrieb. Aus Biel stammten die Militärdienstverweigerer Arthur Villard und Pierre Annen sowie

der Journalist Marcel Schwander (1929–2010), der von 1960 bis 1968 im Bieler Stadtrat und eine Zeitlang auch in der Bernischen Legislative mitwirkte. Biel nahm progressive Vorlagen deutlich an: das Frauenstimmrecht, die beiden Atominitiativen und das Bodenrecht. Und die Bieler Sektion der Sozialdemokratie drängte auch die SP Schweiz dazu, mutiger zu opponieren. Aber Biel, so Cortesi, machte viel zu wenig für die Kunst. Im Gegensatz etwa zu Solothurn.

Im Oktober 2017 fand in der Bieler Stadtbibliothek eine Gedenkfeier für Arthur Villard (1917–1995) statt. In Lausanne geboren, wirkte Arthur Villard vor allem von Biel aus. Hier orientierte er sich als Lehrer am Modell der «Aktiven Schule», die das Schulzimmer in eine Werkstatt verwandelt. Hier politisierte er auch als Stadt-, Gemeinde- und Großrat, zunächst für den Parti Socialiste Romand (PSR, Bienne), dann, ab 1954, für die SP, die er auch im Nationalrat vertrat. Villard engagierte sich vor allem friedenspolitisch. Er gründete die Schweizerische Friedensbewegung mit, präsidierte die Internationale der Kriegsdienstgegner (IDK), lancierte die Initiative gegen Rüstungsexporte mit und beteiligte sich Mitte der 1960er-Jahre an den Ostermärschen. Der vorläufig letzte führte 1967 von Biel aus nach Bern. Ein Jahr zuvor verweigerte der Bieler Stadtrat die Wiederwahl von Arthur Villard als Lehrer, musste diesen Entscheid aber nach heftigen Protesten wieder zurücknehmen.

Zu handgreiflichen Auseinandersetzungen kam es am 4. Juli 1966 in Ins. Landwirte griffen Demonstrierende an, die ihre Solidarität mit Arthur Villard bekundeten. Dieser hatte seinen letzten Wiederholungskurs verweigert und musste in Witzwil eine 45-tägige Haftstrafe absitzen. Die Polizei schaute zu. Einen weiteren Monat Gefängnis bedingt sowie eine Busse kassierte er für eine Rede, an der er zur Dienstverweigerung aufgerufen haben soll. 1974 setzte sich Arthur Villard für die Miteinander-Initiative ein. 1979 trat er von allen politischen Ämtern zurück und unterstützte von nun an vor allem Aktivitäten von Longo Mai.

Für Befreiung und Frieden

Die 68er-Zeit von Ginevra Signer begann 1967 und dauerte circa bis 1975: Sie engagierte sich in der IDK, setzte sich für Militärdienstverweigerer und gegen den Vietnamkrieg ein und wirkte an der dreisprachigen Zeitschrift der IDK mit. Nach einigen Jah-

ren Arbeit in der Privatwirtschaft begann sie 1970 beim Christlichen Friedensdienst (CFD) als «Kofferträgerin» von Gertrud Kurz und Kassierin des internationalen CFD. Sie hatte Gertrud Kurz in Bern aufgesucht, nachdem sie das Buch *Das Boot ist voll* von Alfred A. Häsler gelesen hatte. Das Buch dokumentierte, wie die Schweiz 1933–1945 mit den Flüchtlingen umgegangen war. Gertrud Kurz, auch bekannt als «Flüchtlingsmutter», war achtzig, geistig fit, aber etwas gebrechlich – und immer noch Präsidentin des Internationalen Christlichen Friedensdiensts. Sie suchte jemanden, der sie durch europäische Bahnhöfe lotste und ihren Papierkram trug. «Wir reisten regelmässig an CFD-Termine im damaligen EWG-Raum. Nach dem Tod von Gertrud Kurz im Juni 1972 war ich dann Delegierte des Schweizer Zweigs und weiterhin Kassierin. Der CFD war eine internationale, bunt zusammengewürfelte Organisation, die sich für das Friedensprojekt Europa engagierte. Diesen noch heute unaufgeregten europäischen Blickwinkel verdanke ich dem CFD.» Ginevra Signer vertrat den CFD auch beim Schweizerischen Friedensrat im Vorstand, eine Organisation, die sie nie mehr losgelassen hat und deren fundierte *FriedensZeitung* sie mit großem Interesse immer noch liest.

Ab 1983 koordinierte Ginevra Signer den «Solidaritätsfonds für soziale Befreiungskämpfe in der Dritten Welt». Der Solifonds war eine Gründung des SGB, der SP Schweiz, des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks (SAH, heute Solidar Suisse) und mehrerer entwicklungspolitischer Organisationen. Der Solifonds unterstützte damals Gewerkschaften in Tochterbetrieben von Schweizer Unternehmen in Südafrika, auf den Philippinen und in den südamerikanischen Diktaturen und informierte in der Schweiz über die herrschenden Verhältnisse.

Ab 1990 studierte Ginevra Signer an der Universität Fribourg Rechtswissenschaft, arbeitete während des Studiums als Kioskverkäuferin, später beim Mieterinnen- und Mieterverband, beim Eidgenössischen Büro für Gleichstellung und bei der Bernischen Kirche als Verantwortliche für «Brot für Alle». Einige Jahre vor der Pensionierung war sie Gewerkschaftssekretärin für Gleichstellung in der Gewerkschaft SMUV/Unia und Co-Präsidentin der SGB-Frauenkommission. In Biel wählte sie der Stadtrat 2009 auf Vorschlag der SP in die Vormundschaftskommission. 2017 hat sie mit Philippe Garbani die Gedenkschrift für den Friedensaktivisten und Militärdienstverweigerer Arthur

Villard mitverfasst, in der sie auch die friedenspolitischen Bezüge der 68er-Bewegung würdigt. Immerhin waren die Ostermärsche, die aus dem Kampf gegen Atomwaffen entstanden, wichtige Wegbereiter des 68er-Aufschwungs. Just ab 1968 führten interne Querelen zu einem Unterbruch der traditionellen Ostermärsche, die aber später neu weitergeführt wurden. In der Schweiz war das ab Ostern 1982 wieder der Fall: Ein grenzüberschreitender Ostermarsch fand unter dem Motto «Der Atomtod kennt keine Grenzen» im Dreiländereck statt. 30 000 Menschen nahmen daran teil. Eine Verteterin der Grünen aus Frankreich, Helmut Gollwitzer aus Deutschland und Geneva Signer aus der Schweiz hielten in Basel auf dem Münsterplatz die Abschlussreden.

«Ich bin manchmal traurig und ratlos», so Geneva Signer, «weil ich eine Welt wahrnehme, in der Unterdrückungen an der Tagesordnung sind. Die schrecklichen Verhältnisse in Libyen als ein Beispiel, die zudem von Europa toleriert und jedenfalls nicht bekämpft werden, machen mir sehr zu schaffen. Denn gleichzeitig bin ich in einem Alter, in dem ich nicht zuversichtlich sagen kann: Krempeln wir die Ärmel hoch, das werden wir in zwanzig Jahren nicht mehr haben.» Es gibt allerdings Lichtblicke, wenn Geneva Signer Menschen trifft, die sich heute – wie sie früher – energisch für Veränderungen einsetzen. Im Alltag begleitet sie seit Jahrzehnten das Motto von Gramsci, «Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens». Manchmal gelingt es.

Jura dekolonisiert, Solothurn weiter kultiviert

Oft stimmt der Kanton Jura mit den Kantonen Genf und Basel-Stadt progressiver ab als andere Kantone. Einst bischöfliche und dann bernische Kolonie, ist der Jura heute ein eigenständiger Kanton – was auch mit 1968 zu tun hat. Durch russische Emigranten wie den Anarchisten Michael Bakunin inspiriert, formierte sich bereits 1872 in St-Imier eine Antiautoritäre Internationale. Sie wandte sich gegen die bürokratische Zentralisierung politischer Macht und hielt die Prinzipien Autonomie, Föderalismus und Solidarität hoch. Teile der separatistischen Bewegung knüpften im Jura 1968 daran an, und auch traditionell anarchistische Strömungen stärkten die Autonomiebestrebungen. 68er-Impulse belebten auch die Solothurner Kulturszene, die für ihre Film- und Literaturtage bekannt ist und

Schriftstellern wie Peter Bichsel wichtige Impulse verdankt. Als Zentrum alternativer Ideen entfaltete sich die Genossenschaftsbeiz Kreuz, die die Selbstverwaltung symbolisiert und weiter inspiriert.

Separatistische Béliers

Im Juni 2017 stimmten 2067 Bürgerinnen und Bürger in Moutier dafür, sich dem Kanton Jura anzuschließen; 1930 wollten beim Kanton Bern bleiben. Sie müssen sich wohl mit der neuen Zugehörigkeit arrangieren. Etwas mehr als vierzig Jahre zuvor, am 23. Juni 1974, sprachen sich, wie Bernard Voutat (1992:292) beschrieben hat, 54 Prozent der jurassischen Stimmberechtigten für einen neuen Schweizer Kanton Jura aus. Die drei südlichen französischsprachigen und protestantischen Bezirke Moutier, La Neuveville und Courtelary sowie das katholische und deutschsprachige Laufental bevorzugten den Kanton Bern.

1968 besetzten die jungen Separatisten der «Béliers» die Präfektur von Delsberg. Die Berner Regierung berief eine Kommission ein, ohne die jurassische Deputation zu konsultieren. Das Rassemblement Jurassien verlangte vom Bund, neutral zwischen Bern und Jura zu vermitteln. «Eine saubere Trennung», folgerte Regula Renschler damals in ihrem Artikel in der *Schweizer Illustrierten* (1968:96), «wäre für beide Teile heilsamer als ein jahrelanges qualvolles Ausprobieren halber Lösungen.» Die separatistischen Béliers erinnerten an antikoloniale Bewegungen. Renschler betonte die Bedeutung kultureller Aktivitäten. Sie stellte Roland Béguelin, den Generalsekretär des Rassemblement Jurassien, als Dichter mit viel Sinn für Witz und Spottlust dar. Der Historiker Georg Kreis (1968:326) kennzeichnete die jurassischen Separatisten als eine Bewegung, die vor allem «vom Vor-68er-Aufbruch profitierte», den sie «zugleich mittrug».

Nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkten sich bereits Bestrebungen nach jurassischer Autonomie. Das Rassemblement Jurassien konstituierte sich. 1959 kam es zu einer bernischen Volksabstimmung darüber, ob im Jura ein Plebiszit durchgeführt werden sollte. Zwei Drittel der französischsprachigen Bevölkerung stimmten im Jura zu, der den Vorschlag insgesamt knapp verwarf. Harsche Proteste rief dann der Bund 1963 hervor. Er wollte in den Freibergen einen Waffenplatz errichten. Der illegale «Front de Libération Jurassien» (FLJ) reagierte mit einzelnen Anschlägen. Und die Leitung der Lausanner Expo 64 verbot auf

Druck der Berner Regierung eine Demonstration des separatistischen Jura. Damit erhöhte sich die Brisanz der «Jurafrage», für die zwei weitere Stränge bedeutend sind.

Nachdem der russische Anarchist Michael Bakunin 1867 in Genf die Internationale Liga für Frieden und Fortschritt mitbegründet hatte, hielt er sich im Jura auf. In Le Locle und anderswo diskutierte er, wie andere libertär-sozialistische Migrierte, mit Arbeitern der Uhrenindustrie über Autonomie. Die eigene Autonomie war auch den auf den Jurahöhen angesiedelten Täufern wichtig. Die Täufer kennzeichnet ein radikal christliches Verständnis. Sie galten als linker Flügel der Reformation und konstituierten sich im 16. Jahrhundert als Bewegung. Sie plädieren für Gewaltlosigkeit, Glaubensfreiheit und für eine Trennung von Kirche und Staat. Täufergemeinden (mit Gütergemeinschaften) sind weltweit verbreitet.

Drang nach Autonomie

Samuel Geiser wuchs in einer mennonitischen Alttäufer-Familie in Biel auf. Sein Vater arbeitete hier als Schreiner. Ende 17. Jahrhundert waren die «Ur-Geisers» vor den Berner Patriziern in den Jura geflüchtet, der damals dem Bischof von Basel unterstand. Die Erinnerung an die jahrhundertelange Verfolgung der radikal-pazifistischen Freikirche war bei Geisers zu Hause noch sehr lebendig. «Sonntags gingen wir mit der Familie regelmäßig auf Verwandtenbesuch und zu Gottesdiensten in Täuferkapellen auf den Jurahöhen», erinnert er sich. Zum «positiven täuferischen Erbe» zählt er denn auch «ein Gespür für die Unterdrückung von Minderheiten – und den Drang nach Autonomie». Das habe ihn wohl «wie selbstverständlich» zu den 68ern getrieben.

1968 demonstrierte Samuel Geiser für den Prager Frühling, später politisierte er bei den POCH. Er studierte Geschichte und Germanistik in Bern und Berlin – und verließ die Mennoniten. Die pro-bernische Haltung der meisten Täufer im Jura-Konflikt war ihm zuwider. Geiser sympathisierte mit den jurassischen Autonomisten, sah Parallelen zur Geschichte der Täufer. Hatten nicht auch sie einst das Joch der bernischen Obrigkeit abgeschüttelt? Es kam zum Zerwürfnis mit dem Vater. Zwar hatte auch dieser früher diskret Verständnis für den Freiheitsdurst der Jurassier markiert. Aber nach den Anschlägen von Autonomisten Anfang der 1960er-Jahre – darunter auch Brandstiftungen

an Täuferhöfen – wandte er sich abrupt von ihnen ab. «Autonomie ja, Gewalt nein. Auch Vater hatte recht; er beharrte auf dem Prinzip der täuferischen Gewaltlosigkeit», sagt Samuel Geiser heute versöhnlich – und nachdenklich.

Polit- und Kulturszene um die Genossenschaft Kreuz in Solothurn

Am Jurasüdfuß mit der Stadt Solothurn als Zentrum entwickelte sich in den 1960er-Jahren eine lebhaftere Kulturszene: Schriftsteller wie Peter Bichsel, Otto F. Walter; Maler und Bildhauer wie Schang Hutter, Oscar Wiggli; Architekten wie Franz Füg und Fritz Haller wurden weithin bekannt. In Solothurn organisierte die Filmgilde Anfang der 1960er-Jahre wöchentliche Studiofilme. Ab 1966 fand einmal im Jahr ein Wochenende mit Vorführungen statt. In den 1970er-Jahren weitete die Gilde ihr Filmprogramm auf mehrere Tage aus und nannte sich neu Solothurner Filmtage. 1978 gründeten Otto F. Walter, Peter Bichsel, Rolf Niederhauser und andere die Solothurner Literaturtage. Überdies erfreute sich Solothurn einer angeregten Kunstszene mit Ateliers lokaler Künstler und Galerien, welche ein Publikum weit über die Region anzogen.

In einer Kleinstadt wie Solothurn damals – und noch mehr in der Kultur- und Politszene – kannten sich alle untereinander. Was fehlte, war ein informeller Treff- und Veranstaltungsort. Als sich 1972 die Gelegenheit bot, das Restaurant Kreuz beim Landhaus zu übernehmen, gründeten dreizehn Junge und Junggebliebene die erste selbstverwaltete Genossenschaftsbeiz der Schweiz. Zur Initiativgruppe gehörten mehrere Aktive der Solothurner Film- und Literaturtage sowie des Kunst- und Bildungsbereichs. «Miguel» Marguerite Misteli war eine der Mitbegründerinnen der Genossenschaft Kreuz. Die heute 73-jährige Solothurnerin studierte von 1965 bis 1969 Architektur an der ETH Zürich und erinnert sich an den 68er-Aufbruch, «als wäre es gestern gewesen, wie wir uns vor dem Globus versammelten und die Polizei die Wasserwerfer auf uns richtete».

Miguel Misteli kam als «Friedenskind» am 1. August 1945 auf die Welt. Innerhalb von sechs Jahren wuchs die Kindergruppe um drei Buben und eine Schwester. Die Mutter arbeitete ganztags in der Metzgerei der Familie im Verkauf, bis Miguel acht Jahre alt war. Miguel musste trotz Kindermädchen früh Verantwortung übernehmen, aber auch die Brüder mussten mithelfen. Als Miguel vierzehn Jahre alt war, starb die Mutter nach längerer

Krankheit. Die erweiterte Familie wollte zuerst, dass Miguel nach der Bezirksschule zu Hause blieb und zur Familie schaute. Der Kompromiss war, dass sie anstelle einer Lehre an die Oberrealschule ging und damit mehr Zeit daheim hatte. Nach weiteren zwei Jahren beging der Vater Selbstmord. Die Verwandten wollten die fünf Kinder auseinandernehmen. Miguel und ihre Geschwister wehrten sich; der Bruder des Vaters übernahm die Vormundschaft für alle fünf, und sie konnten weiterhin im elterlichen Reihenhaus in Bellach wohnen bleiben. Das Haus wurde bald zu einer Art «autonomes Jugendzentrum» für die befreundeten Jugendlichen in der Umgebung.

Miguel Misteli besuchte von 1960 bis 1964 die Oberrealschule in der Kantonsschule Solothurn. Sie und eine andere Mitschülerin waren die einzigen Mädchen in der Klasse. Zwar beteiligten sich alle ihre Mitschüler in Studentenverbindungen, traditionelle Werte gerieten dennoch ins Wanken. Miguel wurde nach einem Jahr Klassensprecherin, und die Klasse verhandelte einige Mitsprachen im Unterricht. Ihr Onkel war skeptisch, als Miguel nach der Matura Architektur studieren wollte, und organisierte ihr ein Praktikum im Büro Fritz Haller. In diesem Jahr lernte sie neben dem Architekturbetrieb auch die damalige Solothurner Kulturszene besser kennen. Während des Architekturstudiums machte sie eine Exkursion nach Berlin und wusste sofort, «da will ich hin». 1969 bis 1971 ging sie nach Berlin, machte ein Praktikum in Stadtplanung bei der Freien Planungsgruppe und hängte ein weiteres Jahr in einem Kinderladenkollektiv und an der Berliner Schaubühne an.

Als sie 1971 nach Solothurn für ihren Architekturabschluss zurückkam, veröffentlichte die damalige Filmgilde und eine Gruppe Freiwilliger mit ihr im Dezember eine Studie zur Zerstörung günstiger Wohnungen und Entvölkerung in der Altstadt Solothurn. Ein Jahr später wurden zum ersten Mal in der Solothurner Altstadt leere Häuser besetzt. Architekten und Juristen gründeten 1971 den ersten Mieterverein. Ebenfalls Ende 1971 konstituierten sich im «Kreuz» die Progressiven Organisationen Solothurn (POSO), Miguel Misteli war mit dabei. Die Mitglieder der im März 1973 gegründeten Genossenschaft Kreuz wollten nicht nur reden und demonstrieren, sondern konkret selbstbestimmtes Arbeiten und Wohnen praktizieren. «Dies war vielen Leuten suspekt. Anfangs hatten wir sehr Mühe. Man versuchte uns ständig irgendwelchen Drogenhandel zu unterstellen,

obwohl wir keine Drogen im Haus duldeten», so Miguel. 1974 startete im «Kreuz» das erste alternative Kulturprogramm der Region Solothurn im 1. Stock mit einem regionalen Kleintheater, dem Protheater. Die KreuzKultur organisiert auch heute mit ihrem Programm weiterhin regelmässig Aufführungen.

Miguel Misteli wurde 1973 als eine der ersten Frauen für die POSO in den Gemeinderat der Stadt Solothurn gewählt. Die POSO und das «Kreuz» machten Widerstand gegen den Bau des AKW Gösgen und der N5 zwischen Solothurn und Biel. Die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) konstituierte sich 1982 ebenfalls im «Kreuz». 1981 ging Miguel Misteli für zehn Jahre als Stadt- und Entwicklungsplanerin nach Mosambik. Heute engagiert sie sich im Weltladen für fairen Handel, bei den Grauen Panthern und der 2000-Watt-Region Solothurn – und im Projekt der Wohngenossenschaft WeitWohnen, die eine partizipative und ökologische Wohnsiedlung in der Stadt Solothurn anstrebt. Gleichzeitig vertritt sie diese Anliegen wieder im Gemeinderat Solothurn für die Grünen. «Wir sind heute erneut in einer Phase des Umbruchs, und die Menschen sind vermehrt bereit, sich für eine gerechtere und sinnvollere Lebensweise einzusetzen.»

Ende der bloßen Vermutung

Der Schriftsteller Rolf Niederhauser veröffentlichte zehn Jahre nach 1968 sein Buch *Ein paar junge Leute haben es satt zu warten auf das Ende der blossen Vermutung, dass es bessere Formen menschlicher Gemeinschaft gibt*. So lautete der ungewöhnliche Titel über die genossenschaftliche Beiz Kreuz, die Arbeit und Leben näher zusammenbringen will. Das Buch erschien 1978 und ist ebenso alt wie die im «Kreuz» gegründeten Solothurner Literaturtage. «Zehn Jahre nach 1968 mündete der von Rudi Dutschke propagierte «Marsch durch die Institutionen» in die Gründung eigener Institutionen, in denen die Ideen von 68 nicht im Großen Ganzen, sondern in den Niederungen des lokalen Alltags auf die Probe gestellt wurden», schreibt Rolf Niederhauser, der auch fragt, wann ein Bier mehr ist als ein Bier und wie egalitär sich das selbstverantwortliche Personal verhält. Entstehen neue, informelle Machtgefälle? Von «flachen Hierarchien» mag Rolf Niederhauser nicht reden: Demokratie am Arbeitsplatz sei etwas anderes. «Dass flache Hierarchien in Industrie und Verwaltung heute weit verbreitet sind», ergänzt Rolf Niederhauser,

«kann man aber als Folge davon sehen, dass die Erfahrungen mit Partizipation und Selbstverwaltung auch in die allgemeine Betriebswirtschaftslehre Eingang gefunden haben.»

Die selbstkritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte ist für Rolf Niederhauser zentral für die Selbstverwaltung, von der *Das Ende der blossen Vermutung* berichtet. Und was hält die Gemeinschaft zusammen? «Die vage Hoffnung auf Zukunft?» Rolf Niederhauser beschreibt Alltägliches, in dem sich viel Politisches im Verhältnis zu Persönlichem manifestiert. Und umgekehrt. Die Geschichte vom «Kreuz», «erfunden von einem, der dabei gewesen ist», bewegt sich zwischen Fiktion und Dokumentation, erzählt von ersehnter Liebe und gelebter Liebe, nimmt sich romanartige Freiheiten und reflektiert dynamische Prozesse auch theoretisch. Rolf Niederhauser orientiert sich an historischen Kontexten, ökonomischer Selbstverwaltung und politischer Selbstbestimmung, die es weiterzuentwickeln gelte: Wie nirgendwo sonst auf der Welt böten sich im westlichen Europa immer wieder neue Möglichkeiten an, in Nischen und an den Rändern des Großen Ganzen jenen sachkundig motivierten Eigensinn zu entwickeln, individuell und kollektiv, auf dem die Zukunft der Menschen beruhe. Die Genossenschaft Kreuz und die Selbstverwaltungsbewegung der 1970er-Jahre müssten als Teil davon gesehen werden. Mit einer konkreten Hoffnung, die sich freiheitlich ausrichte und sozial verknüpfe. Rolf Niederhauser will an den großen Ideen festhalten, um sie in kleinen, aber griffigen Projekten, sachlich fundiert, weiterzuführen. «Große Erzählungen» bräuchten wir keine mehr, umso dringlicher aber kleine, die Widersprüche zuließen.

Bescheiden geblieben

Peter Bichsel blieb zeitlebens mit Solothurn verbunden. Er geht auch heute noch ab und zu ins «Kreuz». Mit ihm vom Bahnhof Solothurn zu einer seiner Lieblingsbeizen zu schlendern, ist ein Erlebnis. Passanten sprechen ihn unterwegs auf dies und jenes an; für manch einen hat er wohl schon Gutes getan. Seine Geschichte über Frau Blum, die den Milchmann kennenlernen wollte, löste in den 1960er-Jahren eine kleine Revolution aus und beflügelte den 68er-Aufbruch. Dass der bescheiden gebliebene Peter Bichsel das anders sieht, spricht dafür.

Peter Bichsel kam 1935 zur Welt. Er wuchs in Luzern und Olten auf. Aus einer frommen Handwerkerfamilie stammend,

besuchte er das Lehrerseminar in Solothurn. Nach seiner Heirat mit der Schauspielerin Therese Spörri arbeitete er bis 1968 als Primarlehrer mit langen Haaren, wobei er zu dem Zeitpunkt bereits seit einiger Zeit literarische Texte schrieb. Ein aufmerksamer Lehrer bestärkte ihn darin. Politisch wirkte Peter Bichsel, vom Selbstverständnis her Sozialist, von 1957 bis 1995 in der SP. 1968 hielt er sich mehrmals in Berlin auf. Das Attentat auf Rudi Dutschke, den er schon früh kennengelernt hatte, empörte ihn.

1965 erhielt Peter Bichsel den Literaturpreis der Gruppe 47. Ab 1968 schrieb er in der *Weltwoche* dezidiert politische Kolumnen. 1970 trat er aus dem Schweizerischen Schriftstellerverband aus und gründete die nonkonformistische Gruppe Olten mit. Vom Hamburger Lessing-Preis (1965) über den Gottfried-Keller-Preis (1999) bis zum Großen Schillerpreis (2012) erhielt er fast jährlich eine neue Auszeichnung. Von seinen vielen Büchern seien hier nur exemplarisch *Die Jahreszeiten* und *Des Schweizers Schweiz* (beide 1969) erwähnt. An 1968 erinnert sich Peter Bichsel als Wendejahr. 33-jährig erlebte er einen individuellen und gesellschaftlichen Aufbruch, den er schreibend mitinitiierte, ohne Parolen zu skandieren. Sein Beispiel imponierte als Vorbild und regte dazu an, sich selbst zu exponieren und für sinnliche Wahrnehmungen zu sensibilisieren. Bichsel erzählt auch heute gerne ansprechende Geschichten, die er einprägsam und eigenwillig formuliert. Seine Vorträge und Radiosendungen berühren und regen zum Handeln an. Obwohl er sich selbst eher als pessimistisch bezeichnet, wirkt er reflexiv optimistisch. Er betont immer wieder, wie die Frauenbewegung ihn und die Gesellschaft bewegte. Auch die Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit hat ihn verändert, gelassener gemacht. Die Frage, was bleibt, schärft das Bewusstsein dafür, künftigen Generationen eine möglichst intakte Umwelt zu hinterlassen. Sein vorzeitiger 68er-Geist hält an und wirkt nach.

«Aber eigentlich war ich ja nur ein Sympathisant der 68er, was viel schlimmer war», sagt Peter Bichsel im Gespräch. Bei Lesungen wurde er manchmal aus dem Publikum attackiert. Die Leute fragten: Wo bleibt die Relevanz? «Das tat mir gut. Das brachte mich weiter.» Was ihn besonders umtrieb: die repressive Toleranz. «Da verstand ich auf Anhieb, was gemeint ist.» Wenn er heute vor Jungen stehe, komme ihm immer wieder 68 in den Sinn. Ganz weg sei sie ja nicht, diese schöne Zeit. Sie lebe im Feminismus weiter, der in der 68er-Männerbewegung fehlte. Von

den zwanzig Besten im Parlament seien heute fünfzehn Frauen. Trotzdem bleibe der Nationalrat beharrlich eine homoerotische Männergesellschaft und Fortsetzung der Studentenverbindung. «Wenn ich im Bundeshaus bin und nachher wieder auf die Straße komme, stelle ich ganz erleichtert fest, dass es noch normale Menschen gibt.»

Waadt, Neuenburg und Genf spuren vor

Das Frauenstimmrecht setzte sich gesamtschweizerisch erst 1971 durch. Basel-Stadt leitete diesen Schritt als erster Deutschschweizer Kanton 1966 ein. Baselland folgte 1968. Drei Westschweizer Kantone spurten vor: Waadt und Neuenburg 1959, gefolgt von Genf 1960. Was 1968 in der Westschweiz geschah, wirkt auf Michel Thévenaz (1992: 280) «fast ein wenig lächerlich». In Genf besetzten Studierende das Rektorat. Begünstigt wurde die Aktion, wie die damals beteiligte Ruth Dreifuss berichtet, durch ein Universitätsmitglied, das den Zugang ermöglichte. In Lausanne protestierten ein paar hundert Leute gegen zu hohe Kinopreise. Hinzu kamen ein paar Streiks sowie Kundgebungen gegen den Schah von Persien, gegen den Kinofilm *Green Berets*, gegen die US-Intervention in Vietnam und für das vietnamesische, baskische und chilenische Volk. «Das hatte alles nichts Umwälzendes. Keine dieser Begebenheiten erreichte die Tragweite der Globuskrawalle in Zürich.» Und doch zeigen biografische Erinnerungen, wie 1968 für manche auch ohne große Skandale vor Ort eine wichtige Zäsur bedeutete. Auch, weil sich die Gewerkschaften wieder etwas radikalisierten.

Schmaler Grad der Hoffnung

Von Genf aus agiert seit Jahrzehnten der Soziologe Jean Ziegler. Jürg Wegelin (2011: 45) hat ihn als einen beschrieben, der die 68er-Bewegung vorweggenommen habe. Ziegler ist einer der einflussreichsten Denker der Schweiz. Im Berner Hotel Savoy erzählt er im Gespräch aus seinem bewegten Leben.

In Thun aufgewachsen, engagierte sich der 1934 geborene Jean Ziegler zunächst noch bei den Kadetten und als Student der Rechtswissenschaften bei der Zofingia. Sein Interesse für das, was sich in der Welt ereignete, politisierte ihn aber in eine andere Richtung. Die kubanische Revolution faszinierte ihn, ebenso die

Unabhängigkeitsbewegung im Kongo. Umso mehr empörte ihn die Ermordung des ersten demokratisch gewählten Premierministers Patrice Lumumba 1961.

Von 1967 bis 1983 und von 1987 bis 1999 setzte sich Jean Ziegler für die SP im Nationalrat ein, von 2000 bis 2008 war er UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung; seither ist er Vizepräsident des beratenden Ausschusses des UN-Menschenrechtsrats. Die Dekolonisation in Lateinamerika und Afrika sowie der existenzialistische Lehrer Jean-Paul Sartre motivierten ihn, sich zu exponieren. Eine Eingabe von über hundert Studierenden, seinen entwicklungssoziologischen Lehrauftrag auf vier Stunden auszuweiten, lehnte die Berner Fakultät 1968 ab. Als Professor für Soziologie an der Universität Genf forschte und lehrte Jean Ziegler ab 1977 über Entwicklungsfragen und multinationale Konzerne. Unter den vielen Auszeichnungen, die er erhielt – darunter vier Ehrendokorate und den Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch – ist für ihn vor allem der Thuner Stadtpreis speziell. Sein konservativer Heimatort würdigte ihn 2009 trotz kritischer Schriften über *Das Schweizer Imperium* und *Gegen die Ordnung der Welt* (beide 1986). Zuletzt erschienen *Ändere die Welt! Warum wir die kannibalische Weltordnung stürzen müssen* (2015) und *Der schmale Grat der Hoffnung* (2017).

Am Vorabend unseres Gesprächs hielt Jean Ziegler am St. Nikolaustag einen Vortrag bei der Berner Buchhandlung Stauffacher. «Viele Jugendliche kamen, auch von der Reitschule.» Das freute Jean Ziegler besonders. So ein Vortrag ist für ihn «ein Kampfeinsatz, wie jeder Auftritt bei der UNO». Und was ist die Botschaft an die Jungen? «Im Sinne von Sartre: Um die Menschen zu lieben, muss man sehr stark hassen, was sie unterdrückt.» Das sei doch auch die 68er-Message. Es gehe darum, die kannibalische Weltordnung zu analysieren und kollektiv zu stürzen. «Menschen produzieren den Hunger. Alle fünf Minuten verhungert ein Kind unter zehn Jahren auf einem Planeten, der vor Reichtum überquillt. Wir müssen diese Kausalkette unterbrechen. Der Neoliberalismus ist wie Aids. Er infiziert die Menschen mit seiner gefährlichen Marktidee und zerstört ihre Immunkräfte.» Daher gelte es «den Feind zu erkennen, den Feind zu bekämpfen». Durch die Macht der Zivilgesellschaft. Kleine Risse bringen mit der Zeit auch dicke Mauern zum Einstürzen, ohne Partei und Zentralkomitee. Aber Zeit ist menschliches Leben. «Wir müssen alles dafür tun, damit ein Kind einen Tag län-

ger leben kann.» In der Öffentlichkeit provoziert Jean Ziegler immer wieder anregende Debatten. Viel zu reden gaben seine Treffen mit Potentaten der Macht, die Jean Ziegler vor allem mit seiner Tätigkeit für die UNO erklärt. Mit dem *Schmalen Grat der Hoffnung* wollte Ziegler auch am Wegrand innehalten, um sein Engagement zu überdenken. Dabei stellte er fest, dass er ein glücklicher Sisyphos sei. Der Sinn bestehe in der Liebe. In der Auseinandersetzung mit dem Tod helfe ihm sein Glaube an die Auferstehung. Aber im Leben wolle er alles dafür tun, denen eine Stimme zu geben, die im Dunkeln zugrunde gehen. Und dabei seien Selbstzweifel hinderlich. Nochmals: Ein Kind, das aus Hunger sterbe, werde faktisch ermordet. Hier seien konkrete Hilfe und Solidarität dringlich.

Im Innern der Schweiz

Pop-Herausgeber Jürg Marquard wollte einst in Luzern eine eigene Veranstaltung besuchen, als ihm ein Türsteher beschied, er sei doch schon da. Freddy G. Vonwyl hatte sich als Jürg Marquard ausgegeben. Vonwyl lud 1968 auch bekannte Pop-Größen in seine Luzerner Mietwohnung ein, zum Beispiel die Deep Purple, die nach einem Konzert bei ihm im überfüllten Lift in den Keller sausten. Der «König der Backstage-Zone» (Mumenthaler 2017) zeugt davon, wie die Popmusik – nebst dem politischen Aufbruch – auch die Innerschweiz aufmischte. Viel Widerständigkeit entwickelte sich hier in der Auseinandersetzung mit Fremdenangst. Frauen engagierten sich zudem für ihre Rechte. Und neu entstandene Dritte-Welt-Gruppen kritisierten die Geschäfte multinationaler Konzerne, wie das zu dem Zeitpunkt, etwas zögerlicher, bereits katholische Priesterseminare und Missionskreise taten.

«Größte soziale Bewegung des 20. Jahrhunderts»

«Als 1968 die Studentenkrawalle in Paris stattfanden, war ich Klosterschülerin im Seminar Baldegg. Ich verfolgte die Ereignisse am Fernsehen eher erschreckt als begeistert», schreibt Cécile Bühlmann. 1970 trat sie ihre erste Stelle als Lehrerin an. Im selben Jahr kam die Schwarzenbach-Initiative zur Abstimmung. Sie verlangte, dass der Anteil der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz nur noch 10 Prozent betragen dürfe. Die Annahme der Initiative hätte die Ausweisung von Hunderttausenden vor

allem italienischer Migranten bedeutet. «Das berührte mich zutiefst, denn ich war durch die Geschichte meiner Mutter sehr sensibilisiert», so Cécile Bühlmann. Ihre Mutter war als Tochter eines italienischen Einwanderers in der Schweiz aufgewachsen und hatte schlimmste Diskriminierungen erlebt. Darüber habe sie viel erzählt und dass man sich dieser Ungerechtigkeit widersetzen müsse. «Das war ein prägendes Narrativ in meiner Kindheit und Jugend. Ich trug also einen Abstimmungsknopf mit der Aufschrift «Schwarzenbach ab!» und mischte mich in die heftige Kontroverse über die Initiative ein.» Aber abstimmen und an die Urne gehen durfte sie nicht! Frauen hatten noch kein Stimm- und Wahlrecht. «Das empörte mich zutiefst!»

Das Frauenstimmrecht wurde 1971 endlich eingeführt. «Aber ich merkte bald, dass sich damit die reale Situation der Frauen im Alltag keineswegs veränderte. Immer noch war die patriarchale Familie mit klassischer Rollenteilung zwischen Mann und Frau das gültige Modell. Ich wusste schon lange, dass dieses Familienmodell für mich keine Option sein konnte.» So wie Cécile Bühlmann erging es vielen Frauen. Sie fanden in den männerdominierten Debatten der 68er keine Antwort auf diese für sie zentrale Frage. So entstand die Neue Frauenbewegung. In Luzern gab es bald eine Sektion der OFRA, Organisation für die Sache der Frauen. «Mein persönliches Unbehagen über die bürgerliche Kleinfamilie mit ihrer starren Rollenteilung bekam durch die Frauenbewegung eine fundierte politische Antwort. Ich wurde begeisterte Aktivistin der OFRA. Wir sezierten die aktuellen Verhältnisse und spürten all die Diskriminierungen der Frauen im Patriarchat auf und eroberten uns Stück für Stück Autonomie und Freiheit zurück. Für den Schwangerschaftsabbruch und die Mutterschaftsversicherung, gegen Gewalt an Frauen und tiefe Frauenlöhne, für Kinderkrippen und Frauenquoten in Politik und Wirtschaft gingen wir auf die Straße.»

Cécile Bühlmann erlebte die Forderungen als persönlichen Befreiungskampf. «Ich warf all die alten, mir eingetrichterten Klischees, wie eine richtige Frau zu sein hätte, über Bord und fühlte mich zum ersten Mal in meinem Leben richtig wohl in meiner Haut. Seit dieser Zeit bin ich überzeugte Feministin.» Über die Analyse der Geschlechtergerechtigkeit weitete sich der Fokus auf all die anderen Themen, die die 68er-Debatten ausgelöst hatten: Einsatz für soziale Gerechtigkeit, der Kampf gegen Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten, der Schutz der

Umwelt, die Solidarität mit den Ländern des globalen Südens. «Die Menschen, die sich für diese durch 68 aufgebrochenen Themen engagierten, schlossen sich in Luzern Mitte der 1980er-Jahre zusammen. Es herrschte eine große Aufbruchsstimmung, all die fortschrittlichen Kräfte aus der Umweltbewegung, der Frauenbewegung, den Gewerkschaften und linken politischen Gruppen wie POCH und SAP gründeten das Grüne Bündnis Luzern. Mein gesamter Freundeskreis war dabei, es war wie eine Art Milieufrage und ich wusste, da gehöre ich dazu.»

Cécile Bühlmann wurde 1991 als erste Grüne aus der Innerschweiz in den Nationalrat gewählt. «Ich war nie in erster Linie eine Umweltpolitikerin, sondern meine Schwerpunkte blieben die Gleichberechtigung der Geschlechter und der Kampf gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Da floss mein Herzblut und dieses investierte ich im Rahmen der Grünen Fraktion in die politische Arbeit im Nationalrat. Als Fraktionspräsidentin war ich unendlich stolz darauf, sagen zu können, dass wir die erste und einzige Fraktion unter der Bundeshauskuppel sind, in der die Hälfte Frauen sind. Das war und ist ein Markenzeichen der Grünen und deshalb sind wir auch für Frauen attraktiv.» Cécile Bühlmann ist, selbst erklärt, keine 68erin im klassischen Sinn. Sie sei aber von den Nachwehen von 68 heftig erfasst worden. «In unseren Breitengraden ist der in der Folge von 68 entstandene Aufbruch der Frauen die größte soziale Bewegung des 20. Jahrhunderts. Sie hat mich geprägt und dazu beigetragen, dass ich ein selbstbestimmtes Leben als Frau führen kann, wie das noch keine Frauengeneration vor mir tun konnte.»

**Entwicklungs-
politisch
engagiert**

Markus Mugglin kam 1947 ebenfalls im streng katholischen Milieu in Luzern zur Welt. Er besuchte hier die Schulen, interessierte sich früh für die Dritte Welt, studierte ab Herbst 1967 Nationalökonomie an der Hochschule St. Gallen, blieb aber während den Wochenenden und Semesterferien in der Innerschweiz aktiv. Im Herbst 1968 steckte Markus Mugglin im dritten Semester und erlebte «auch in St. Gallen so etwas wie 68er-Stimmung». 1969, «das revolutionärste Studienjahr der HSG», verbrachte er aber mit einem halbjährigen Praktikum bei der Alusuisse in Zürich, ein paar Studienwochen bei Jean Ziegler in Genf und ein paar Monaten in der Unteroffiziersschule. Sein Versuch, sich

ausmustern zu lassen, scheiterte. Den Militärdienst ganz verweigern und ins Gefängnis gehen, das wollte er nicht. Zurück an der HSG, wählte Markus Mugglin ab Herbst 1970 die Studienrichtung «Außenwirtschaft und Entwicklungsländer» und transformierte dieses Wissen nach Luzern, wo er sich intensiv in der Arbeitsgruppe Dritte Welt und später im Solidaritätskomitee für Afrika, Asien und Lateinamerika engagierte. Er initiierte Schulungskurse, las mit anderen die Schriften von André Gunder Frank und Gunnar Myrdal. Sein katholisch-konservatives Umfeld, von dem er sich distanzierte, reagierte relativ gelassen, zumal er mit Fragen der Dritten Welt immerhin in einem konfessionellen Kontext blieb – «auf der Seite der humanitären und zum Teil systemkritischen Kirchenkreise». In Luzern gab es eine Pfarrei mit einer gesellschaftspolitisch sehr progressiven Leitung. Markus Mugglin hatte deshalb keinen Anlass, sich «von kirchlichen Kreisen radikal abzusetzen». 68 bedeutete für ihn keinen totalen Bruch mit seiner Herkunft. «Dazu trug auch bei, dass ich parteipolitisch keine Rolle spielte.» Stark gewandelt habe sich aber sein Freundeskreis. «Zu Beginn des Studiums waren wir Luzerner eine fast geschlossene Gesellschaft. Im Laufe der Zeit trennten sich die ideologischen und politischen Wege.»

1968 habe jedenfalls «sehr viel ausgelöst, bei allerdings doch nur sehr begrenztem Erfolg» – das zeige sich erst recht jetzt, da sich das «Gespenst» des autoritären Nationalismus zurückmelde. Gesellschaftspolitisch habe der Aufbruch jedoch einiges bewirkt. Konventionen wurden gelockert, gegenüber Minderheiten verhält man sich toleranter, die Frauen haben mehr Rechte. Auch politische Debatten haben sich zum Teil stark verändert. «Es gab neue Bezüge zwischen 68 und aufkommenden Umweltfragen und zwischen 68 und den brennenden Fragen über Ursachen der Unterentwicklung.» Auch Unternehmer würden jetzt anerkennen, dass die Wirtschaft sich in ihrem Handeln um Menschenrechte kümmern muss. Nicht-Regierungsorganisationen entstanden als neue politische Akteure, die sich für eine alternative Globalität im Sinne der internationalen Solidarität einsetzten.

Aber die Wirkung – insbesondere wirtschaftspolitisch – sei letztlich doch nur schwach geblieben. «Die sozialen Ungleichheiten wurden sogar noch größer. Ebenso die Macht von Großkonzernen, die mit allen Mitteln Steuern vermeiden. Die Finanzmärkte sind trotz dem Absturz von 2008 ungebändigt. Die

Auseinandersetzungen drehen sich mehr um Hyperglobalisierung oder Protektionismus als um nachhaltige Globalisierung.» Markus Mugglin thematisierte diese Fragen und Diskrepanzen als langjähriger Journalist, Redaktor und Korrespondent bei Radio DRS/SRF und Verantwortlicher der Sendung «Echo der Zeit». In einem gleichnamigen Buch nahm er *Konzerne unter Beobachtung* (2016).

In der Provinz

Zum Kanton Luzern gehört auch Dagmersellen. Die Journalistin Heidi Kronenberg wuchs hier auf. Sie war 1968 erst fünfzehn Jahre jung, bekam aber über Medien ein wenig mit, was sich weltweit ereignete. Zudem kehrte eine ältere Freundin gerade aus Paris zurück, da es wegen der dortigen Umtriebe nicht möglich war, seriös zu studieren. Sie erzählte von Barrikaden und Tumulten. Und daheim, in Dagmersellen, kündigten sich ebenfalls Veränderungen an. So etwa in der katholischen Jugendarbeit. Da waren die Gruppen bislang klar nach Geschlechtern getrennt gewesen, was sich nun allmählich aufweichte, verbunden mit Debatten über Gerechtigkeit, Rollenbilder und Geschlechterverhältnisse. Sie trugen dazu bei, eine eigene Meinung zu entwickeln: zur Partizipation von Jugendlichen, zum Selbstverständnis von Frauen und zum Schweizer Militär.

«Sind Dienstverweigerer Verbrecher?», stand auf einem der Transparente, die am 26. November 1968 Demonstrierende auf einer Kundgebung in Sursee mit sich trugen. Sie begleiteten den Theologiestudenten Marco Mäder zur Gerichtsverhandlung und setzten sich im ehrwürdigen Gerichtssaal aus Protest auf den Fußboden, wie Karl Kraenzle (1968:5) ausführlich schilderte. «Weil die Armee heute noch Ausdruck einer Haltung ist, die zwei Weltkriege ermöglicht hat, möchte ich, dass wir zu einer veränderten Einstellung der staatlichen Ordnung gegenüber gelangen», machte der Angeklagte geltend. «Es gibt keine reale Chance, Kriege künftig zu vermeiden, wenn wir in der Art weiterdenken und handeln, wie wir das bis anhin getan haben.» Zu Kundgebungen kam es auch vor der luzernischen Justizvollzugsanstalt Wauwilermoos, in der Paul Tschannen und andere Dienstverweigerer ihre Strafen verbüsst.

Rote Herzen in St. Gallen und «Ab in die Zelle»

Niklaus Meienberg hat in seiner *Reportage aus der Schweiz* (1974:73) seinen «Aufenthaltort»

St. Gallen, 670 Meter über Meer, als «ein unübertreffliches Einfallstor» beschrieben, was auch Hitler, den Russen und schon den Hunnen aufgefallen sei. Eigene Erinnerungen an kindliche Ängste prägten die Wahrnehmung und Projektion mit. So auch die aktuelle Situation im Herbst 1972. Damals wollte die Freisinnige Partei im Kanton St. Gallen die Todesstrafe wieder einführen. Aber tickte da die Ostschweiz ganz anders als die Westschweiz? An der HSG studierten 1969 Thomas Eberle, Res Strehle, Markus Mugglin und andere, die sich mit einem ausgeschlossenen Schüler solidarisierten und eine demokratische Strafrechtsreform initiierten. Und der Kabarettist Hans Fässler tat später viel dafür, seinen Schülerinnen und Schülern ein geschichtliches Bewusstsein zu vermitteln. Als er selbst zur Schule ging, prägten ihn noch ganz andere Vorstellungen.

Der Buchhändler, Ethnograf und Publizist Robert Kruker, 1946 geboren, steckte 1968 ebenfalls in St. Gallen. Er arbeitete in der Buchhandlung, in der er seinen ersten Beruf erlernte: «St. Gallen war im Vergleich zu Zürich, Basel, Genf, Paris und Frankfurt etwas verschlafen und im Hintertreffen», erinnert er sich. «Aber spannend waren die Debatten über Bücher. Zum Beispiel bei Lesungen von Peter Bichsel oder Otto F. Walter. Peter Handke (*Der Hausierer*), Herbert Marcuse (*Der eindimensionale Mensch*) oder Klaus Wagenbachs Kafka-Biografie waren Renner auf dem Ladentisch. Und der Fotograf und spätere unabhängige Nationalrat Herbert Maeder berichtete von zentralasiatischen Sowjetrepubliken am Pamir und Hindukusch, vor allem aber von Afghanistan, wohin im Sommer 1968 seine zweite Reportage führte.» Robert Kruker zog dann 1969 nach Kanada, interessierte sich für die «native Canadians», studierte danach in Zürich und kam 1974 über Feldforschungen ins Prättigau und Albulatal. Von hier aus pflegte er, nach Zürich pendelnd, den Austausch mit Salecina und der Bündner 68er-Szene.

Hochschule und Rotes Herz

Thomas Eberle studierte ab 1969 an der Hochschule St. Gallen, wo er später bis 2015 als Professor für Soziologie lehrte. Gerne erinnert er sich im Gespräch im Café Seeger an die 68er-Stimmung und den Aufbruch gegen das Establishment, das die Eltern, Behörden, Lehrmeister und Dozenten («Es gab bei uns keine einzi-

ge Frau.») verkörperten. Gegen sie richteten sich die Anti-Vietnamkrieg- und die Hippie-Bewegung. Das Geschehen sei nur verständlich, so Eberle, wenn man die normative und moralische Enge der damaligen Gesellschaft in Rechnung stelle: «Es war für unsere Generation wie für die gesamte Gesellschaft dringend notwendig, dass diese verknöcherten, lebensfeindlichen und häufig auch unmenschlichen Strukturen aufgebrochen wurden. Ich glaube, dies ist heutzutage gar nicht mehr wirklich verständlich zu machen.»

Thomas Eberle erlebte den 68er-Aufbruch an der Kantonsschule St. Gallen. Seine Klasse gehörte im Wirtschaftsgymnasium zu den besonders bewegten. «Wir lasen Bücher über den US-Imperialismus oder antiautoritäre Schulprojekte und diskutierten viel.» Thomas Eberle besuchte auch schon an der HSG eine öffentliche Vorlesung zur Entwicklungssoziologie von Andreas Miller, der bis 1968 an der Universität Basel lehrte und laut seinem Sohn zu Hause die «schwarze Pädagogik» praktizierte, die seine Frau, die Schriftstellerin Alice Miller, in einem Bestseller kritisierte. Im Herbst 1969 wechselte Thomas Eberle an die HSG. «Dann ging gleich die Bewegung Rotes Herz los»: An der örtlichen Kantonsschule hatte ein neunzehnjähriger Schüler mit seiner achtzehnjährigen Freundin «geschlafen», was deren Mutter dem Rektor klagte, der den Schüler von der Schule wies. Das löste eine Solidaritätsaktion aus, an der sich Thomas Eberle beteiligte. Studierende der HSG luden den deutschen Sexualforscher Günter Amendt zu einem öffentlichen Vortrag zum Thema Sexualität, Freiheit und Kapitalismus ein. Er beendete seinen Vortrag mit den Worten: «Ich möchte Che Guevara zitieren und rufe euch auf: Schafft zwei, drei, ja hundert Sexuallskandale in St. Gallen. Schreibt dem Rektor, dass ihr mit eurer Freundin oder eurem Freund geschlafen habt, dass ihr dabei Lust empfunden habt, und dass ihr das wieder tun werdet.» Der Aufruf führte zu einem Aufruhr. «Da mein Vater mit dem Sekretär des Erziehungsdepartements musizierte», so Thomas Eberle, «wusste ich aus erster Quelle, dass dem Erziehungsdepartement die Überreaktion des Rektors sehr peinlich war, dass sie ihn dann aber stützten, weil dem fehlbaren Schüler noch das Rauchen von Haschisch nachgewiesen werden konnte. Insgesamt war die Aktion Rotes Herz im Winter 1969/70 jedoch die wohl wichtigste Jugendaktion in St. Gallen.»

An der HSG formierten sich zeitgleich die linken Studierenden in der Gruppe «inform». Thomas Eberle machte mit.

«Wir lasen vor allem marxistische Wirtschaftstheorie und Kritische Theorie.» Nach zwei Jahren spaltete sich die Sozialistische Studentengruppe ab. Die andern organisierten sich weiterhin als «kritische Diskussionsgruppe». Vor der Spaltung schlug ein deutscher Assistent am Seminar für Philosophie eine Strategie mit dem «Endziel sozialistische Hochschule» vor. 1972 löste sich die Sozialistische Studentengruppe auf. Die meisten Mitglieder verließen die HSG und wechselten an die FU Berlin oder an andere Universitäten.

Eine kontroverse Figur zur Zeit des «inform» war Professor Walter Adolf Jöhr, Altrektor und Volkswirtschaftsprofessor, der sich ebenfalls an den Debatten beteiligte, bis ein Student über das Schwarze Brett einen Zeitungsartikel verbreitete, in dem Jöhr 1938 als Student in Deutschland den Führer dafür gelobt hatte, sich um Arbeitende in Fabriken zu kümmern. Darauf entflammten Diskussionen, denen sich Jöhr stellte. Er hatte im Laufe des Krieges seine Haltung geändert und setzte sich schon vor 1968 dafür ein, auch marxistische Literatur in die Bibliothek aufzunehmen. Er förderte auch die Professur für Ota Šik, den ehemaligen Wirtschaftsminister und stellvertretenden Ministerpräsident der Regierung des Prager Frühlings. «Wir kritischen Studierenden besuchten alle Seminare und Vorlesungen von Ota Šik, auch Roger de Weck, und manche promovierten bei ihm. Ota Šik schlug einen demokratischen Sozialismus vor, bei dem die Arbeitnehmenden das Kapital besitzen und strategische Entscheidungen demokratisch fällen.» Auch Markus Mugglin schätzte an ihm, dass er «nicht nur die Planwirtschaft, sondern auch den westlichen Kapitalismus fundamental kritisierte».

1971/72 arbeitete Thomas Eberle ein Jahr lang als Praktikant beim Schweizerischen Bankverein, der später zur UBS fusionierte. Er setzte hier, wie später auch bei IBM, das Recht durch, lange Haare, Jeans und Pullover tragen zu dürfen, obwohl fast alle rundherum in Anzügen und weißen Hemden mit Krawatten erschienen. «Das war mir sehr wichtig, im Sinne persönlicher und gesellschaftlicher Freiheit.» Zurück im Studium, engagierte sich Thomas Eberle in einer Gruppe von Studierenden der Volkswirtschaft, die sich mit Kritischer Theorie befasste. «Die Debatten verlangten einen hohen zeitlichen Aufwand. Wir übernahmen auch die Redaktion der studentischen Zeitschrift *PRISMA*, der wir ein kritisches Profil verpassten.» Eine ganze Heftnum-

mer überließen wir 1975/76 der St. Galler Frauengruppe. Das löste einen Skandal aus, «weil eine Zeitschrift, die sich für Emanzipation einsetzte, damals notgedrungen von Moskau gesteuert sein musste». Die Kantonspolizei meldete das Vergehen der Bundespolizei. Res Strehle und Thomas Eberle mussten als verantwortliche Redaktoren beim Rektor vortraben, der «vor Wut tobte, weil wir seines Erachtens die anstehende Volksabstimmung zur Übernahme der städtischen HSG durch den Kanton gefährdeten». Die Gruppe «Kritische Theorie» löste sich nach dem Ende des Studiums auf. «Ab dann waren wir wieder mehr Einzelkämpfer.» Thomas Eberle arbeitete nun als Assistent bei Professor Miller. Er wandte sich der phänomenologischen Alltagssoziologie, dem Symbolischen Interaktionismus und der Ethnomethodologie zu. «Emotional war vor allem die Musik sehr wichtig. Sie trug unser Lebensgefühl mit, wurde allerdings zunehmend kommerzialisiert.» Thomas Eberle spürte schon immer «eine kritische Distanz gegenüber allen ideologischen Richtungen» – wobei die eigene Position auch eine Frage des Alters sei. Mit den Lebensjahren nehme oft auch die Skepsis gegenüber einfachen Erklärungen zu.

«68 kam erst 69» Res Strehle, von 2009 bis 2016 Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*, studierte an der Hochschule St. Gallen Ökonomie. Im Gespräch erinnert er sich mit Freude an Konzerte im In-Lokal Africana, wo damals so angesagte Gruppen wie Black Sabbath auftraten. Der soziale Aufbruch in neue, moralisch weniger starre und auf Konservierung bedachte Weltanschauungen erreichte nach seiner Wahrnehmung die provinzielle Ostschweiz allerdings nur zögerlich. Die Konzerte trugen dazu bei. Am Pink-Floyd-Konzert waren die Leute noch in Anzügen erschienen. Auch solche, die sich in neuen sozialen Bewegungen formierten. «68 kam erst 69 oder 70 nach St. Gallen». Einen wichtigen Anstoss sieht Res Strehle in der Aktion Rotes Herz an der St. Galler Kantonsschule. Der Ausschluss einer Maturandin und eines Maturanden aufgrund eines Liebesverhältnisses war aus seiner Sicht Ausdruck damals herrschender bürgerlicher Ängste, der autoritätskritische Geist der 68er-Bewegung könnte sich auch an der Kanti am Burggraben ausbreiten. Schülerinnen, Lehrlinge, Studierende und Schriftsteller wie Adolf Muschg solidarisierten sich mit den Sanktionierten. Immer mehr protestierten auch sonst antiauto-

ritär: gegen Kriege, für Menschenrechte und eine umweltverträgliche Politik. Ein vom St. Galler Clown Pic initiiertes Straßenzirkus verhinderte eine vierspurige Umfahrungsstraße, die das Klosterquartier verschandelt hätte. Auf dem Land verbreiteten sich Anfang der 1970er-Jahre auch Proteste gegen das schon Mitte der 1960er-Jahre geplante Kernkraftwerk im rheintalischen Rütli. 1972 präsentierte dann der Club of Rome an der HSG seine Studie über die «Grenzen des Wachstums». Die globale Umweltdebatte initiierte lokale grüne Gruppen, die das Neujahrsblatt *Aufbruch – Neue soziale Bewegungen in der Ostschweiz* des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen (2016) als «Nachgeburt der 68er» beschrieb.

Arbeitsgruppe für Strafreform

Politisiert wurde Jochi Weil ab 1956, vor allem in der jüdisch-zionistisch-sozialistischen Jugendorganisation Hashomer Hatzair (der auch Bernie Sanders nahestand) und während seiner Lehrzeit als Eisenbetonbauzeichner. Dort protestierte er gegen die Ausbeutung von Lehrlingen sowie das recht strenge Regime im Lehrlingsheim. Anfang der 1970er-Jahre engagierte er sich einige Jahre lang in der Arbeitsgruppe für Strafreform, die Professor Eduard Naegeli (1906–1977) in den 1960er-Jahren an der HSG initiiert hatte. Eduard Naegeli schrieb ein Buch mit dem Titel *Das Böse und das Strafrecht* (1965). Darin beschreibt er, wie wir unsere eigenen Schattenseiten unbewusst auf jene übertragen, die Straftaten verüben; wir erleichtern und erheben uns, indem wir diese ausgrenzen. Das Büchlein löste im deutschsprachigen Raum ein beachtliches Echo aus. Um Rückfälle in delinquentes Verhalten zu reduzieren oder gar zu verhindern, sei es notwendig, so lautete das Fazit, auch gesellschaftliche Ursachen zu ergründen, die zur Straffälligkeit führen. «Meist sind es Sozialisationsdefizite», so Jochi Weil, «die im Kreise der Familie, aber auch im Kindergarten, in der Schule, in der Ausbildung und durch Freundschaften entstehen». Naegeli ging es darum, «das punitive Strafsystem, dem Aspekte von Vergeltung anhaften, durch persönlichkeitsadäquate Maßnahmen zu ersetzen, die Defizite reduzieren und Kompetenzen fördern». Die Arbeitsgruppe leistete viel Öffentlichkeitsarbeit. Sie leitete auch konkrete Reformen ein, Mitglieder übernahmen Vormundschaften, Schutzaufsichten und Beistandschaften. Sie betreuten Straffällige, vermittelten unentgeltliche Verteidigungen und bauten

eine interdisziplinäre Bibliothek sowie ein umfangreiches Zeitungsarchiv auf. «Eduard Naegeli betonte immer wieder die gesellschaftliche Mitverantwortung am kriminellen Geschehen. Er tat viel, um eine breitere Öffentlichkeit aufzuklären. Nur so können straffällig gewordene Menschen wieder Wege in die Gesellschaft zurückfinden.» Jochi Weil sieht die Strafreformbewegung als «Seitenzweig und Spätfolge» der 68er-Bewegung. «Es ging ja darum, die gesellschaftlichen Verhältnisse in allen Lebensbereichen von Grund auf zu verändern; durch Chancengleichheit in der Bildung, Gleichstellung der Frauen und Kritik an der ausbeuterischen Wirtschaft. In diesem Kontext wurde auch Kriminalität als etwas verstanden, das sich weitgehend überwinden lässt, was in der Arbeitsgruppe für Strafreform auch zu schmerzlichen Konflikten zwischen Linken und Eduard Naegeli führte, der ein liberaler Humanist war und mich nachhaltig prägte. Er problematisierte vor allem auch die Spanne zwischen der eigentlichen Rechtssprechung und der menschlichen Gerechtigkeit.»

Abt in der Zelle

Der Kinofilm *Die Göttliche Ordnung*, der 2017 an den Solothurner Filmtagen lanciert wurde, zeigt, wie Frauen in Appenzell für die Einführung des Frauenstimmrechts kämpften. An der Landsgemeinde vom 29. April 1990 lehnte die Mehrheit der Männer das Frauenstimmrecht noch ab. Frauen reichten dagegen eine Klage ein, die das Bundesgericht am 27. November 1990 bestätigte. In der Folge führte Appenzell Innerrhoden als letzter Kanton das Stimmrecht für Frauen auf kantonaler Ebene ein. Auch beim Konkubinatsverbot habe sich Appenzell, so der Arzt Philippe Frei aus Stein AR, «als reaktionärste Gegend der Schweiz erwiesen». Ansonsten wende sich Appenzell «sehr freiheitsliebend gegen äußere Anmaßungen». Appenzell sei ja die Abkürzung vom «Abt in der Zelle». Von St. Gallen kommend, habe der Abt alles diktieren wollen. Deswegen hätten ihn «die lieben Miteidgenossen ein paar Tage in die Zelle gesperrt».

Hans Buff ging in seiner *Landeschronik von Appenzell A. Rh. für das Jahr 1968* auf «rund um den Erdball herrschende Spannungen» ein, die «epidemieartig» in studentischen Unruhen aufflammten. (1969:60) So sei öffentliches Pöbeln und Schockieren überhaupt Mode geworden. Der Chronist tadelte aber auch die «Starrköpfigkeit von Politikern und Militärs» und die

«Profitgier von Waffenschiebern», die in Biafra für den Tod von Zehntausenden von Menschen verantwortlich seien. «Leider war eine schweizerische Firma mitbeteiligt.» (ebd.)

Für Appenzell Innerrhoden ging Hermann Grosser in seiner *Landeschronik von Appenzell I.Rh. für das Jahr 1968 vom Aufruhr der Jugendlichen* aus. (1969:91) Er deutete ihn als Zeichen «konjunkturellen Wohlergehens, der Emanzipation, Zuchtlosigkeit und der inneren Unruhe». Abhilfe sei schwierig, zumal sich unsere Generation vielfach scheue, «einen härteren Kurs einzuschlagen» (ebd.). Problematisch seien auf schweizerischer Ebene die Rastlosigkeit an den Hochschulen, die Zuspitzung der Jurafrage und die Milchschwemme. Im Kanton Appenzell gehe es «im Allgemeinen ruhig zu» – abgesehen vom Ansinnen, das Frauenstimmrecht einzuführen. Dabei verwies er auf die Stimmbeteiligung im Kanton Neuenburg mit Stimmrecht der Frauen. Da habe im Berichtsjahr (1968) die Stimmbeteiligung bei einer Sachfrage 6,7 Prozent betragen. Diese Anteilnahme am öffentlichen Geschehen müsse doch als kläglich bezeichnet werden und spreche kaum für die Einführung des Frauenstimmrechts. (ebd. 92f.) Zu bedauern sei auch, «dass bei gewissen eidgenössischen Stellen die Eidgenossenschaft in Winterthur aufhört». Schwieriger werde das Rekrutieren der «Fremdarbeiter» aus Spanien und Italien, weshalb ein Ausgleich durch jugoslawische Arbeitskräfte willkommen sei. Ferner konkurrenzieren das Fernsehen öffentliche Veranstaltungen. Und der «Linksdrall» sei in den Massenmedien «immer stärker fühlbar».

Heimatliches Thurgau und Schaffhausen

Im Dezember 1968 bestreikten Studierende des Lehrerseminars in Kreuzlingen auf Beschluss der «Schülerregierung» die Hauptprobe zum Weihnachtskonzert, die auf einen freien Nachmittag angesetzt war. Das Novum symbolisierte einen Aufbruch. Etliche 68er-Spuren führen in die Ostschweiz (zurück). Der Lehrer Arne Engeli und der Journalist Markus Schär arbeiteten hier für die SP und gingen danach ganz unterschiedliche Wege. Und in Schaffhausen politisierten die 68er-Ereignisse auch die spätere Publizistin Isolde Schaad und den Historiker Hans-Jürg Fehr, die sich beide heute noch für Projekte engagieren, die auf jene Zeit zurückgehen.

«Christlich motiviert und sozial engagiert»

Zwei Ereignisse schockierten den Frauenfelder Primarlehrer Arne Engeli 1968 besonders: die Ermordung von Martin Luther King und das Niederwalzen des Prager Frühlings. Auch der Zürcher Globuskrawall bewegte ihn. Er schloss sich dem Demokratischen Manifest (DM) an. Von Brecht notierte er: «Wir brauchen nicht neue Herren, sondern keine.» 1967 forderte er mit der Zürcher Aktion Bahnhofbrugg ein Jugend- und Kulturzentrum. 1968 besuchte er den AJZ-Bunker, fühlte sich aber wegen des Drogenkonsums unwohl.

Der 1936 geborene Arne Engeli studierte zuerst an der Universität Zürich, dann 1968 an der Reformuniversität Konstanz. Hier beeindruckte ihn die Drittelsparität im Senat zwischen den Lehrenden, dem Mittelbau und den Studierenden. Die Prüfungen waren öffentlich. Es gab lebhaft Diskussionen in Vorlesungen und Seminaren. Zum Beispiel mit dem politisch liberalen Ralf Dahrendorf, der die Reformuniversität mitinitiiert hatte und gerne mit dem Protagonisten Rudi Dutschke debattierte, dem er respektvoll attestierte, die Politik zu beleben. In Zürich beeindruckte ihn am sozialetischen Seminar schon ein christlich-marxistischer Dialog mit Konrad Farner. Arne Engeli befasste sich intensiv mit Demokratietheorien. Dabei irritierte ihn ein Befund einer US-Studie: «Je weitreichender eine direkte Demokratie verwirklicht ist, umso weniger werden in ihr die Interessen der Grundsicht berücksichtigt, wenn die Habenden, die ›haves‹, weiterhin mehr Einfluss nehmen können als die ›have-nots‹, ungleiche Bildungschancen bestehen bleiben, die Demokratie vor den Pforten der Schulen, Wirtschaft und Armee Halt macht und die Grundsicht wenig reformfreudig ist.» Ließ sich so auch plausibilisieren, weshalb Zürcher Arbeiterquartiere bis 1971 das Frauenstimmrecht ablehnten? Wie Mitbestimmung der Arbeitnehmenden in Unternehmen funktionieren kann, erfuhr er 1968 beim Besuch der Firma Scott Bader in Wollaston in England. Die imperiale Außenpolitik der USA erschreckte ihn. Die militärischen Interventionen in Guatemala und Vietnam veränderten sein Weltbild.

In Frauenfeld gründete er eine Arbeitsgruppe Dritte Welt. Sein Vater engagierte sich bereits als Primarlehrer, Kirchenvorsteher, sozialdemokratischer Gemeinderat und Gewerkschafter. Auf die Frage, warum er trotz Niederlagen so viel Zeit in die Politik investiere, antwortete dieser: «Ich frage nicht nach Erfolg, sondern tue das, was ich für rechtens und nötig erachte.» Das im-

ponierte Arne Engeli. Eine Studienreise nach Polen trug ihm 1964 den ersten Fichen-Eintrag ein. 1966 setzte er sich in Sizilien mit der Friedenspolitik von Danilo Dolci auseinander. Wichtig war für ihn das 2. Vatikanische Konzil, das einen Schub in der Ökumene bewirkte. Ab 1967 zog sich Arne Engeli jeweils mit der von ihm 1964 mitbegründeten Schweizer Jugendakademie für zwei Wochen in die Paulus Akademie oder nach Boldern zurück, um dort die ökumenischen Impulse aufzunehmen. Die 68er-Bewegung akzentuierte seine Weltsicht weiter.

1968 stellte Arne Engeli als Unterzeichner der «Erklärung von Bern» in seiner Frauenfelder Kirchgemeinde den Antrag, ein Prozent des Budgets für Entwicklungshilfe einzusetzen. Sein Vorschlag fand keine Mehrheit. Der Präsident, Regierungsrat Dr. Reiber, bekämpfte ihn vehement. Man könne Hilfe nicht verordnen, meinte er. Arne Engeli engagierte sich schon in einer lokalen Gruppe des Hilfswerks Evangelischer Kirchen (HEKS). Er organisierte 1965 eine kantonsweite Kampagne mit Reissäcklein für ein weiteres Hilfswerk (SHAG), aus dem die Helvetas entstand. Großen Anklang fand 1970 ein Abend mit der Berner Arbeitsgruppe Dritte Welt, die den Nestlé-Konzern wegen seiner Pulvermilch-Kampagne anklagte. («Nestlé tötet Babies.»)

1971 übernahm Arne Engeli die Leitung des Evangelischen Tagungszentrums Schloss Wartensee. Auch leitete er weiterhin zweimal im Jahr mit seiner Frau Theresa und einem Team die sechswöchigen Kurse der Schweizer Jugendakademie. Der Kurs von 1968 setzte sich mit dem Thema «Krieg und Frieden in Vietnam» auseinander. Eine telefonische Anfrage bei Theo Pinkus, ob dieser an einem Podiumsgespräch teilnehmen wolle, führte zu einem weiteren Fichen-Eintrag: «Die Beziehungen zu Pinkus erhärten nach Ansicht von Kpl. XX den Verdacht einer linksextremen Einstellung des Engeli. Eventuell PK und TK anheben.» Der Kurs im Jahr 1969 befasste sich mit der «Jugend in Aufruhr» und stellte die Frage «Ist unsere Gesellschaft repressiv?», mit Roland Gretler als Referenten. In jenem Jahr beeindruckte ihn das Summerhill-Buch über Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung.

Im thurgauischen Großen Rat erschien Arne Engeli als jüngstes Mitglied im Rollkragenpullover. Er votierte als Einziger in Schweizerdeutsch und wollte so den gewöhnlichen Alltag im Rat einbringen. Als er 1969 gegen die Verhaftung von zwei Flugblattverteiltern beim Besuch von Vietnam-General Westmore-

land in Arbon protestierte, stauchte ihn ein prominentes Ratsmitglied verbal zusammen und erhielt dafür großen Applaus. 1969 und 1970 setzte er sich mit Motionen für ein Kulturgesetz und mehr Entwicklungshilfe ein, zudem mit einer Klage vor dem Bundesgericht gegen den ohne Volksabstimmung beschlossenen Beitritt des Kantons zur Interkantonalen Mobilen Polizei. Die SP-Sektion Frauenfeld, die Arne Engeli von 1967 bis 1971 präsidierte, gewann in jenen Jahren mit Veranstaltungen wie «Stopp dem Krieg in Vietnam» etliche neue Mitglieder, zum Beispiel den Leiter des Huber-Verlags sowie einen Redaktor der *Thurgauer Zeitung*, der darauf die fristlose Kündigung erhielt. Am kantonalen SP-Parteitag 1969 setzte sich Arne Engeli mit dem Nein zum neuen ETH-Gesetz durch, das dem Mittelbau und den Studierenden keine Mitbestimmung einräumte. SP-Nationalrat und Stadtpräsident Abegg vertrat die Ja-Parole. «Die 68er-Bewegung hat mich ermutigt, gegen den Strom zu schwimmen und mich einzusetzen für eine demokratischere, gerechtere und friedlichere Welt», sagt Engeli rückblickend.

Von der SP zur Weltwoche

Am 18. November 1987 sang Markus Schär (2002:7) «mit Tränen in den Augen» in der Bürgerhalle in Tägerwilen «O Thurgau, du Heimat». Er feierte «die sensationelle Wahl von Thomas Onken zum Ständerat» mit, zu der er viel beigetragen hatte. Später entzweiten sich die beiden. Onken, der aus einer Unternehmerfamilie kam, im Militär eine Kompanie kommandierte und einst auch in der Junioren-Nationalmannschaft Golf spielte, blieb in der SP. Markus Schär trat «nach erlebten Intrigen» aus der Partei aus, wie er im Gespräch erzählt.

Markus Schär wuchs in Weinfeldern auf. Er war 1968 erst zwölf Jahre jung, führt aber seine Politisierung auf dieses Jahr zurück. Am Junisonntag nach dem Globuskrawall saß er mit seiner Familie im Garten, hörte in den Radionachrichten, dass jemand gestorben sei, weil der Krankenwagen in der Demo steckengeblieben war, und dachte: «Diese Saustudenten!» Ein Jahr später brachte Radio DRS ein Hörspiel von Walter Matthias Digelmann über den Prozess gegen Polizisten wegen der Übergriffe beim Globuskrawall. Jetzt empörte er sich über die Ungerechtigkeit gegenüber den Demonstranten, während sich sein um ein Jahr jüngerer Bruder – «im Gegensatz zu mir ein schwieriges Kind» – immer noch über sie aufregte.

In Weinfelden bekam Markus Schär von 1968 und den Folgen sonst wenig mit. Er engagierte sich als Kantischüler für die Kellerbühne und die Aktion Weinfelder Jugend. Die Aktivitäten beschränkten sich vorwiegend auf Jazzkonzerte und Kleinkunstveranstaltungen, gelegentlich mit politischem Touch (Urs Hostettler, Poesie & Musik mit Andreas Vollenweider). Wichtig war die 1978 gegründete Genossenschaftsbeiz Löwen in Somмери mit dem HSG-Absolventen Wali Dahinden als Kopf, die 1979 ihren Koch als Ständeratskandidaten aufstellte, weil die SP nicht teilnahm. Die Beiz rief auch zu Aktionen «gäge Frust und Frost» auf und gab das Alternativmagazin *Thurschau* heraus. Markus Schär arbeitete, wie der spätere WOZ-Journalist Stefan Keller, mehrere Jahre bei der *Thurschau* mit. «Das machte mich endgültig zum röttesten Tuch im Kanton, obwohl ich mich als moderaten Sozialdemokraten verstand», erklärte er.

Markus Schär las die Kommentare von Hermann L. Grem-liza in der Zeitschrift *Konkret* und die Reportagen von Niklaus Meienberg. «Ihnen eiferte ich als Journalist nach.» Mit dem wirtschaftlich ausgerichteten *focus* konnte er weniger anfangen. Selbst beteiligte er sich bei der *LeserZeitung*. Prägend wirkten auch Bücher wie *Demokratie von Fall zu Fall* von Max Schmid (1976) und *Die unheimlichen Patrioten* von Jürg Frischknecht (u. a., 1979). Sein Vater war Sekundarlehrer, Oberleutnant, Verbindungsbruder und Freisinniger, er hätte auch Gemeindeammann werden können, «ließ aber als echter Liberaler immer seine Zweifel am Establishment durchblicken». Und: «Er stand bei Angriffen im Journalismus und in der Politik stets zu mir.» Markus Schär besuchte in Weinfelden die Sekundarschule und erlebte den Wechsel an die Kantonsschule Frauenfeld «nach neun Jahren als Starschüler» als Schock. Den Lehrer für Deutsch und Geschichte, nebenbei FDP-Vize-Stadtammann von Frauenfeld, verehrte er; die meisten anderen Lehrer verkörperten für ihn «das dumme, faule und hohle Establishment». In seiner Klasse gaben «berühmte Streber» den Ton an. Markus Schär saß «in einer berühmten Streberklasse» neben dem Sohn des FDP-Ständerats und Saurer-Verwaltungsratspräsidenten Hans Munz «als wohlgelittener linker Außenseiter». Im Studium fühlte er sich hingegen «neben Kommunisten wie Roman Seiler und linken Theoretikern wie Kenneth Angst und Oskar Scheiben als biederer Sozi vom Land».

Schon in der Kanti war für Markus Schär klar, dass er sich parteipolitisch engagieren wollte. Dafür kam für den zwanzig-

jährigen im Thurgau damals nur die traditionelle SP Weinfelden in Frage. Im Gemeinderat saßen der Friedensrichter, ein ehemaliger Pöstler, sowie ein Büroangestellter der Nordostschweizer Kraftwerke und ein Beamter der Thurgauischen Kantonalbank; für die neuen Schichten standen nur «ein Sonderklassenlehrer, der mich im eigenen Interesse förderte», eine feministische Bibliothekarin und Sektionspräsident Peter Hunziker, der an der Universität Konstanz arbeitete. «Die Sektion nahm mich sehr gut auf und gab mir alle Möglichkeiten.» Die SP Thurgau prägte in den 1970er-Jahren die erste Generation der Jusos, also Intellektuelle wie Thomas Onken, Peter Gross und Martin Kohli. Später kamen auch Wolf Linder und Jost Gross hinzu. «Sie müssen mich angezogen haben, ich lernte sie persönlich aber erst richtig kennen, als ich Anfang der 1980er-Jahre Sektionspräsident und Kantonalsekretär wurde.»

Markus Schär kam 1984 in den Großen Rat. Die SP verlor damals einen Viertel ihrer Sitze an die Grünen, die erstmals kandidierten. In der stark gewerkschaftlich geprägten Fraktion saß von den 68ern nur noch Thomas Onken. Markus Schär bekam das Gefühl, dass in allen für ihn wichtigen Fragen wie Umwelt, Kultur oder Wirtschaft «die Mehrheit eine diametral andere Meinung vertrat». Er sah als letzter Redaktor der *Thurgauer AZ* im zweiten Halbjahr 1984, dass er im Thurgau Politik und Journalismus nicht verbinden konnte. Deshalb besuchte er 1985/86 die Ringier-Journalistenschule und gab dafür alle politischen Ämter auf. Danach arbeitete er bis 1989 für die *SonntagsZeitung*, zuletzt als Kulturchef, und schlug sich dann als freischaffender Journalist durch. Ab 1990 sorgte er für seinen inzwischen geborenen Sprössling und den Unterhalt der Familie. Seine Frau machte die Ausbildung zur Logopädin. Über sein Jahr als Hausmann schrieb er eine Kolumne in der *Annabelle*. «Sie war der Greatest Hit meines Journalistenlebens; ein Jahr lang sprach mich täglich jemand darauf an, und sie half mir auch bei meinem Wiedereinstieg in die Politik 1992.» Nach dem ersten Jahr teilten seine Frau und er die Betreuung, nach der Scheidung das Sorgerecht. «Ich lernte als freier Journalist Markt und Wettbewerb schätzen und Leute hassen, die in gesicherten Verhältnissen eine ruhige Kugel schoben, wie beim *Tages-Anzeiger* oder bei Pro Mente Sana, wo ich für die Kommunikation sorgte.»

1992 kam Markus Schär wieder in den Großen Rat. Er sah da, «wie ‹schitter› die Kompetenz in Finanz- und Wirtschafts-

fragen war». Nachdem er sich als Autodidakt erfolgreich an der Börse versucht hatte, trat er 1994 einen Job als Invest-Redaktor bei der Wirtschaftszeitung *Cash* an. Gleichzeitig absolvierte er eine MBA-Ausbildung an der HSG. So erlebte er die heiße Phase der Globalisierung, auch mit Reisen nach Hongkong, Taiwan oder China. Er begrüßte den weltweiten Wettbewerb und das Aufkommen der Mittelschicht in den Schwellenländern und vertrat, «auch als Präsident der SP Thurgau», die Meinung: «Es gibt keine Rechtfertigung dafür, dass ein gescheiter, fleißiger chinesischer Ingenieur nicht denselben Lebensstandard genießen sollte wie ein dummer, fauler Schweizer Realschüler, der als Berufsziel «Rentner» angibt.» Sein Wissen setzte er in Vorstößen für New Public Management, einen Kulturwandel in der Kantonalpartei, einen «dritten Weg» und die Genossenschaftsbeiz Frohsinn in Weinfelden ein, die er präsierte. «Dort erlebte ich ausgedehnte Diskussionen, ob der Treppenlift für die gelegentlich vorbeikommenden Rollstuhlfahrer aus dem Friedheim auch in den zweiten Stock führen solle oder ob wir einer gesunden, nur Teilzeit beschäftigten Mitarbeiterin mehr Lohn zahlen könnten, weil sie damit nicht auskomme, während wir um das finanzielle Überleben kämpften.»

Markus Schär fand Peter Bodenmann «immer gut». Mit Ursula Koch konnte er aber «nichts anfangen». Und mit den Syndikalisten um Pierre-Yves Maillard entwickelte sich die Partei Ende der 1990er-Jahre in eine Richtung, die seinen Vorstellungen zuwiderlief. Den Ausschlag für seinen Bruch mit der SP gab aber «nach der politischen Entfremdung eine Intrige bei den Wahlen 1999», derentwegen er zusammen mit seiner zweiten Frau, die Parteisekretärin war, über Nacht zurücktrat, wie er es selbst schildert. Auf die Frage, ob er im Herzen Sozialdemokrat geblieben sei, antwortet er: «Das ist wohl die Grundfrage der zwei Generationen Sozialdemokraten seit 1968. Für mich ist die Antwort: Nein, in deinem Sinn war ich wohl gar nie Sozialdemokrat. Ich dachte schon zu meiner Aktivzeit darüber nach, ob es gutgehen könne, wenn wir uns für die vermeintlichen Interessen anderer Leute einsetzten. Aber ich habe immerhin auch nie geheuchelt, mich für andere Leute einzusetzen, wenn ich nur meine Interessen vertrat und meine Privilegien verteidigte.» Für Markus Schär löste 1968 einen evolutionären Kampf um die bessere Lösung gegen das dumme, faule, hohle Establishment aus. Und dieses stehe heute «oft links».

**«Züri brennt –
Kreuzlingen
pennt»**

«Auch in Kreuzlingen wurde, durch die 68er-Bewegung initiiert, ein Jugendhaus am See institutionalisiert», erinnert sich der damals neunjährige Sandro Monti, der sich später für ein neues Jugendhaus engagierte. Nachdem öffentlich wurde, dass Drogen konsumiert wurden, hatte der Stadtrat die Schließung des alten Jugendhauses durchgesetzt. Das führte zu einigen Demonstrationen in Kreuzlingen von betroffenen Jugendlichen, die durch ehemalige 68er/innen unterstützt wurden. «Als 80er-Gruppe schauten wir öfter private Filmaufnahmen vom ersten Jugendhaus an. Sie inspirierten uns, ein neues, breiter angelegtes Jugendhaus zu verlangen.» Bei einer Kundgebung marschierten die 80er mit dem Banner auf: «Züri brennt – Kreuzlingen pennt?» Darüber berichtete auch das Schweizer Fernsehen. Das Anliegen erhielt fortan mehr Beachtung und ließ sich schließlich verwirklichen. «Ich war vor meiner Zugehörigkeit zu unserer eigenen 80er-Bewegung sehr konform. Ich ging in die Diskotheken, und wir wollten dann einfach einen Aufenthaltsort finden, wo wir uns ohne Konsumzwang aufhalten konnten. Mit zeitgenössischer Musik, ohne Schlager. Wichtig waren uns die Solidarität untereinander, eine gewisse Sinnhaftigkeit unseres Tuns und das Gefühl, irgendwo dazuzugehören», berichtet Sandro Monti weiter. Und: «Im Unterschied zu den 68ern waren wir vermutlich weniger fordernd, weniger aggressiv, weniger absolut. Wir waren in Kreuzlingen auch bereit, viel Verantwortung zu übernehmen und bürokratische Vorgaben zu erfüllen. Wir sprachen mit dem Stadtrat, wurden zu Sitzungen eingeladen, akzeptierten den Amtsvormund als Vermittler und stellten ein Reglement für das Jugendhaus auf. Wir hatten eine Strategie, unsere Forderungen durchzusetzen und scheuten bei Bedarf nicht zu provozieren.»

Sandro Monti weist ferner auf Lino Guzzella, den Präsidenten der ETH Zürich, hin, der einen Kurs «Kritisches Denken» eingeführt hat und zum innovativen Selberdenken anregen will. «Als positives Beispiel nennt Lino Guzzella die 68er-Bewegung, die mit ihrer Nonkonformität das kreative Denken gefördert hat.»

**«Kulturell
produktiv und
kreativ»**

In Schaffhausen kam 1944 Isolde Schaad zur Welt. Die Schriftstellerin beschreibt ihre «Vaterstadt» als eine, in der es schon seit jeher «ein starkes Búezertum» gab. Im Gespräch präziserte sie: Der Begriff Arbeiterbewegung treffe die Sache nämlich nur halb,

da der Aufbruch vor allem im kulturellen Bereich stattgefunden habe, etwa auf der Bühne, im Kabarett, an der Kantonsschule. Es formte sich hier, so Schaad, eine kleine, unabhängige Linke, die sich publizistisch und kulturell «produktiv und kreativ bemerkbar machte», so etwa mit eigenen Betrieben wie der Künstlergalerie VEBIKUS. «Die AZ gewann an Einfluss und die Selbstverwaltung wurde ein Modell für alternative Arbeits- und Lebensformen, denen ich bis heute huldige.» Das Schaffhauser Jazzfestival sei mittlerweile legendär, obschon die Schaffhauserin Irène Schweizer, längst eine internationale Grösse des Jazz, damals im Luzernischen Hinterland jobben musste, in der Firma Paiste, die Tschinellen und Gongs herstellt, um sich durchzubringen. Ja, für Frauen sei das freie Kunstschaffen auch heute noch wie überall so auch in Schaffhausen «ein harter Brocken».

Als Tochter eines Kunstmalers studierte Isolde Schaad Kunstgeschichte, bildete sich weiter in Ethnologie und Publizistik und ging früh in den Journalismus. Nach ihrer Ausbildung arbeitete sie unter anderem als Kulturredaktorin bei der *Weltwoche*, ab 1974 freiberuflich. Studienreisen führten in den Nahen und Mittleren Osten, nach Afrika und in die USA. Seit 1979 lebt sie als freie Schriftstellerin und Publizistin in Zürich. 1984 erschien von ihr *Knowhow am Kilimandscharo*. 1991 erhielt sie den Zürcher Journalistenpreis. Für ihr literarisches Werk erhielt sie mehrere Auszeichnungen. Ihre Bücher erscheinen im Zürcher Limmatverlag.

Im bewegenden Jahr 1968 arbeitete Isolde Schaad als Redaktionsassistentin der Frauenzeitschrift *Die Frau* in Zürich. Sie hatte freie Hand, zu schreiben und zu illustrieren. «Noch frisch und frei und etwas naiv in der Manier der Nonkonformisten, die damals unser Vorbild im Journalismus waren, etwa Roman Brodmann, Werner Wollenberger und Walter Mathias Diggelmann.» An der Uni spürte sie, wie sich etwas zusammenbraute. An der Philosophischen Fakultät bildeten sich Basisgruppen, die Mitbestimmung forderten «und von heute aus gesehen Papers in haarsträubendem KPS/ML-Jargon verfassten». Isolde Schaad engagierte sich «als eine Novizin in der neugegründeten Frauenbefreiungsbewegung (FBB), in der Claudia Honegger, Doris Stauffer und Helen Pinkus das Szepter führten». Durch die Bekanntheit mit Theo und Amalie Pinkus politisiert, arbeitete sie später beim PdA-nahen Organ *Zeitdienst* mit, wo sie sich «ziemlich erfolgreich gegen den Paternalismus der Kollegen, vor allem

aber gegen Theo Pinkus durchsetzen konnte, den man durch Charme und Kompetenz gewinnen konnte». Aus einem «kleinbürgerlichen Bildungsmilieu stammend», erlebte sie den Aufbruch als «ein Abenteuer der Befreiung», das auch Ängste auslöste. «Denn der Umgang in den oppositionellen Strukturen war sehr ideologisch geprägt und forderte eine Art Bekenntertum, das mir nicht lag.» Eine «verstörende Erfahrung» in einer LSD-Runde habe ihr einen «Heidenrespekt vor Drogen» vermittelt. Nach Schaffhausen kehrte sie nur noch selten zurück; gegenüber ihren Eltern verschwieg sie ihre politischen Aktivitäten. «Das hätte zuviel Staub aufgewirbelt, und ich war stolz, dass ich als Werkstudentin meine Studien selber finanzieren konnte.»

«Mein zweites Kind ist die schaffhauser az»

Hans-Jürg Fehr kam 1948 in Rheinklingen TG zur Welt, einem 150-Seelen-Dorf. Sein Vater war Wagner, seine Mutter Schneiderin. Sie lebten auf einem ehemaligen Hof mit vielen Obstbäumen. Heute ist er Historiker und Publizist in Schaffhausen. 1968 erlebte er als eine tolle, schöne Zeit. «Ich habe ein ungebrochenes Verhältnis zu 68.» Er stand im zweiten Bildungsweg kurz vor der Matura und kam dann an die Uni. «Wir zählten uns am Historischen Seminar zur neuen Linken und veränderten die Hochschule. Wir erkämpften die Mitbestimmung und waren extrem ambitioniert. Wir reichten keine billigen Seminararbeiten ein, sondern wollten Relevantes erforschen, erarbeiteten viel im Kollektiv, griffen neue Themen auf. So konnten wir das Studium weitgehend selbst gestalten und gründeten den Limmatverlag zur Publikation unseres Dokumentenbands zur Geschichte der Schweizerischen Arbeiterbewegung.»

«Wir», das waren etwa vierzig Studierende, die sich heute noch treffen und miteinander austauschen. Damals waren die meisten politisch ungebunden. Heute sind viele in der SP, wie Hans-Jürg Fehr, der 1977 eintrat und 1968 wirklich das Gefühl hatte, die Schweiz aus den Angeln hieven zu können. «Dann hängten auch die Dritte Welt- und Frauenbewegung an. Die Umwelt war noch kein Thema. 68 lockerte jedenfalls den harten Boden auf. 68 wirkte auch als Trendverstärker und Verdichter. Ideologische Gestrenge gab es wohl, aber bei uns wenig. Wir wollten die Geschichte der Arbeiterbewegung aufarbeiten. Den Limmatverlag konzipierten wir als politischen Verlag, zuerst als Machergenossenschaft. Dann professionalisierten wir ihn, stell-

ten Leute an. Das Genossenschaftliche trat in den Hintergrund.» Heute ist der Verlag eine Aktiengesellschaft. Er ist eines der «Kinder», die Hans-Jürg Fehr immer mit viel Sympathie begleitete. Die Genossenschaften und selbstverwalteten Betriebe hätten allerdings abgenommen. Er sehe heute wenig neue Ansätze.

«Mein zweites Kind ist die *schaffhauser az*», erzählt Hans-Jürg Fehr weiter. Um die linke Zeitung zu retten, gab er seinen Job als Lehrer am Gymnasium auf. Heute freut er sich über die junge Redaktion, die interessant recherchiert und eine ansprechende Zeitung produziert. Der mit Abstand größte Erfolg der 68er-Bewegung ist für ihn die Abschaffung des Patriarchats als relevantester Ausdruck autoritärer gesellschaftlicher Strukturen. Das Partnerschaftliche habe sich in vielen Bereichen durchgesetzt, vor allem in den Geschlechterbeziehungen, in den Familien und in der Schule. «Ja, das Bildungswesen veränderte sich gewaltig. Mit viel Teamarbeit und Kooperation statt Einzelgängertum und Konkurrenz.»

Von 1983 bis 2006 engagierte sich Hans-Jürg Fehr im Kantonsparlament, von 1999 bis 2014 im Nationalrat. Von 2004 bis 2008 präsidierte er die SPS, blieb aber immer ein wissenschaftlich orientierter Historiker. Entindustrialisiert, pluralisierten sich nach seiner Analyse soziale Strukturen. Die Linke musste nun nebst der klassenkämpferischen Ego-Identität auch eine altruistische entwickeln, die einen neuen Umgang mit Widersprüchen pflegt.

Was ihn als Historiker auch im Rückblick noch beeindruckt, ist der radikale Bruch mit den Prinzipien der hoch normierten Gesellschaft, in die die 68er hineingeboren worden waren. Statt «Ehret das Alter» hieß es nun «Trau keinem über dreißig», statt ehelicher Treue wurde propagiert «Wer zweimal mit der gleichen pennt, gehört schon zum Establishment». Alles in allem – ein markanter Freiheitsgewinn.

Viva Graubünden und «Öko-Terrorismus»

«Konservative Politik, wenig Umweltbewusstsein und eine überbordende bauliche Entwicklung», so hat Silke Redolfi den Kanton Graubünden der 1960er-Jahre charakterisiert. Die Historikerin referierte im April 2014 im Rätischen Museum in Chur darüber, wie sich die junge Generation 1968 erhob. Allerdings verbrachte Niklaus Meien-

berg im September 1972 als Aushilfslehrer noch «Stille Tage in Chur» (1974:45f.) Der Schriftsteller spannte in seinem Bericht den Bogen vom bündnerischen Antisemitismus im 17. und 18. Jahrhundert zum Zionismus, der am 5. September 1972 durch die Geiselnahme Auftrieb erhielt. Das *Bündner Tagblatt* unterstützte sogar die Forderung der St. Galler Freisinnigen, die Todesstrafe wieder einzuführen. Die *Neue Bündner Zeitung* wandte sich jedoch dagegen. Und Meienberg konzentrierte sich auf die zunehmende Repression an der Churer Mittelschule, die die aufbegehrenden Jugendlichen in Schranken verwies, sie aber keineswegs besänftigte.

Als Werner Caviezel im September 2017 im Hotel Marsöl in Chur sein Buch über die Bündner 68er-Bewegung vorstellte, kamen weit über hundert geladene Gäste – vor allem ehemalige 68er/innen aus dem Kanton Graubünden. Aus dem Unterland reiste auch Helmut Hubacher an, der frühere Präsident der SP Schweiz. 1968 steckte die SPS viel harsche Kritik von bewegten Jugendlichen ein, die später bei ihr anheuerteten, so etwa Andrea Haemmerle. Der ehemalige Nationalrat wohnte eine Zeitlang mit seiner Familie in einer Wohngemeinschaft mit Corinne und Andreas Bernoulli, der 1981 Marco Camenisch wegen dessen Anschlägen auf Stromleitungen verteidigte.

«Wir probierten viel aus»

Anna Ratti lebte nach 1968 in der Wohngemeinschaft im Churer Süsswinkel. «Wir probierten viel aus. Und das war nicht immer einfach», erzählt sie, als sie mich auf einer Holzbank vor ihrem Haus in Casaccia im Bergell empfängt. 1947 in Maloja geboren, reiste Anna Ratti nach ihrer Lehre als Buchhändlerin in die Sowjetunion, demonstrierte in München für Vietnam und kehrte 1971 nach Chur zurück. Hier initiierte sie mit anderen die alternative Zeitschrift *Viva*, die ab 1972 erschien. *Viva* kommentierte das Bündner Establishment. Im Fokus standen Geschichten über führende Persönlichkeiten aus der Politik, Bauunternehmen, Kraftwerken, Bergbahnen oder dem Militär, über die Vetterwirtschaft im Kanton oder über Rüstungsgeschäfte der Schweiz. Die Redaktion setzte sich vehement für ein Waffenausfuhrverbot ein; in Artikeln wurde Kritik am Oerlikoner Bührle-Konzern geübt, der Ende der 1960er-Jahre mit gefälschten Exportpapieren Waffen ins Kriegsgebiet von Biafra geliefert hatte. *Viva* nahm auch feministische Sichtweisen auf. Eine eigenständige Frauen-

gruppe entstand im Engadin. Anna Ratti betrieb in Zuoz einen Laden unter dem Namen La Strietta (die Hexe) mit Öko-Artikeln von einheimischen Handwerkerinnen. Zur Strietta gehörten eine Bibliothek und ein Diskussionsforum. Kontakte zu traditionellen Frauenvereinen erwiesen sich als schwierig. *Viva* sprach eine breitere Öffentlichkeit an, polarisierte aber auch. Zu externen Spannungen kamen interne, die 1975 zu einer Spaltung führten. Fortan legte die Zeitschrift mehr Wert auf marxistische Analysen. Einzelne Redaktoren wie Jürg Passarge wechselten zur *Neuen Bündner Zeitung*, dem ehemaligen Feindesblatt. Anna Ratti trat mit anderen zusammen in die SP ein und engagierte sich fortan als Hüttenwartin im selbstverwalteten Bildungszentrum Salecina, das Theo und Amalie Pinkus mit einer Stiftung gegründet hatten.

Salecina entwickelte sich zu einem internationalen Begegnungszentrum. Vereinzelt kamen aus der einheimischen Bevölkerung Anfeindungen gegen den «kommunistischen Hort». Die Schweizer Armee nahm bei einer Übung Anna Ratti ins Visier. Die Territorialbrigade 12 sollte in Maloja ein terroristisches Netz aushebeln, das eine «Rote Ratte» leitete. Im Nationalrat protestierten Martin Bundi und Helmut Hubacher gegen diese Anspielung.

In den 1970er-Jahren setzten sich ehemalige Bündner 68er/innen auch als Gruppe «Pro Rein Anterior» dagegen ein, den Vorderrhein mit Kraftwerken auszutrocknen. Öko-Pater Flurin Maissen wirkte mit, ebenso wie Gallus Cadonau, der später das genossenschaftliche Hotel Ucliva in Waltenburg mitbegründete. Ihm lag die Umwelt in der Surselva mehr am Herzen als eine berufliche Karriere im Kanton, für den er sich sonst engagierte, wie auch Mitstreiter Christian Schocher, der das Kino seines Vaters in Pontresina übernahm und eigene Filme drehte. Im Kultfilm *Reisender Krieger* (1981) kontrastierte er die kleinbürgerliche Schweiz. Anerkennung erhielt er zuerst in Deutschland. Erst viel später, 2013, bekam Christian Schocher den ersten Engadiner Kulturpreis. Wie Werner Caviezel (2017) in seinem Buch bilanziert hat, fand 1968 auch im «Hinterland» statt. Viele engagierten sich zeitlebens an verschiedenen Orten. Sie erreichten so eine große Wirkung und feiern ab und zu noch, wie im Hotel Marsöl, ihre alte Verbundenheit. Anna Ratti will im Gespräch allerdings die Rückschau begrenzen. Wichtig sei schließlich, wie es jetzt für die Jungen weitergehe.

Am 29. Januar 1981 verurteilte das Kantonsgericht Graubünden Marco Camenisch zu zehn Jahren Zuchthaus. Ihm wurden Diebstahl von Sprengmitteln und Waffen sowie Anschläge gegen Hochspannungsleitungen und einen Transformator zur Last gelegt. Der Staatsanwalt hatte ein Jahr weniger beantragt. Am 13. Mai 1981 bestätigte das Bundesgericht in Lausanne das Urteil des Kantonsgerichts. Ende 1981 flüchtete Marco Camenisch aus der Strafanstalt Regensdorf. Zehn Jahre später griff ihn nach einer Schießerei die italienische Polizei in der Nähe von La Spezia auf. Marco Camenisch hatte sich zuvor in der Altstadt von Carrara aufgehalten, das nördlich von Massa (Toscana) liegt und eine anarchistische Tradition aufweist. Hier schien er recht gut integriert und beliebt gewesen zu sein. Ein Gericht verurteilte ihn nun zu einer zwölfjährigen Freiheitsstrafe. Kurz vor Ablauf der Strafzeit lieferte ihn Italien an die Schweiz aus. Hier folgte ein weiterer Prozess. Wegen Mordes an einem Grenzwächter 1989 in Brusio. So lautete die Anklage. Das Geschworenengericht des Kantons Zürich bestrafte Marco Camenisch mit zusätzlichen acht Jahren. Im Frühjahr 2017 wurde er aus dem Gefängnis entlassen.

Im Herbst 2017 hat der Bündner Anwalt Werner Caviezel sein Buch über die 68er-Bewegung in Graubünden veröffentlicht. Darin schreibt er: «Marco Camenisch war kein politischer Weggefährte.» (2017:209) Marco Camenisch habe durch seine kriminellen «Öko-Anschläge» der linken Umweltschutzbewegung geschadet. Er sei kein Teil der Bündner 68er-Bewegung gewesen: «Mir schien diese Art von Opposition hilflos und kontraproduktiv», kritisiert Werner Caviezel (ebd.). Bernard Rambert, der spätere Anwalt von Marco Camenisch, verteidigt indes immer wieder gewaltbereite Linksradikale vor Gericht und macht geltend, wie sich auch im Recht viel Gewalt ausdrückt (Schöpfer 2017: 31): «Meist sind es die bürgerlichen Machthaber, die ihre Interessen in Gesetze umzuwandeln wissen.»

Der Basler Anwalt Andreas Bernoulli, damals Praktikant bei Werner Caviezel, verteidigte Marco Camenisch 1981 vor Gericht. Er schilderte ihn in seiner Verteidigung (Bernoulli 1981) nicht als kaltblütigen, sondern als verzweifelten und freiheitsliebenden Menschen, der auf der Grundlage einer politischen Gesinnung und einer eigentlich menschenfreundlichen Haltung agierte. Marco Camenisch habe bei seinen Anschlägen darauf geachtet, keine Menschen zu gefährden. Andreas Bernoulli bestätigt diese

Sicht auch in unserem Gespräch. Er arbeitete von 1968 bis 1973 während seines Rechtsstudiums als redaktioneller Volontär und Berichterstatter bei der Basler *National-Zeitung*, leitete von 1975 bis 1979 die Basler Vereinigung Neustart, die Straftatlassene unterstützt. 1982 bestand er sein Anwaltsexamen im Kanton Graubünden, zur selben Zeit war er Gemeinderat in Pratval. Er lebte damals mit seiner Familie und jener des späteren SP-Nationalrats Andrea Hämmerle in einer Wohngemeinschaft. Seit 1983 ist er selbständiger Anwalt in Basel. Marco Camenisch kam 1952 in Schiers als jüngstes von drei Kindern einer Grenzwächterfamilie zur Welt. Sein Vater präsierte die Kirchgemeinde. Dass er beruflich eine Pistole trug, warf ihm sein Sohn Marco vor, der trotz guter Leistungen kurz vor der Matura die Mittelschule aus Protest gegen autoritäre Lehrer verließ. Das Rektorat verbot ihm, in seiner Freizeit per Autostopp unterwegs zu sein. So einen Eingriff in seine persönliche Freiheit ließ sich Marco Camenisch nicht bieten. Er zog auf eine Alp und arbeitete auf dem Bau. Als das AKW Gösgen in Betrieb genommen wurde, entschloss er sich, die Nordostschweizerischen Kraftwerke zu attackieren. Nach der Mittelschule habe Camenisch seine oppositionelle Haltung in eine revolutionäre und anarchistische Lebensauffassung gesteigert, um dem kapitalistischen und verschwenderischen Staat zu trotzen, hielt das Bündner Kantonsgericht in der Begründung seines Urteils vom 29. Januar 1981 fest.

«Kein Held, kein Monster», so hat Jan Morgenthaler (1992: 5) den «Öko-Terroristen», wie ihn andere Medien apostrophierten, beschrieben. Er würdigte Marco Camenisch in der WOZ (12.6.1992) als Freak der 1970er-Jahre und überzeugten Pazifisten. Versuche, die Matura nachzuholen oder einen selbstverwalteten Bauernbetrieb aufzubauen, scheiterten. Inzwischen verbrachte Marco Camenisch 10 000 Tage und Nächte im Gefängnis. Fünfzig Jahre nach 1968 feiert er 2018 seinen 66. Geburtstag. Seit seinem dreißigsten Lebensjahr hat er eingeschlossen und auf der Flucht gelebt. Kurt Brandenberger (2015) hat eine Biografie über ihn veröffentlicht. Marco Camenisch habe ihm in einem der letzten Gespräche gesagt, Hass blende den Geist, verschließe die Augen und Ohren und lenke vom Wesen der Probleme ab. Als alter «Chnuschi» wolle er weiterhin anarchistische, widerständige und kulturelle Schriften übersetzen und mit Genossinnen und Genossen eine offene Gemeinschaft pflegen. Zum Beispiel in den Tessiner Bergen, die zu seinen Lieblingsgegenden gehören.

Nach Veröffentlichung der Biografie verunfallte Kurt Brandenberger am 19. November 2015 tödlich in den Bergen. «Die Kraft des Wortes gegen die missbräuchliche Macht war seine Passion», hieß es in der Todesanzeige. Kurt Brandenberger, 1948 geboren, wuchs in Biel auf und publizierte ansprechende Reportagen im *Magazin*, in der *Weltwoche*, im *Facts* und andern Magazinen. In der Basler *National-Zeitung* schrieb er als Korrespondent für Solothurn über das Atomkraftwerk Gösgen und den Widerstand dagegen. Wenige Monate vor seinem Tod erklärte er im Gespräch mit Urs P. Gasche (2015): «Es gelang mir als Journalist weitgehend, meine Sympathie für die AKW-Gegner zu verbergen, auch für den militanten Flügel des Widerstands, deren Aktivisten zahlreiche Sabotagen verübten und nie erwischt wurden – anders als im Bündnerland, wo Marco Camenisch und sein Komplize René Moser als Sprengstoffattentäter von Anlagen der Elektrizitätswirtschaft überführt und vor Gericht gestellt wurden.»

René Moser, der zusammen mit Marco Camenisch Anschläge verübte und dafür ebenfalls eine mehrjährige Gefängnisstrafe verbüßte, gilt eher als Mitläufer. Die Psychologin Moana Woodtli kennt ihn als ehemaligen Nachbarn im bündnerischen Pagig: «René lebt mit seiner Frau schon länger zurückgezogen in einem kleinen Dorf in den Bergen und hilft im Sommer manchmal auf der Alp aus. René hat sich sehr mit dem Schamanismus auseinandergesetzt, vieles auch praktiziert und vor allem immer sehr gern darüber philosophiert. Traf ich ihn mal beim Gassigehen mit seinem Hund an, diskutierte er interessiert über aktuelle weltpolitische Geschehnisse oder auch über Lokalpolitik.»

Kritisches Oberwallis

Die Historikerin Elisabeth Joris begründete Anfang der 1970er-Jahre das Kritische Oberwallis mit, das für sie klar in der 68er-Tradition steht. Von ihrer Wohngemeinschaft in Zürich aus pendelte sie immer wieder in ihren Herkunftskanton, in dem sie gemeinsam mit andern Veranstaltungen organisierte. Einmal las Peter Bichsel, dann diskutierten sie über den Strafvollzug im Wallis. «Wir kämpften gegen das Establishment, die Klüngelei, Schießplätze in den Alpen und überhaupt gegen das Militär. Und ich fühlte mich als 68erin», erzählte Elisabeth Joris:

«Als wir Anfang der 1970er-Jahre das Kritische Oberwallis gründeten, waren wir ja alles andere als programmatisch, mehr ein zusammengewürfelter Haufen, vorwiegend männliche Personen, die sich auf das Neue einließen. Wir stemmten uns gegen die verkrusteten Verhältnisse im Oberwallis und begannen mit Kulturkritik, bevor wir uns institutionell organisierten. Die Gründung war kein klar definierter Akt, sondern ein Entstehungsprozess. Und ab 1973 gaben wir auch die Zeitschrift *Rote Anneliese* heraus, die gleich die Fusion der Lonza mit der Alusuisse kritisierte.» Im sechsten Jahr erreichte die *Rote Anneliese* eine Auflage von 6000 Exemplaren.

Auch Stefan Niklaus ist einer der Mitbegründer des Kritischen Oberwallis. Er kam 1949 in Brig zur Welt, studierte nach der Matura in Bern Soziologie und schloss 1977 in Fribourg in Psychologie ab. Von 1973 bis 1977 vertrat er das Kritische Oberwallis im kantonalen Parlament. Die Walliser Regierung verhin- derte danach eine Anstellung an der Kinderklinik La Castalie. Stefan Niklaus zog nach Basel. Im Gespräch mit Urs Haldimann (1979: 143) hat er das Kritische Oberwallis als «Sammelbecken aller politisch agierenden Kräfte links der Sozialdemokratischen Partei» bezeichnet und beschrieben, wie eine «Lokalbourgeoisie» als eine neue Teilklasse entstanden war, die sich eng mit der Kirche liierte, «den Staatsapparat fest in der Hand» hielt und auch das soziale System dominierte. «Um die absolute Herrschaft sicherzustellen, war die regierende katholische Partei nicht abgeneigt, braunes Gedankengut politisch zu verwerten.» (ebd. 145) Dagegen hatten sich sozialistische Kräfte um Karl Dellberg gewandt. Karl Dellberg (1886–1978) arbeitete als Postbeamter in Brig und Naters. Seit 1912 politisierte er im Gemeinderat von Brig. 1919 initiierte er die sozialdemokratische Kantonalpartei, für die er ab 1921 als erster Sozialdemokrat im Großen Rat saß und die er bis 1957 präsidierte. Die Post pensionierte ihn wegen seiner gewerkschaftlichen Tätigkeit vorzeitig im Jahr 1933. Er koordinierte dann das Volkshaus und kam 1935 in den Nationalrat, dem er zuletzt von 1967 bis 1971 als Vertreter einer neu gegründeten Sozialistischen Volkspartei angehörte. Später unterstützte er mit schriftlichen Beiträgen das Kritische Oberwallis. Die Sozialdemokratie hatte im Oberwallis einen schwierigen Stand und passte laut Stefan Niklaus ihre Haltung immer mehr dem lokalen Bürgertum an. So formierte sich Ende der 1960er-Jahre eine neue Linke, die sich mit Großindustriellen wie

der Aluminium AG und der Lokalbourgeoisie anlegte, die vor allem in den Bausektor investierte und sich in einer christlich nennenden «Bonzenpartei» (ebd. 148) organisierte. All dem assistierte der *Nouvelliste*, «von einem Mann finanziert und geleitet», der «dem faschistischen General Franco unüberhörbar nachtrauert» (ebd.).

Das alles förderte «die Zeit des Aufbegehrens». «Wir analysieren die gesellschaftlichen Verhältnisse mittels der marxistischen Gesellschaftskritik», führte Stefan Niklaus (ebd. 154) weiter aus. Das Kritische Oberwallis strebe einen humanen, basisdemokratisch-orientierten und den Randregionen adäquaten Sozialismus an, der das System überwinden und nicht bloss reformieren wolle. Mittlerweile hat sich das Kritische Oberwallis mit der SP zusammengeschlossen und die *Rote Anneliese* existiert immer noch, etwas professionalisiert, mit einer Auflage von 2000 Exemplaren.

Aufbruch im Tessin

Franco Cavalli lebte 1968 zwar in Bern, ist aber mit dem Tessin eng verbunden. Als wichtigste politische Folge von 1968 bezeichnet er für den Kanton die Gründung des Partito Socialista Autonomo (PSA). Franco Cavalli wirkte aktiv mit, was ihm sein Großvater sehr verübelte, der die Tessiner SP mit ins Leben gerufen hatte und nach diesem Zerwürfnis ein Jahr lang kein Wort mehr mit seinem Enkel wechselte. In den 1990er-Jahren fusionierten die beiden Parteien – zum Bedauern von Franco Cavalli: «Gegen meinen Widerstand.» Und: «Hätten wir noch die PSA gehabt, wäre der durchschlagende Erfolg der Lega sicher viel, viel kleiner gewesen.» Bignasca, der «Pate» der Lega, habe immer gesagt, die einzige Gefahr für die Lega seien die Linkssozialisten. Als wichtiges Ereignis erinnert sich Ruth Barbara Stämpfli an den Seminarstreik.

«Wir wollten andere Bücher lesen»

«Meine jüdische Mutter verlor ihre ganze Familie und Verwandtschaft in Treblinka», erzählte Ruth Barbara Stämpfli in ihrer verwinkelten Wohnung in Agra mit Blick auf die Berge und den Luganersee. Agra ist das letzte Dorf am Fuß des Monte Crocione auf der Collina d’Oro. Ruth Barbara Stämpfli lebt seit ihrer Geburt im Tessin. 1968 beteiligte sie sich am Seminarstreik in

Locarno. Sie hatte ihre Ausbildung als Lehrerin zwar bereits ein Jahr zuvor abgeschlossen, unterstützte aber ihre Kolleginnen und Kollegen.

Zum Seminarstreik: «Wir setzten uns schon 1965 für eine demokratischere Ausbildung ein. Wir wollten andere Bücher lesen, viel diskutieren und einzelne von uns schlossen sich dem *Movimento giovanile progressista* an.» So besetzten denn am 9. März 1968 dreihundert Schülerinnen und Schüler das Lehrerseminar in Locarno. Sie wollten ihren Kampf für eine bessere Ausbildung nicht auf die Straße tragen. Gleichwohl kam es vor dem Seminar zu intensiven Auseinandersetzungen, die schier eskalierten, zumal einzelne Politiker den Aufständischen ein gezieltes Manöver vor den Wahlen unterstellten. Das Erziehungsdepartement drohte mit Ausschluss und andern Sanktionen. Die Lehrer anerkannten einen Reformbedarf. Das half, die angespannte Lage zu entschärfen. Nach vier Tagen mit vielen Verhandlungen beendeten die Studierenden, wie angekündigt, ihren Streik, an dem sich gut ein Drittel der Studierenden beteiligten.

Ruth Barbara Stämpfli kam 1945 in Lugano zur Welt. Ihre Mutter trat als bekannte Sängerin öfter im Radio Monteceneri und später in Europa auf. Aus Berlin und Mailand in die Schweiz geflüchtet, heiratete sie einen Komponisten der Zwölftonmusik. Die Ehe dauerte aber nur kurz. So wuchs Ruth Barbara Stämpfli bei ihrer alleinerziehenden, oft abwesenden und depressiv verstimmt Mutter auf, die mit ihrer Tochter Hochdeutsch sprach. Ruth Barbara Stämpfli entwickelte Schulschwächen und schon früh viel widerständigen Geist. Sie fühlte sich unwohl und nicht akzeptiert. «Vielleicht war das der Anfang meiner Wut und meines Interesses für Politik?» Ruth Barbara Stämpfli ging früh in der Politik auf. Ihre erste, 1968 geborene Tochter nahm sie an Demonstrationen und auch sonst mit, wenn sie früh am Morgen vor Fabriktooren stand und Flugblätter verteilte. Ihre erste Ehe dauerte bis 1970. Dann lernte Ruth Barbara Stämpfli Genossen kennen, die in Lugano eine Sektion der italienischen *Lotta Continua* gründeten. Sie wollten sich gemeinsam darauf konzentrieren, die Klasse der Werktätigen zum Streiken zu mobilisieren: für höhere Löhne und mehr Mitbestimmung bei der Arbeit. Dies mit dem Ziel, möglichst viele selbstverwaltete Betriebe zu initiieren. Sie engagierten sich auch dafür, die soziale und rechtliche Lage der «Grenzgänger» zu verbessern und bei den Saisoniers

den versteckten Nachzug der Familien zu ermöglichen. So fand ein Grenzverkehr statt, auch mit Flüchtlingen aus Italien, von denen Ruth Stämpfli meistens ein paar in ihrer Wohnung aufnahm. Ruth Stämpfli organisierte die Verpflegung und unterrichtete die Kinder. Da sie politisch aktiv war, erhielt sie keine offizielle Anstellung als Lehrerin. Sie fuhr deshalb Taxi, legte Schallplatten auf und reinigte Büroräume. Wie in Zürich und anderswo forderte auch Lotta Continua ein autonomes Jugendzentrum, das sich allerdings in Lugano erst 1996 verwirklichen ließ. Weitere Aktivitäten konzentrierten sich darauf, Häuser zu besetzen und der Spekulation zu entziehen.

1975 gebar Ruth Barbara Stämpfli einen Sohn. Ihr Partner übernahm viel Haus- und Betreuungsarbeit. Aber bei Lotta Continua hatten die Männer das Sagen. Die Frauen begannen, sich untereinander zu organisieren und Forderungen zu stellen. «Wir weigerten uns, den Männern als Sexobjekte zu dienen, und waren in den politischen Diskussionen und Entscheidungen ausgeschlossen.» Das trug wohl auch zum Ende von Lotta Continua bei.» 40-jährig, bildete sich Ruth Barbara Stämpfli noch zur Sozialpädagogin aus. Bis zu ihrer Pensionierung arbeitete sie nun mit Suchtkranken. Heute ist sie Mitglied der «GroßmütterRevolution», die auch im Tessin existiert und sich dort Movimento AvaEva nennt. Ruth Stämpfli engagiert sich auch in einer Beratungsstelle für Frauen. Im Tessin sei diese Arbeit besonders wichtig. Mit der Ausrichtung auf Italien dominiere hier ein paternalistisches Frauenbild. Allerdings habe sich seit 1968 schon viel verändert. «Aber noch viel zu wenig.» Die 68er-Bewegung habe wohl wichtige Auseinandersetzungen beschleunigt, sagt sie. Die hohen politischen Wellen seien aber abgeflacht. Und kulturell gäbe es noch viel tun. Zentral sei dabei die Frage, ob die Frauen auch heute noch bereit seien, wieder für mehr Gleichberechtigung zu kämpfen.

Im Tessiner Exil

Adrian Ruckstuhl ist ein Exponent der Zürcher 68er-Szene. Er gelangte über eine Landkommune in «Mostindien» ins Tessiner Exil, wo er eine alternative Druckerei betrieb und sich unter anderem für die Alpeninitiative engagierte. Seine Kindheit verbrachte er in Zürich in einer Bähnler- und Pöstlersiedlung beim Hardturmstadion. Sein Vater, Briefträger von Beruf, eckte öfter an, weil er kein Blatt vor den Mund nahm. Das beeindruckte Ad-

rian, der als Bub eher schüchtern war. Seine Eltern standen hinter ihm. Während seiner KV-Lehre wohnte er daheim. Er las Castaneda, meditierte und hörte die Musik der 1960er-Jahre. Die Rekrutenschule erlebte er als Irrsinn. Er wechselte zu den Sanitätstruppen, ehe ihn eine Untersuchungskommission nach längerem Hin und Her ganz ausmusterte.

1968 tauchte Adrian Ruckstuhl in die Zürcher Bewegung ein, kam als Vorzeige-Revoluzzer und Hippie in die Medien, was auch mit seinem freakigen Look und seinem provokativen Auftreten zu tun hatte. Beruflich arbeitete er als Buchhalter. Daneben spielte er in der selbstinitiierten Rockgruppe Subversium Holzwurm Un-Ltd., die in besetzten Häusern auftrat, und gründete mit Kollegen die Landkommune Holzwurm im thurgauischen Schocherswil, pflanzte Gemüse an und verfasste kritische Leserbriefe. Im Amriswiler Jugendhaus, wo er sich in der Leitungsgruppe engagierte, organisierte er eine kontradiktorische Debatte über die Armee, was ihm harsche Schelten in den Medien eintrug. Ständige Querelen mit den Behörden führten zur Kündigung.

Mitte der 1970er-Jahre zog seine Freundin Helga Bosch aus München zu ihm ins alte Bauernhaus. Der deutsche Verfassungsschutz erteilte ihrem früheren Mann, Reinhard Kordatzki, Berufsverbot. Das Magazin *Der Spiegel* berichtete im August 1973 darüber. Helga Bosch und Adrian Ruckstuhl heirateten. Die Behörden bezahlten Adrian Ruckstuhl nun wegen falscher Anschuldigungen eine symbolische Wiedergutmachung. Aber eine ordentliche Anstellung erwies sich als schwierig. «Adrian hatte sich vor allem mit seinen Kritiken an den niedrigen Steuern für Reiche unbeliebt gemacht», erklärt seine damalige Frau. Adrian Ruckstuhl verkaufte nun Marroni, nahm prekäre Jobs an und klopfte, inzwischen Vater von zwei Kindern, bei der Sozialhilfe an. «Wir hatten es schwer», erzählt Helga Ruckstuhl weiter. «Wir waren überwiegend Selbstversorger, auch aus ökologischen Gründen: Wir buken Brot aus selbstgemahlenem biodynamischem Getreide vom Bauern, pressten Apfelmost aus eigenen Äpfeln, kochten Früchte und Gemüse aus unserem Garten ein für den Winter und mussten so nur wenig einkaufen. Zum Getreidemahlen hatte Adrian ein Velo zur Mühle umgebaut. Ich stellte auch Naturkosmetik her, die wir im ehemaligen Lädeli namens Kaktus in St. Gallen verkauften.» Hinzu kam das politische Engagment. «In Zusammenarbeit mit Bekannten gaben wir

Zeitschriften heraus: das *Blabla*, *Zündhölzli* und die *Seegfröni*.» Ein Reitunfall Helga Ruckstuhls mit ihrem Pferd, das die Anti-Atomkraft-Kutsche durchs Land zog, warf die Familie eine Zeitlang zurück, doch die Lage verbesserte sich, als Adrian eine kleine Druckerei aufbaute und Helga Ruckstuhl, wieder genesen, nicht mehr als Näherin und Verkäuferin, sondern in der Druckerei arbeitete, in der sie großen Wert auf Umweltschutz legten. Dass sie nach ihren Studien an einer Wirtschaftsschule in München und an der Fachakademie für Sozialpädagogik noch ein Aufbaustudium am Marie-Meierhofer-Institut in Zürich absolviert hatte, kam ihr später zupass.

Politisch war Adrian bei der Kritischen Alternative Thurgau (KALT) aktiv. Rivalitäten bestanden mit den Jusos und der SP, die die *Thurschau* herausgaben, die Adrian druckte. Am 1. Mai 1981 verballhornte die KALT die Gewerkschaft «Hau und Bolz» (Bau und Holz). Auf einem Transparent stand auch: «Wer hat uns denn verraten ...», was auf die 1930er-Jahre beziehungsweise die Sozialdemokraten anspielte und zu einem Gerangel führte. In der Folge nahmen die Druckaufträge merklich ab, und Adrian verlegte die Druckerei nach Mendrisio. «Stampa subito» hieß sie nun. Die Familie zog mit. Die Töchter Jelscha und Joëlle besuchten hier die Steinerschule, für die Adrian als Gegenleistung das Bulletin druckte. Erfolgreich setzte er sich dafür ein, ihre Wohnstraße, die Via Stella, in eine Fußgängerzone umzuwandeln. Um wieder Gemüse anpflanzen und einen Laden betreiben zu können, zogen sie nach drei Jahren mitsamt der Druckerei nach Ligornetto. Straftat machte er sich, als er mit Kollegen die vielbefahrene Autobahn nach Chiasso besetzte, um auf das «irre Verkehrsvolumen» aufmerksam zu machen. Eine lokale Persönlichkeit setzte sich dafür ein, dass Adrian glimpflich davonkam. Auch der angesehene Kinderarzt Dr. Maurizio aus Mendrisio unterstützte die unkonventionelle und engagierte Familie. In einem Gutachten bescheinigte er ihr, konstruktiv unkonventionell zu leben. Adrian kämpfte jahrelang für weniger Verkehr und saubere Luft.

Im Tessin, wo Adrian Ruckstuhl bis heute lebt, gelingt es ihm offenbar recht gut, seine 68er-Utopie zu verwirklichen, indem er Arbeit, Freizeit, Kultur und Politik miteinander verbindet. 1992 gebar Helga Ruckstuhl noch das dritte Kind. Aber allmählich wurde es ihr mit der schwierigen beruflichen und familiären Situation zu bunt. Sie kehrte in die Deutschschweiz zurück,

initiierte hier eine Kindertagesstätte und fühlt sich, nun als Helga Riedhammer, Adrian Ruckstuhl immer noch sehr verbunden, was offenbar auf Gegenseitigkeit beruht.

Über urbane Zentren hinaus

Oft heißt es, die 68er-Bewegung habe sich in der Schweiz auf die städtischen Agglomerationen konzentriert. Doch sie entfaltete sich auch in weniger beachteten Regionen. In wohl allen der 26 Schweizer Kantone kam es 1968 zu politischen Aufbrüchen, die über das Jahr hinausreichten und sich vorab ankündigten. Zudem fand 1968 in vielen Familien statt, so etwa bei Auseinandersetzungen über Haarlängen und musikalische Präferenzen. Wer die 68er-Bewegung auf Zentren, Jugend und Unruhen reduziert, wird ihr nicht gerecht. Der Zürcher Globuskrawall ist zwar das am meisten beschriebene 68er-Ereignis der Schweiz, aber auch weniger spektakuläre Aktionen und Initiativen erwiesen sich als durchaus bedeutend und teilweise sogar als nachhaltiger. Zum Beispiel die Gründung der «Erklärung von Bern», die in Kapitel 5 vorgestellt wird. Wobei Vergleiche heikel sind. Einzelne Erlebnisse wirken bei Betroffenen auch unterschwellig nach. Egal, ob sie in urbanen Zentren oder im «Hinterland» zustande kamen.

Der Globuskrawall berührt Walter Kamm heute noch. Das ist im Gespräch, fünfzig Jahre danach, deutlich spürbar. Zwar nahm er die einseitige Prügelei sportlich, doch die Erinnerung löst Emotionen aus. Ende 1966 wollte er nach einer kaufmännischen Lehre aus dem Hamsterrad der Bürokarriere aussteigen, an publizistische Erfolge anknüpfen und erneut Schriftsteller werden, fand aber ein Leben «on the road» (Jack Kerouac) lässiger. Nach dem Zürcher Stones-Konzert im April 1967 brach er über Indien bis nach Japan auf und kam – mitten im Kalten Krieg – mit der Transsibirischen Eisenbahn zurück, direkt zu den Globus- und anderen Demonstrationen im Mai 1968. «Nicht als Wortführer, aber ich hielt den Wasserwerfern etliche Male tapfer stand und aktivierte Bsetzi-Steine, sodass einige Schaufenster zu Bruch gingen.» Inzwischen hat Walter Kamm die Schäden hundertfach mit Steuergeldern beglichen. Nach weiteren Reisen rund um die Erde gründete er ein Globetrotter-Unternehmen, verkaufte Graumarkt-Tickets, eröffnete fast jährlich eine neue Filiale und avancierte mit einem Umsatz von 250 Mil-

lionen Franken zum viertgrössten Reisebüro der Schweiz. Da Walter Kamm nun als jugendlicher Enddreißiger 70 bis 80 Wochenstunden arbeitete, konnte er bei den 80er-Protesten zeitlich kaum mehr mithalten. Dafür finanzierte er Bewegungspartys und -blätter wie *Brächise* alias *Eisbrecher* mit. «Auch wenn es dann mehr um Alternativkultur ging», sagt er, «stand doch wie 1968 das Auflehnen gegen bürokratischen Unsinn und geistige Enge im Vordergrund.» Markus («Punky») Kenner, der die 68er-Bewegung dokumentierte und sich in der 80er-Bewegung engagierte, sieht als gemeinsames Motiv einen Abwehrreflex gegen Bevormundung und Unterwerfung. Und das gelte wohl für Stadt und Land.

4

Biografische Notizen

Biografische Hinweise greifen auf, was Personen kennzeichnet. Indem die Hinweise einen Aspekt hervorheben, vernachlässigen sie andere. Sie reduzieren Personen auf ausgewählte Merkmale. Das ist immer heikel, aber methodisch dann zulässig, wenn das vereinfachte Bild nur ein Zwischenschritt ist und Konturen sichtbar macht, von denen aus sich weitere Differenzierungen erkennen lassen. Biografische Hinweise dokumentieren auch etwas von dem, was sich gesellschaftlich tut. Dabei geht es nie darum, vom Einzelnen auf das Ganze zu schließen. Ein Hinweis deutet nur auf etwas hin, das annäherungsweise so vorhanden sein dürfte, aber stets durch die Person mitkonstruiert ist, die beobachtet. Daher ist es wichtig, persönliche Standpunkte darzulegen. Das hilft, eigene Projektionen besser zu erkennen.

Im Folgenden steht kein Vergleich der interviewten Personen im Vordergrund. Vielmehr interessiert, woher sie kommen und was sie motivierte, sich so oder anders zu engagieren und darzustellen. Es geht also nicht darum, eine 68er-Typologie zu konstruieren, die einzelne Aspekte hochstilisiert. Ich erörtere lediglich unterschiedliche Ausprägungen der Verhaltensweisen. Das soll weitere 68er-Konturen und über die Vielfalt sowohl Trennendes als auch Verbindendes erhellen. Elisabeth Joris plädiert dafür, Widersprüche zuzulassen. Etliche 68er/innen wollten diese gänzlich ausräumen.

Soziale Herkunft

«Oft waren ja gerade jene besonders radikal, die aus begüterten Verhältnissen kamen und finanziell gut abgesichert waren», bemerkte der Journalist und 68er-Aktivist Gerd Löhner im Gespräch. Und der noch heute radikale Anti-Kapitalist und Sozialist André Froidevaux ereiferte sich darüber, wie der spätere «Arena»-Moderator und heutige FDP-Stadtrat Filippo Leutenegger «uns damals in Gösigen als Reformisten bezeichnete und der Linkste von allen sein wollte». Peter Vollmer, der die Berner Szene prägte, beeindruckten wiederum persönlich «vor allem der Militärdienstverweigerer Arthur Villard und natürlich auch Jean Ziegler», der als Prototyp eines Linken seine Herkunft überwunden habe. Aber können wir unsere Herkunft überwinden? Vermutlich geht es mehr darum, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen und sie so zu integrieren, dass sie weniger als Schatten wirkt. Wer seine Herkunft radikal abstreifen will, läuft umso mehr Gefahr, sie unbewusst zu reproduzieren. Interessant ist jedenfalls, wie 68er/innen mit ihrer Herkunft umgehen.

Der 68er-Aufbruch fand in vielen Teilen der Welt statt und konzentrierte sich dabei auf hochindustrialisierte OECD-Länder – und hier vor allem auf Metropolen und städtische Agglomerationen, wobei diese stets stärker im Fokus der Medien stehen. Präzise Angaben fehlen. Die Herkunft aus eher wohlhabenden Regionen dokumentiert sich in der stark kulturell betonten Ausrichtung der 68er-Bewegung, die mit der familiären Herkunft der Beteiligten korrespondiert. Der 68er-Aufbruch ist keine primär proletarische Revolte, aber auch keine, die sich nur auf Städte und Wohlhabende abstützt. Von den Personen, die ich interviewt habe, kommen etliche aus sehr wohlhabenden und etliche aus eher einfachen Familien. Keine Aussage ist generalisierbar. Quantitative Angaben sind unmöglich. Die Auswahl der Interviewten ist bewusst vorgenommen und mag doch sehr zufällig sein. Zudem lässt sich keine Grundgesamtheit definieren. Aber alles, was bei Einzelnen auffällt, ist relevant und kommt vermutlich auch bei andern vor. Wie ausgeprägt, lässt sich nicht sagen. Besonderheiten können Ausnahmen sein, die eine vermeintliche Regel zu bestätigen oder zu widerlegen scheinen.

Etliche 68er/innen wuchsen in begüterten Verhältnissen auf – aber längst nicht alle und vermutlich weniger, als oft angenommen. Das ist allerdings zu wenig untersucht. Die vorliegende Auswahl an Porträtierten verweist lediglich auf die Vielfalt

der Herkunft und darauf, dass auch privilegierte Verhältnisse recht heterogen sind und unterschiedlich wirken. Eine 68er-Persönlichkeit hat erzählt, wie sie sich wegen Vorbehalten gegenüber ihrer reichen Herkunftsfamilie stets etwas zurückhielt, um ja nicht überheblich zu wirken. So betrachtet, habe sich in diesem Umfeld ihre Herkunft eher als Handicap erwiesen. «Arbeiterkinder profitierten hingegen von ihrer Herkunft.» Aber sich durchzusetzen, das habe sie eher in der Neuen Linken gelernt denn zu Hause. Auf beruflichem Parkett habe ihr allerdings der familiäre Hintergrund schon geholfen. Manchmal sei sie aber auch besonders angefeindet worden, weil sie quasi ihre Herkunft verraten habe. Ob Kinder von Reichen generell mit mehr Selbstvertrauen ausgestattet sind, bezweifelt sie. Leonhard Burckhardt, der emeritierte Basler Professor für alte Geschichte und engagierte Sozialdemokrat, mutmaßt, dass er sich in Konflikten vielleicht besser hätte behaupten können, wenn er weniger privilegiert und ohne Swimmingpool aufgewachsen wäre.

Die emeritierte Berner Soziologin Claudia Honegger hat erklärt, wie der Habitus schon helfen kann, sich als Frau in einer männerdominierten Wissenschaft durchzusetzen. Das gelte wohl für viele Frauen ihrer Generation. Die Zürcher Historikerin Erika Hebeisen brach ihre wissenschaftliche Karriere unterwegs zur Habilitation ab. Sie arbeitet heute als Kuratorin im Landesmuseum und hätte sich mit einer anderen sozialen Herkunft im wissenschaftlichen Feld wohl einfacher anders verwirklichen können. Erika Hebeisen kommt aus einer Bauernfamilie im Thurgau, für die klar war, dass ein Mädchen höchstens das Lehrerinnenseminar besucht. Ebenfalls aus einer Bauernfamilie im Thurgau kommt Willi Gerster, der schon früh selbstbewusst «die HSG aufmischte» (Eugster 2008: 5), sich für die POCH gegen Atomkraft engagierte und später einer Bank vorstand. Wer ihn nur oberflächlich kennt, könnte, einem Vorurteil folgend, meinen, er komme aus reichen Verhältnissen. Im Unterschied vielleicht zu Gersters früherem POCH-Genossen Hanspeter Thür, der später Datenschutzbeauftragter wurde und in jüngeren Jahren eher den Anschein erweckte, aus sogenannten einfachen Verhältnissen zu kommen.

Laut dem Soziologen Pierre Bourdieu heiraten die meisten Paare innerhalb des eigenen sozialen Standes. Die Publizistin Regula Renschler betonte im Gespräch jedoch, dass sie gerade das Spannungsfeld ihrer gemischten Herkunft als inspirierend

empfand. Ihr Vater war Professor und Zoodirektor, ihre Mutter stammte aus ärmlichem Milieu. Das sensibilisierte die Tochter für soziale Fragen. Wie andere auch, die aus unterschiedlichem Milieu kommen. Die ehemalige POCH-Nationalrätin Barbara Gurtner und die Publizistin Isolde Schaad stammen hingegen aus Künstlerfamilien. So eine Herkunft scheint das Nonkonforme zu unterstützen. Am Engagement, das der eine Vater an seiner Tochter schätzte, nahm der andere aber mehr Anstoß.

Wer die feministische Ökonomin Mascha Madörin erlebt, nimmt wohl eher an, die klassische 68erin stamme aus einer Arbeiterfamilie und setze sich auch deshalb so kämpferisch für mehr soziale Gerechtigkeit ein. «Baselbieter Landei», betitelte sogar die *Basler Zeitung* (Vogel 2008:5) einen Artikel über sie. Martha Roth, wie sie damals hieß, kam 1947 in Bubendorf zur Welt. Ihr freisinniger Vater war Direktor des mittelgroßen Unternehmens Tiba. Als 21-jährige Studentin organisierte «die rote Martha» (Georg Kreis) im Juni 1968 das Basler Petersplatz-Sit-in mit, engagierte sich bei den Progressiven Studierenden, lebte in Wohngemeinschaften, arbeitete beim Bankverein und später bei der Aktion Finanzplatz Schweiz–Dritte Welt. Dass ihre städtischen Aktivitäten ländlich geprägt gewesen sein sollen, wie der BaZ-Titel suggeriert, ist kaum anzunehmen. Urbane Lebensweisen prägen die kleine Schweiz. Der frühere Stadt-Land-Gegensatz ist geringer geworden und hebt sich biografisch mit zunehmender Mobilität weitgehend auf.

Manchmal wirken vermeintlich unscheinbare Erlebnisse lange nach. Unvergesslich ist einer 68er-Aktivistin, wie ein Mitstreiter an einem privaten Fest die mitgebrachte Weinflasche präparierte und entkorkte. So etwas habe sie als Kind einer Arbeiterfamilie noch nie erlebt. Pierre Bourdieu hat in einer bemerkenswerten Untersuchung auf *Die feinen Unterschiede* (1984) hingewiesen. Beat Dietschy klopfte schon als junger Theologiestudent einfach beim renommierten Philosophen Ernst Bloch an und wurde dessen Privatskretär. Spielten da der 68er-Aufbruch oder auch der Umstand mit, dass sein Vater Professor an der Sorbonne war und Beat Dietschy weniger Schwellenangst zu überwinden hatte? Dreißigjährig, übernahm er bereits die Gesamtleitung des evangelischen Bildungszentrums Leuenberg, vom Alter her überraschend.

Motivation

Was motiviert Jean Ziegler, sich so intensiv für Gerechtigkeit zu engagieren? Hat er verinnerlicht, wie ihm Che Guevara nach einem Treffen in Genf zurief, lieber im Gehirn des Monsters zu kämpfen, statt ihm nach Kuba zu folgen? Obwohl Jean Ziegler Che im Gegensatz zu Fidel Castro als «verletzend kühl» erlebte, hat ihn diese Botschaft beeindruckt. «Che lehrte mich die subversive Integration», sagt Jean Ziegler und erzählt, wie er als Knabe in Thun mit seinem teuren Velo am Viehmarkt vorbeifuhr, bleiche Verdingkinder sah, den Gegensatz als fürchterliche Ungerechtigkeit empfand und zeitlebens dagegen ankämpfte. Aber damit ist noch nicht beantwortet, warum Jean Ziegler trotz privilegierter Herkunft und vieler Meriten ein Leben lang weiterkämpfte, sich wenig Ruhe gönnt und bescheiden geblieben ist. «Ich will lebend sterben», sagt er.

Franz Rueb wiederum führt seine frühe Politisierung vor allem auf eine der vielen Schikanen im Kinderheim zurück. Da er sich genierte, öffentlich barfuß zu gehen, zog er heimlich Schuhe an. Der Heimleiter entdeckte ihn und zwang ihn, eine Stunde lang barfuß über ein frisch geschnittenes Kornfeld zu gehen, bis er eine Blutspur hinterließ. Danach musste er als weitere Strafe längere Zeit die Schuhe des Personals putzen, was ihn dermaßen empörte, dass er zeitlebens an diese Wut anknüpfen konnte. Von misslichen Erfahrungen im Kinderheim berichtet auch Bruno Hagen, der später selbst ein großes Heim leitete. Seine Voraussetzungen deuteten auf keine berufliche Karriere hin. Und doch ging er diesen Weg. Seine eigene Erfahrung mit Diskriminierung motivierte ihn dazu. Zudem lernte er früh, präzise zu beobachten, um schwierige Situationen zu bewältigen. Das half ihm, sich auch später besser behaupten zu können.

An positive Jugenderlebnisse erinnert sich die Historikerin Erika Hebeisen. Sie erzählt von unkonventionellen Lehrerinnen, die ein wenig alternativ daherkamen und Neugierde weckten. «Mit ihnen konnten wir über eigene Fragen diskutieren, die uns bewegten und die sonst keinen Platz hatten.» Der ehemalige Basler Regierungsrat Remo Gysin erlebte an der Kantonalen Handelsschule Ähnliches mit dem Deutsch- und Englischlehrer Walter Dellers, der «offen und interessiert, aber leider eine Ausnahme war». Ja, autoritäre Lehrpersonen und Eltern boten besonders viel Anlass, um sich aufzulehnen.

Über Kindheitserlebnisse hinaus verweisen 68er-Bewegte häufig auf eigene Auslandserfahrungen. Walter Stocker und

Silvia Staub-Bernasconi erzählen von diskriminierten Schwarzen in den USA, Barbara Gurtner und Bruno Meyer von Armut und Widerständigkeit in Lateinamerika. Reisen bildet, manchmal auf Kosten der Bereisten. Aber in Entwicklungsorganisationen engagieren sich tatsächlich Etliche, die sich über sinnlich erprobte Not in südlichen Kontinenten dazu bewegen ließen. Der schweizerische Arbeitskreis Tourismus und Entwicklung, den die 1968 gegründete «Erklärung von Bern» initiierte, untersuchte dieses Phänomen schon gegen Ende der 1970er-Jahre.

**Unmut über
soziale
Gegensätze**

Für die in Liestal aufgewachsene Cornelia Teuber brachte eine erste längere Reise in die weite Welt entscheidende Erfahrungen. Sie erlebte 1968 in Mexiko, wie im Vorfeld der Olympischen Spiele Unruhen eskalierten, die vornehmlich mit sozialen Gegensätzen zu tun hatten.

Cornelia Teuber stammt aus einer gutbürgerlichen Familie und wuchs behütet auf. Ihre Mutter bereute es, dass sie keine berufliche Ausbildung machen können, sondern im mütterlichen Mercerie-Laden mitarbeiten und ihn schließlich selbst übernehmen musste. Es war selbstverständlich, dass sie als jüngste Tochter ihre kranke Mutter und eine behinderte Schwester betreute. Nach ihrer Heirat und der Geburt der beiden ersten Kinder führte sie einige Jahre lang den Laden weiter, bildete Lehrtöchter aus und stand dem großen Haushalt vor, in dem sie mit ihrem Mann, den beiden Kindern, ihren Eltern und der behinderten Schwester lebte – eine Leistung, über die sie nicht groß sprach, die aber ihre Tochter Cornelia, als sie selbst erwachsen war, beeindruckte. Die erwachsene Tochter fragte sich auch manchmal, wie zufrieden die Mutter wohl mit ihrem späteren Leben in der Kleinfamilie und ohne berufliche Tätigkeit war, wagte aber nie, direkt danach zu fragen. Der Vater hatte früh seinen Vater verloren, machte eine Banklehre und übernahm später die Leitung eines renommierten Unternehmens in Basel. Er war Oberst in der Schweizer Armee, ein begeisterter Bergsteiger und Jäger.

Cornelia hätte lieber das Gymnasium im aufregenden Basel besucht statt im provinziellen Liestal. So dauerte es seine Zeit, bis sie endlich eine Cola im Basler Kultlokal Atlantis trinken konnte. In Liestal konzentrierte sie sich in ihrer Freizeit erfolgreich auf die Leichtathletik, brachte es bis in die Nationalmann-

schaft. Nach der Matura 1967 immatrikulierte sie sich für die Sportausbildung an der Universität Basel. 1968 unternahm sie dann eine dreimonatige Reise nach Mexiko und erlebte die dortigen sozialen Unruhen. Zurück in Basel, war dadurch ihr Interesse für den 68er-Aufbruch geweckt. Ihre Freundschaften pflegte sie noch mit eher unpolitischen Kolleginnen und Kollegen. Gegenüber den politisch engagierten 68ern verspürte sie eine gewisse Distanz. Sie nahm eine Diskrepanz zwischen dem wahr, was einzelne Wortführende postulierten und lebten.

Nach der Ausbildung wirkte Cornelia Teuber ein Jahr als Turnlehrerin in einer Mädchenmittelschule eines benachteiligten Quartiers im kanadischen Montreal. Sie lernte die schwierigen Lebenswirklichkeiten eines Teils ihrer Schülerinnen kennen, und die Provinz Québec war von politischen, zum Teil auch gewalttätigen Kämpfen im Umfeld der Unabhängigkeitsbewegung geprägt – also auch hier wieder eine ganz andere Realität als in der Schweiz. Sie zog anschließend weiter nach Mexiko, eigentlich nur um Spanisch zu lernen, blieb dann aber fast drei Jahre dort. An der Universität lernte sie im Exil lebende Professor/innen und Student/innen aus verschiedenen südamerikanischen Diktaturen kennen und auch im gemäßigeren Mexiko bekam sie viele Menschenrechtsverletzungen mit, soziale Ungerechtigkeiten und brutale Niederschlagungen studentischer und gewerkschaftlicher Proteste. Speziell ein Soziologieprofessor öffnete ihr die Augen für internationale Machtinteressen und die unheilvolle Zusammenarbeit zwischen südamerikanischen Finanzeliten und internationalen Unternehmen. «Da sind bei mir dann sämtliche Groschen gefallen, auch über Schweizer Verflechtungen.»

Zurück in der Schweiz, studierte sie spanische und französische Literatur- und Sprachwissenschaft, zog in eine maotisch dominierte Wohngemeinschaft und engagierte sich für Frauenfragen und chilenische Flüchtlinge. Ein Flugblatt des Soldatenkomitees, das sie mitunterzeichnete und das auch in Liestal verteilt wurde, wirbelte Staub auf in der Familie und im heimatischen Städtchen. Einer politischen Organisation mochte sie nicht beitreten. Keine überzeugte sie wirklich. Die meist weiterhin männlich geprägten Strukturen störten sie. Arbeit an der Basis, zum Beispiel in Abtreibungskampagnen, Quartier- oder Schulfragen oder zu Lateinamerikathemen interessierten sie hingegen sehr und bis heute. Sie war viele Jahre an einem Basler

Gymnasium tätig und engagierte sich dort mit andern Frauen zusammen in einer Gruppe, die das Geschlechterverhältnis im Kollegium und im Unterrichtsstoff kritisch und kreativ hinterfragte. Als verheiratete Frau mit einer Tochter und der Unterrichtstätigkeit, die einige Jahre durch die Arbeit als Konrektorin unterbrochen wurde, lernte sie – wie ihre Mutter schon viele Jahre zuvor – die Ansprüche kennen, die ein solches Leben an die Frauen stellt. Der Kampf für die Berufsintegration der Frauen und um die nötigen Institutionen für die Kinderbetreuung sind ihr ein Anliegen. Sie selbst hatte glücklicherweise einen Mann, der die Kinderbetreuung und den Haushalt selbstverständlich mit ihr teilte.

Inzwischen ist Cornelia Teuber pensioniert. Ihr Engagement an der Basis – sei es für ein Umweltbildungsprojekt in Bolivien oder beim europäischen Jugendchorfestival, in einem Forum, das sich für Menschenrechte in Honduras einsetzt oder neu auch in der Flüchtlingsbegleitung – geht weiter und stimmt für sie.

Was bewegt

Wenn Regula Renschler an Persönlichkeiten denkt, die sie 1968 motivierten, dann nennt sie den afroamerikanischen Schriftsteller James Baldwin und, wie die Soziologin Silvia Staub-Bernasconi (2007:311), den Befreiungspädagogen Paulo Freire, den sie später in Guinea-Bissau bei einer Alphabetisierungskampagne begleitete, welche sie begeistert und doch kritisch distanziert kommentierte. Auch das Buch *Die Verdammten dieser Erde*, das der Psychiater Frantz Fanon über seine Arbeit in Algerien publizierte, wirkte auf sie «wie ein Signal» (Renschler 2008:83). Auf Fanon beriefen sich auch, erinnert sich der Zürcher Autonome Dieter Drüssel, viele Black Panther in den USA und Exil-Afrikaner in Frankreich, von denen sich einige, wenig thematisiert, trotz erhöhten Repressionsgefahren an den Mai-Protesten beteiligten.

Der Basler Lehrer Rolf Häring weilte 1968 unmittelbar nach dem Sechstageskrieg in einem Kibbutz in Israel. Da erfuhr er, ähnlich wie der Lehrer Jochi Weil, «von Einheimischen viel Kritisches über den Krieg und den Staat». Das veranlasste ihn, «auch klarer und mutiger Stellung für die palästinensische Bevölkerung zu nehmen». In Basel beeindruckte ihn 1968 zudem das Sit-in auf dem Petersplatz. «Ich vergesse nie, wie der Gastre-

ferent, Sexualforscher Günter Amendt, dazu aufrief, sich überall einzumischen und selbst Verantwortung zu übernehmen.» Dieser Appell klinge ihm heute noch nach, erzählt der ehemalige POB-Großrat in der Wohngenossenschaft, die er während Jahrzehnten präsidierte.

Res Strehle erinnert sich an viele Partys in Kellern von Zürichberg-Villen. Erste Liebschaften waren wichtiger als die Weltpolitik. Und die Schülerorganisation schien eher eine bürokratische Formsache zu sein, trotz vehementen Aufrufen des Vorsitzenden Thomas Held, der die Unterdrückung anprangerte und eine gewisse Aufmerksamkeit erlangte, als er halbwegs glaubwürdig brandmarkte, wie sich der Hausmeister am Gebäck bereichere, das er in den Pausen verkaufte. Aber dann kam 1968 Günter Amendt nach Zürich und beeindruckte Res Strehle. Amendt regte an, die weichen Matten in den Turnhallen lieber für freie Sexualität denn für harte Abgänge von den Ringen zu nutzen. Das kam an. Res Strehle fühlte sich als Pazifist. Zudem berührten ihn Schriften von gewaltfrei widerständigen Theologen wie Dietrich Bonhoeffer, Leonhard Ragaz oder Paul Tillich. Bei vielen 68er-Bewegten spielten sozial-religiöse Motive mit. So etwa bei Peter («Pierre») Sigerist, Mascha Madörin, Peter Bichsel oder Hardy Hepp, der heute erklärt: «Aber auch Karl Barth, Mahalia Jackson oder die Gleichnisse im neuen Testament begleiteten mich auf meinem Weg in ein selbständiges Leben.»

«Erst Maoist und dann religiöser Sozialist»

«Für meinen politischen Werdegang spielte die Kirche eine entscheidende Rolle, auch wenn ich das in der Vergangenheit nicht immer so gesehen habe», erklärt Kurt Seifert. Er kommt aus einer Familie, «in der Glaube, Kirche, Religion wichtig waren». Nach seiner Konfirmation engagierte er sich in einem kirchlichen Jugendkreis. Er lernte hier eine etwas freiere Form des christlichen Lebens kennen. Zu Hause dominierte eine ziemlich enge christliche Moral, «vor allem hinsichtlich der Sexualität». Kurt Seifert rebellierte gegen diese «kleinbürgerliche Moral», indem er sich 1967 politisch radikalisierte. Er gründete 1968 den Republikanischen Club Lörrach mit, der auch Kontakte zur linken Szene in Basel unterhielt. Das passte seinen Eltern nicht, die zudem durch das politische Engagement ihres Sohns unter Druck gerieten, als ihnen der Hausbesitzer die Wohnung kündigen wollte, weil Kurt Seifert in Lörrach an einer Mieterdemon-

tration teilgenommen hatte. 1970 trat er aus der Kirche aus. Nach Abschluss seines Studiums in Sozialpädagogik 1975 nahm Kurt Seifert eine Stelle als Jugendarbeiter und Gemeindehelfer in einer evangelischen Kirchengemeinde in Westberlin an. Dafür musste er, der in der Zwischenzeit auf den Marxismus-Leninismus und den Maoismus gesetzt hatte und später auch noch einen Ausflug in die östliche Spiritualität (Bhagwan) unternahm, wieder in die Kirche eintreten. Im religiösen Sozialismus konnte er schließlich verschiedene geistig-geistliche Strömungen miteinander verbinden. Rudolf Bahro hatte den Marxismus als letzte lebendige Religion Europas betrachtet. «Bei uns nahm der Glaubensstreit allerdings überhand. Als junge Marxisten-Leninisten führten wir heftige ideologische Kämpfe um die richtige Linie. Das taten wir mit deutscher Gründlichkeit und wohl wesentlich intensiver als in der Schweiz, im Land der Kompromisse.» Dabei klärte sich für Kurt Seifert, was er nicht wollte: Die Jusos waren ihm zu reformistisch, die DKP zu moskowitzisch, die Spontis zu wenig konsequent und die Trotzlisten kannte er kaum. Also blieben noch ein paar maoistische Gruppen übrig. Kurt Seifert entschied sich für den Kommunistischen Studentenverband (KSV) der KPD, dessen Mitglieder und Sympathisanten als «rote Fachleute dem Volke dienen» wollten, viel über revolutionäre Pädagogik diskutierten und sich mit den Befreiungskämpfen in der «Dritten Welt» solidarisierten. Dieser Bezug war Kurt Seifert besonders wichtig. Er interessierte sich später vor allem für die Theologie der Befreiung, die die konkrete Solidarität mit den «Verdammten dieser Erde» (Frantz Fanon) in den Vordergrund rückte.

Haltung und Engagement

«Weise am Weisen ist die Haltung», ließ Bertolt Brecht den Herrn Keuner sagen. Keuner reagierte auf einen Gelehrten, der so gescheit daherredete. Aber der Inhalt stimmte nicht mit der Haltung überein. Der aufrechte Gang fehlte. Man kann nicht Wasser predigen und Wein trinken. Mit Haltung meinte Brecht aber vor allem Mut und die Bereitschaft, sich hinzustellen, wenn der Wind etwas rau weht.

1968 lehrte Arnold Künzli als politischer Philosoph an der Universität Basel. Er prägte mit seinen Schriften die 68er-Bewegung, sympathisierte mit ihr und kritisierte sie auch für ihre

dogmatische Enge. In seinen Seminaren warfen ihm Studierende wie Peter Lötscher, der die Studentenschaft präsidierte, lauthals vor, mit einem demokratischen Reformismus den Sozialismus zu verraten. Ab und zu arteten die Dispute aus, die Künzli mehr verletzten als wahrgenommen. Er setzte sich in der Fakultät und Öffentlichkeit für 68er ein, die ihm dieses Etikett nicht zubilligten. Er blieb zeitlebens bei dieser Haltung, der einige Radikale schon bald abschwören.

1968 fokussierten hitzige Debatten oft auf die Frage nach der richtigen politischen Einschätzung und Interpretation Marx'scher Werke. Später kamen wieder mehr übergreifende ethische Prämissen hinzu. Aber zunächst standen letzte Wahrheiten, «die richtige Linie» und Abgrenzungen gegenüber allen Seiten im Vordergrund. Die neue Gläubigkeit absorbierte viel Energie, und viel Engagement verpuffte beim Aufbau und Aufrechterhalten der eigenen Organisation, die sich je nachdem auch wieder wechseln ließ. Ueli Leuenberger (Nigg 2008: 108) stieg bei der KPS/ML ein, ging zur maoistischen Konkurrenz, der KPS über, die die *Rote Fahne* herausgab, sich an der *Peking-Rundschau* orientierte und die Massaker des Pol-Pot-Regimes in Kambodscha verteidigte. Nach der Auflösung der KPS 1979 trat er 1981 in Genf dem Christlichen Gewerkschaftsbund und 1988 den Grünen bei, die er später im Nationalrat vertrat.

Der Historiker Georg Kreis (2008: 327) zählt «radikale Angehörige der Linken (der SP wie der PdA), die angesichts des wachsenden Reformdrucks bloss Morgenluft für ihre traditionelle Dissidenz wittern», nicht zur 68er-Bewegung. Er lässt auch die alten Frauenbewegungen unberücksichtigt, die teilweise wichtige Vorläuferinnen waren und sich inhaltlich mit neuen überlappten. Ich öffne das Spektrum der 68er-Personen und Organisationen und zähle alle dazu, die sich mit dem Aufbruch verbunden fühlten. Dazu gehören auch politisch Unorganisierte, die mit der 68er-Bewegung sympathisierten. Sie zählen für mich im weiteren Sinne ebenfalls zur 68er-Bewegung. Hinzu kommen ökofeministische oder religiöse Gruppen, die sich sozial engagierten, ferner sozialdemokratisch Organisierte, die sich, wie Regula Renschler oder Remo Gysin, an Elementen eines demokratischen Sozialismus orientieren. Zentral ist das systemkritisch Nonkonforme, das demokratische Prozesse ausweiten will, neue Freiheiten für alle anstrebt und sich kulturell unkonventionell ausdrückt.

«Der Zürcher ‹Globuskrawall›, die Barrikaden des Pariser Mai und insbesondere der nachfolgende Terrorismus der RAF und der ‹Roten Brigaden› haben unsere Sicht auf ‹1968› verzerrt», schreibt der Journalist Urs Hafner (2017: 27). Nur eine kleine Minderheit habe Marx und Marcuse studiert. Die ausschließlich radikal-politische Sicht engte das 68er-Verständnis ein. Der *Pop*-Gründer Jürg Marquard lässt sich ebenfalls als unkonventioneller 68er verstehen: Viele mochten einfach die Musik, ein bisschen Haschisch und sexuelle Freizügigkeit. Nach meinem Dafürhalten ist auch Georg Kreis ein 68er, der von seinem 30. bis 70. Geburtstag der FDP angehörte, 1968 aufklärerische Debatten initiierte, dabei auch liberale und konservative Kreise involvierte, mit progressiven Positionen konfrontierte und sich stets antirasistisch engagierte. Wie der Journalist Urs Haldimann, der sich als 68er klar zur PdA bekannte, die er für soziale Bewegungen öffnen wollte. Mit teilweise irritierenden Haltungen setzt sich die Psychotherapeutin Ruth Waldvogel auseinander, die selbst eine 68erin ist.

Autoritätsgläubig Ruth Waldvogel ist Psychotherapeutin und selbst mit der 68er-Bewegung vertraut. Sie kam 1948 zur Welt und wuchs in einer gutbürgerlichen Familie auf. Ihre Mutter war Psychiaterin, ihr Vater Internist. Beide standen der FDP nahe und sahen nicht gern, wie sich ihre Tochter, die 1968 ihre Matura erlangte, am Rand der Globuskrawalle aufhielt. Der erste Studientag als Biologiestudentin an der ETH war wegen des ETH-Referendums direkt ein Streiktag. Ruth Waldvogel interessierte sich für die Hintergründe, engagierte sich hochschulpolitisch, heiratete 1970, studierte aber seriös weiter und doktorierte. Das gehörte bei ihrem familiären Hintergrund irgendwie dazu. Nach zehn Jahren Biologie wechselte sie zur Psychologie und bildete sich zur Psychotherapeutin aus. Früh kandidierte sie schon für die POZ, was ihre Mutter nur sehr mit Mühe goutierte. Als der Mann von Ruth, ein bekannter Architekt, es ablehnte, auf den vordersten Plätzen der POZ-Liste ebenfalls zu kandidieren, lud sich bei ihnen ein Parteifunktionär zum Nachtessen ein, um ihm nahezu legen, aus der Partei auszutreten. Das erschütterte Ruth, sie blieb zwar, im Gegensatz zu ihrem Mann, zuerst noch Parteimitglied, allerdings mit viel kritischer Distanz. Wie andere auch, die zwar mittun wollten, aber die Allüren von Kadern ablehnten, die sich

mit dem Zentralkomitee brüsteten. Aber warum wehrten sich nicht mehr dagegen? Das Gehabe irritierte, imponierte aber irgendwie auch.

Bei Bewerbungen um klinische Forschungsstellen erhielt Ruth den Eindruck, dass da im Hintergrund andere Listen mit Fichen mitspielten. Gleichwohl erhielt sie immer interessante Stellen, zum Beispiel in der Leitung einer psychotherapeutischen Tagesklinik, bis sie sich ganz selbständig machte. «Ja», meint sie im Gespräch, «bei den 68ern gab es, obwohl sie die Emanzipation hochhielten und sich so unerschrocken zeigten, auch viel Autoritätsgläubigkeit. Und weil sich doch relativ rasch viel bewegen ließ, kamen auch omnipotente Vorstellungen auf, gleich die ganze Welt retten zu können. Zur Kehrseite gehörten dann Abstürze und Depressionen, die aber auch gesellschaftlich mitbedingt waren.» Sie meint damit verdeckte Wut, die sich, wenn sie sich nicht ausdrücken darf, gegen einen selbst richtet. «Die 68er redeten viel über Marx, Engels und Lenin, aber nicht wirklich über sich. Einige machten zwar Therapien. Aber viele nicht, denen das gutgetan hätte und die alles im Griff haben wollten, was die eigene Lebendigkeit stört und wiederum das Depressive nährt, das uns schon Zwingli im Übermaß bescherte.»

«Wir kämpften für eine sozialistische Gesellschaft»

«Wir kämpften für eine gerechtere Gesellschaft. Wir glaubten, dass eine sozialistische Gesellschaft ohne Unterdrückung und Ausbeutung der arbeitenden Menschen zu schaffen wäre», erzählt Urs Haldimann. «Die Vorstellung, dass sich die Geschichte fast zwangsläufig zu mehr Freiheit und gleichen Entwicklungsmöglichkeiten für alle Menschen in der Welt entwickelt, habe ich heute nicht mehr. Das ist ein Verlust, unter dem ich leide. Ja, ich habe den Glauben an die ›Große Erzählung‹ verabschiedet. Ebenso die Begeisterung für die Befreiungsbewegungen.» 1973 hielt sich Urs Haldimann in Kuba auf. Das war für ihn «ein gewaltiger Impuls», mit viel Hoffnung auf die globale Veränderung verbunden. Er hatte das Gefühl: «Da bahnt sich etwas Vielversprechendes an.» Dann habe er nach und nach die Illusion verloren, dass eine wirklich freie und gerechte Gesellschaft im Entstehen sei. Politisch sei das «sehr ernüchternd» gewesen. Und das habe sich auch im Persönlichen niedergeschlagen. Auf politische Debatten lasse er sich inzwischen eher skeptisch ein, und wenn, dann eher fragend. Also nicht mehr in der Gewissheit, zu wissen, wo es langgeht.

Mehr Kontinuität zu 68 sieht Urs Haldimann in seiner Lebensgestaltung. Er lehnte sich immer auf gegen Unrecht und investierte seine Arbeitskraft in aufklärerische Projekte. In den 1970er-Jahren machte er viel Parteipolitik, und zwar mehr nach außen gerichtet. Dann kam seine Zeit als Sachbuchautor und als Journalist beim *Beobachter*. Da wollte er «einfach die Verhältnisse aufzeigen». Das hatte eine beachtliche Wirkung. «Und ich kam gut auf den Boden. Ich konnte so etwas Konkretes erwirken im Alltag der Schweiz.» Den privaten Bereich verstand Urs Haldimann immer auch als politischen. Mit einem partnerschaftlichen Familienmodell. «Das haben wir gut gemacht, meine damalige Partnerin Ruth Marx und ich. Wir verwirklichten viele Impulse aus der 68er- und der Frauenbewegung.» Dies im Unterschied zu seinen politisch ebenfalls sozialistisch engagierten Eltern, die sich im Alltag und Persönlichen eher konventionell an traditionell kleinbürgerlichen Normen orientierten. Persönlich erlebte Urs Haldimann den 68er-Aufbruch «als etwas sehr Helles». Er besuchte 1968/69 in einem schwedischen Internat einen journalistischen Lehrgang. «Vierhundert junge Menschen kamen zur Volkshochschule, die in einem 8000-Seelendorf im Niemandsland angesiedelt war. Das war ein Biotop. Wir erfanden mit ein paar jungen, linken Dozenten die Welt neu. Wir diskutierten nächtelang, produzierten Filme, spielten Theater. Ich brachte den Marxismus und die linke Grundhaltung zwar schon von zu Hause aus mit, erlebte hier aber einen Aufbruch.»

Heute freut sich Urs Haldimann über seine Kinder, «die viele 68er-Werte übernahmen». Sie hätten allerdings den Eindruck, wenig Neues machen zu können. «Ja, sie sagen: ›Ihr habt doch schon alles ausprobiert. Und seid – zumindest politisch – gescheitert.‹ Aber das sind wir nur teilweise. Wir ließen uns von keiner Karriere vereinnahmen. Wir lebten offenere Beziehungen und unterhielten große und lebendigere Freundeskreise als unsere Eltern.» Wenn Urs Haldimann heute an die Kuba-Brigade von 1973 zurückdenkt, dann kommt eine innerliche Leichtigkeit auf. «Das war unglaublich: visionär, voller Hoffnung und Kraft. Und gleichzeitig fand in Chile der Militärputsch statt.»

Weise am Weisen ist, wie erwähnt, die Haltung. Herr Keuner unterbricht den Gelehrten, der so gescheit daherredet. Keuner weist ihn auf seine unstimmmige Haltung hin. Nicht über sich wolle er reden, reagiert der Gelehrte verärgert, sondern über

den Inhalt, den er soeben zu vermitteln versucht habe. «Sehend deine Haltung, interessiert mich der Inhalt nicht», antwortet Keuner. 1968 wollten Engagierte die Welt aus den Angeln hieven. Einzelne liefen mit wehenden Fahnen auf und gingen zu Tode betrübt unter, weil sich konventionelle Mächte beharrlich dagegenstellten. Andere suchten neue Strategien oder passten ihre Haltung an.

Brüche

Markus Schär führte einst die SP Thurgau als Kantonalpräsident. Später arbeitete er als Journalist für die mittlerweile SVP-dominierte *Weltwoche*. Markus Somm, Chefredaktor der *Basler Zeitung*, wollte die Armee abschaffen, Filippo Leutenegger, der heutige Zürcher FDP-Stadtrat, keine Atomkraftwerke und Jürg Marquard, heute einer der reichsten Schweizer, die Popkultur fördern. Einige ehemalige Rebellen sind heute etabliert. Oder umgekehrt: Der kritische Kabarettist Hans Fässler schrieb als Schüler einmal Autonummern von Linken «für rechte Zwecke» auf; 1951 beauftragte ein Lehrer den späteren Fotografen Roland Gretler, «eine kommunistische Familie auszuspionieren» (*Widerspruch* 15/1988: 46). Der pazifistische Weltenbummler Martin Vosseler war im Militär Hauptmann. Was die einen als Bruch beschreiben, deuten andere als Kontinuität. Bleibt sich treu, wer weiterhin gegen den Strom schwimmt, auch wenn der seine Richtung ändert?

Zwanzig Jahre nach 1968 veröffentlichte die Zeitschrift *Widerspruch* (15/1988) ein ganzes Heft zum Thema «68 – Bruch und Kontinuität». Was auf den ersten Blick als Gegensatz erscheint, erweist sich bei näherem Hinsehen oft als weniger polar oder dual. Und doch zeigen sich bei einzelnen Biografien recht markante Veränderungen neben langjährigen Kontinuitäten. Der Schriftsteller Peter Handke wandelte sich «vom Revoluzzer zum sanften Erzähler» (Henning 2017: 5). Ist das ein Bruch? Der Journalist Eugen Sorg (2008: 18) bewunderte als radikaler 68er den Publizisten Hans Habe für seine Eloquenz. «Als ich aber später mitbekam, dass er die Studentenbewegung kritisierte, war er für mich auf einen Schlag erledigt.» Joachim Bischoff (2001: 7), Ökonom und Redaktor der Hamburger Zeitschrift *Sozialismus* hat beschrieben, wie sich Joschka Fischer «vom Sponti zum Strategen einer Mittelstandspartei» verwandelte. Er hätte einst neue

soziale Bewegungen und die außerparlamentarische Opposition vertreten, dann eine Partei der militärischen NATO-Intervention repräsentiert, Kompromisse mit der Atomindustrie geschmiedet, die Interessen des konsumistischen Mittelstands vertreten und sich der kapitalistischen Privatwirtschaft angedient. Hans-Jürgen Wirth (2002) hat die Biografie von Joschka Fischer mit jener von Helmut Kohl verglichen. Sein Fazit: Macht korumpiert. Und: Oft schwemme es Leute nach oben, die wenig soziale Kompetenzen hätten. Egal, ob 68er, 78er oder 88er.

Vom autonomen Sponti zum FDP-Stadtrat

Der Zürcher Stadtrat gilt heute als Mitte-links dominiert. Mit dabei ist auch Filippo Leutenegger, der einmal zu den autonomen Spontis gehörte. «Ich habe genügend Messen gehört und bin kein Dogmatiker», erklärt der FDP-Stadtrat in seinem Loft.

Der Sohn eines UNO-Funktionärs kam 1952 in Rom zur Welt und zog 1965 mit seinen Eltern in die Schweiz. Er war 1968 erst 15-jährig, Schülerrat im Kloster Dissentis und «noch es Büebli». In der späteren Klosterschule Altdorf gab es dann «ein paar Aktiönli». Die meisten 68er kamen nach seiner Wahrnehmung aus gutem Haus und revoltierten vor allem gegen ihre Väter. Seine Kontinuität sei «freiheitsliebend und umweltbewusst». Er wolle etwas bewirken und Sorge tragen. Nach 1968 bewegte ihn das geplante Kernkraftwerk in Kaiseraugst, vor allem die Frage des Atommülls. «Da begründeten wir die grüne Bewegung mit.» Das Establishment glaubte, wie er, an einen Technologieschub, «vernachlässigte aber das Hauptproblem, die Entsorgung». Das kritisierte er – «nicht als Maschinenstürmer, sondern als fortschrittlicher Realist, der sich exponiert».

In den 1970er-Jahren studierte Filippo Leutenegger Wirtschaft und Recht. Er verfasste in Alternativmagazinen kapitalismuskritische Texte, engagierte sich gegen Kernkraftwerke, gründete die WOZ mit, wirkte 1980 ein Jahr als Betriebsökonom bei der Schweizerischen Kreditanstalt und von 1981 bis 2002 beim Schweizer Fernsehen in verschiedenen Sendungen und Positionen. Er initiierte und moderierte die «Arena» und war schließlich vier Jahre lang Chefredaktor des Schweizer Fernsehens. Von 2003 bis 2014 vertrat er die FDP im Nationalrat. Er wurde CEO des Jean-Frey-Verlags mit *Weltwoche* und *Beobachter*. Nebenher gründete er einen eigenen Verlag und präsierte von 2011 bis 2014 den Verwaltungsrat der *Basler Zeitung*. Seit 2014 ist Filippo

Leutenegger, «zwar immer noch vehementer Verfechter des Milizsystems», hauptamtlich Zürcher Stadtrat.

Schon als Kind stand er gerne vorne. Mit einem vorgehaltenen Magafon sei es ihm «nach anfänglicher Nervosität ganz wohl». Das sei für ihn «eine quasi natürliche Position». Den «Helfertrip» kannte er mit sechzehn noch ohne fixe berufliche Vorstellung. Sie reichte vom Pilot bis zum Missionar in Afrika. «Aber nicht ideologisch.» Die RML schleppte ihn einmal an einen Schulungskurs. Da hatte er, von Messen übersättigt, nach einer Stunde genug. Das Parareligiöse in der Politik gehe ihm «auf den Sack». «Ich war politisch ungebunden, setzte mich vor allem für die Freiheit ein und wandte mich auch im Journalismus gegen den Mainstream.»

«Ich recherchiere gerne, kritisch und offen», sagt Filippo Leutenegger weiter. «Bei der ‹Arena› galt für mich das Ethos: Alle, die kommen, haben ein berechtigtes Anliegen.» Gute Kontakte hatte er zur SP, die kühleren zur FDP. Und wenn die SVP eine Initiative lancierte, wollte er darüber diskutieren. Andere Meinungen anzuhören, sei demokratisch. Und das gefiel ihm an 68: «Der kritische Geist, auch gegenüber dem Staat. Aber das kippte. Viele 68er wurden selbstgerecht und dienten nun dem Staat, aus dem einige ursprünglich Gurkensalat machen wollten.»

Ursprünglich wollten die 68er alles hinterfragen. So gesehen, sei der kritische Geist geblieben, «eben ohne Regulierungswahn». Zur FDP ging er «wegen dem freiheitlichen Programm, nicht wegen dem Etikett». Er sei liberal, nicht konservativ wie die SVP. «Ja, anfänglich waren die 68er gesellschaftskritisch und entfesselten vieles, auch in der Enttaubuisierung des Zusammenlebens und gerade in der Sexualität. Bis sie leider begannen, die Menschen zu bemuttern, zu glauben, sie seien bessere Menschen, und anderen zeigen wollten, was gut für sie gut sei.» Der Service Public sei selbstverständlich wichtig. Und das Wasser müsse ein öffentliches Gut bleiben. Da wäre eine Privatisierung eine Fehlentwicklung. Aber die Abfälle einsammeln, das lasse sich delegieren. Und die SRG solle sich an ihren Auftrag halten, statt ständig zu expandieren. Um Wohlstand für alle zu erreichen, benötige es einen starken privaten Sektor. Wettbewerb sei eine Form von Demokratie; aber bitte ohne Monopole und gefährliche Machtballungen.

Als Highlight der Umweltbewegung erinnert sich Filippo Leutenegger «ganz klar: Kaiseraugst». Die Bevölkerung setzte

damals exemplarisch ihren Willen durch. Das schätze er auch heute an der Politik. Er gehe gerne an Quartiersversammlungen. «Das sind Arenen. Da wird diskutiert.» Da sei er im Element. Und da kämen auch konkrete Anliegen von Bauherren, Gastro-
nomen und andern, denen er gerne Hand biete, um etwas zu verbessern. «Das ist für mich ein täglicher Reichtum, wenn es darum geht, etwas zu gestalten». Er verwalte auch gerne seine eigenen Häuser und reinvestiere die Gewinne gleich wieder; auch in Kinderhorte und Gemeinschaftsräume. «Die vielen Familien und Kinder beleben die Räume. Ich mag es, fürs Zusammenleben der Menschen Einfluss nehmen zu können. Dabei hilft mir meine Tüchtigkeit. Aber ich hatte auch Glück im Leben und will etwas zurückgeben. Wir sind in der Schweiz im großen Ganzen schon sehr privilegiert. Die Leute sind anständig. Und die Verwaltung funktioniert gut. Einfach etwas überdimensioniert und mit dem Hang zum Perfektionismus und zur Bürokratie.»

«Zentral bleibt eine philosophisch-literarische Haltung»

Thomas Held macht für das Gespräch eine Ausnahme von seiner nun schon etwa zwanzig Jahre währenden Abstinenz von 68er-Rückblicken und -Veranstaltungen aller Art. Die Ausnahme ergibt sich für ihn aus sozialwissenschaftlicher Solidarität mit dem Autor. Auf eine andere Anfrage für eine öffentliche Diskussion zum 50. Jahrestag von 1968 schrieb er den Organisatoren:

«... Nun habe ich mich aber irgendwann nach dem 20. Jahrestag dieser Zeitzeugenrolle entzogen. Anstoß dazu war einerseits ein Besuch am Historischen Seminar der Universität Basel, wo eine ganze Reihe von seriösen (ohne jede Ironie) Historikern als 68er-Spezialisten auftraten, sodass jeder Kommentar oder «oral history»-Bericht meinerseits als völlig subjektivistische, nostalgisch-verklärte oder nostalgisch-verzerrte Sicht erschien. Ein zweites Motiv für diesen Rückzug ergab sich aus der Lektüre von Timothy Judd's Buch *Postwar*, das mich sehr bewegt hat, weil meine Generation – nicht nur oder nur am Rande, was 1968 betrifft – die Geschichte, die man selbst erlebt hatte, als historische Geschichte lesen konnte bzw. musste, was die aufklärerische, idealistische Komponente der «Bewegung» in den Hintergrund rückte und die Einbettung in die dunkle Seite des Kalten Krieges bzw. der Systemauseinandersetzung (insbesondere in Italien mit den Brigade Rosse und der Entführung von Aldo

Moro) oder in den Nahostkonflikt (insbesondere in Deutschland bzw. der DDR) aus der Verdrängung holte. Der Grund, weshalb ich keinen Anlass zu einer Rolle als Alt-68er-Kommentator sehe, liegt in meiner Tätigkeit für Avenir Suisse und in meinen ca. 150 Kolumnen im *Magazin*, das heißt ca. fünfzehn Jahre Thesen und Kommentare und öffentliche Auseinandersetzungen zu einem sehr breiten Spektrum von Fragen zur Schweiz und, etwas verdünnt, zur Welt.»

Auf jeden Fall ist für Thomas Held die Zeit von Veteranengeschichten vorbei. Zur Distanz von der damaligen «Weltsystem»-Sicht und dem Solidaritätsanspruch, für die Unterdrückten der Dritten Welt zu kämpfen, trug auch sein starker Fokus auf die Schweiz bei. «Nicht im Sinne einer verklärten Heimat, sondern einfach als realpolitische Umwelt.»

Obwohl Thomas Held 1968 und die Studienzeit «etwas entrückt» ist, kommt er ausgiebig auf die Frauenstudie zu sprechen, die er 1972 bis 1974 mit René Levy im Auftrag der schweizerischen UNESCO-Kommission erarbeitet hatte. Er schildert eingehend die methodischen Überlegungen und Probleme der großangelegten Studie mit einer Befragung von fast tausend Ehepaaren und etwas mehr als sechshundert ledigen Frauen. Das kann nur, wer mit der empirischen Sozialforschung vertraut ist. «Ja, Thomas engagierte sich enorm», bestätigte mir sein damaliger Kollege René Levy, «er übernahm die Hälfte der Arbeit, war gründlich, gut organisiert, vernetzt und interessiert. Wir verstanden uns gut, auch politisch, und traten im Seminar wie mit einer Stimme auf.» Thomas Held verortet die Studie im Kontext der Geschichte der schweizerischen Frauenemanzipation, aber auch der Frauenbefreiungsbewegung von 1968. Als Held und Levy die Studie ab 1972 erarbeiteten, hatten sie beide noch keinen Abschluss. Auch in andere Auftragsstudien waren die Studierenden als Forschungsassistenten einbezogen. «Heute wäre ein solcher Auftrag an Studierende kaum mehr denkbar», hält Held fest, «ganz abgesehen davon, dass es genderpolitisch völlig ausgeschlossen wäre, dass eine Untersuchung zur ‹Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft› [so der Titel des Buchs, das 1974 zum ersten Mal und 1983 in zweiter Auflage erschien] von zwei Männern betreut würde. Die Untersuchung führte wegen der einfachen Feststellung, dass die Frauen in der Schweiz in verschiedener Hinsicht ‹diskriminiert› seien, zu einer großen öffentlichen Diskussion, ja zu Anfragen im Parlament. Schließlich

schickte der Bundesrat die wissenschaftliche Erhebung gar in eine Vernehmlassung.» Viele Frauenorganisationen, aber auch Helmut Hubacher, ermunterten die beiden Autoren, politischen Attacken mutig zu entgegnen. Eine der Folgen der Studie war die Schaffung einer Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen, die von der damaligen Zürcher Stadträtin Emilie Lieberherr (1924–2011) präsiert wurde. Die in Solothurn geborene FDP-Politikerin Lili Nabholz gehörte ebenfalls der Kommission an. Schon vorher hatte Thomas Held quasi als «Angehöriger der jungen Generation» in anderen Gremien (wie zum Beispiel in den Jahren 1973–1975 in der Beratenden Kommission für die Beziehungen der Schweiz zur UNO) Erfahrungen mit der politischen Mechanik der Schweiz machen können.

Mit solchen Engagements stellte sich in den 1970er-Jahren auch die Frage nach einer Mitgliedschaft in einer politischen Organisation. Mit den «orthodoxen Grüppchen und Sekten», die nach 1968 entstanden waren, hatte Thomas Held «nie etwas am Hut». Aber die SP klopfte verschiedentlich an. Held wollte sich aber nicht parteipolitisch engagieren, sondern sich der Wissenschaft verpflichten. Dank eines Stipendiums des Schweizerischen Nationalfonds konnte er zweieinhalb Jahre in den USA forschen und auch dozieren. Hier begeisterten Thomas Held eine wohlwollende Zuversicht und die Selbstorganisation der Uni, aber auch im privaten Bereich. Abgesehen von der Steuerbehörde schien der Staat im Alltag keine Rolle zu spielen. Diese Relativierung führte zu einer liberalen Position, die auf Selbstverantwortung, Privatinitiative und den Wettbewerb setzt.

Die Distanz zur Jugendbewegung ergab sich für Thomas Held aber auch kulturell. Eine Anekdote vom Anfang der 1980er-Jahre macht dies deutlich. Bei einer 1.-Mai-Kundgebung sah er ein Spruchband mit der Aufschrift «Freiheit für Zootiere» und fragte jemanden, wer denn dieser oder diese Zootiere sei – bis er realisierte, was wirklich gemeint war: Zoo-Tiere.

1985 wechselte Thomas Held in einem auch für ihn überraschenden Schritt von der Wissenschaft ins Management bei Ringier, wo er früher schon im Archiv, in der Entwicklungsgruppe und als Marktforscher für den *Blick für die Frau* gearbeitet hatte. Erst nach seinem Ausscheiden von Ringier – damals dachte er: zu spät, heute findet er: zum Glück noch rechtzeitig – absolvierte er Ende 1986 das Advanced Management Program an der Harvard Business School. Von 1987 bis 1989 arbeitete Held

bei der Hayek Engineering AG – die «richtige Business-Ausbildung» – und gründete dann sein eigenes Büro als selbständiger Unternehmensberater. Die Mandate konzentrierten sich anfänglich auf Medienunternehmen in Deutschland und in der Schweiz. 1994/95 sprang er als Geschäftsführer der Badischen Verlags GmbH für die *Badische Zeitung* ein. Nebenher verfasste er während vieler Jahre Kolumnen für das Wirtschaftsmagazin *Bilanz* und später für das Magazin des *Tages-Anzeigers*. Von 1992 bis 2000 entwickelte und realisierte er als Geschäftsführer der Trägerstiftung das KKL in Luzern.

2001 kehrte Thomas Held als Direktor der liberalen Denkfabrik Avenir Suisse «gewissermaßen» in die Sozialwissenschaften zurück, und insbesondere in Bezug auf demografische Fragen konnte er dabei an sein früheres Soziologenleben anknüpfen. Rund fünfzig Bücher und Schriften über eine breite Palette schweizerischer Herausforderungen sind in dieser Zeit entstanden, darunter auch Studien zur Raumplanung und zur Europapolitik, zwei Themen, die Thomas Held auch heute noch umtreiben. Nach dem Abschied von Avenir Suisse leitete er von 2010 bis 2014 das Umbauprojekt der Stiftung Schweizer Musikinsel Rheinau. Alt-Bundesrat Christoph Blocher hatte diese Stiftung mit 20 Millionen Franken ausgestattet und es damit dem Kanton Zürich ermöglicht, das zwischenzeitlich als psychiatrische Klinik genutzte Kloster zu sanieren und es in ein Probezentrum für Laien zu verwandeln. Nach der guten Zusammenarbeit in diesem Projekt erzählte Christoph Blocher im Zürcher Neumarkttheater, wie ihm Thomas Held einst im Großen Zürcher Studentenrat zugerufen habe, in zehn Jahren gebe es keine freie Marktwirtschaft mehr. Und heute sei er «mehr Marktwirtschaftler als ich». (Schweizer Monat 2/2015: 21)

Heute ist Thomas Held immer noch berufstätig. Die Zahl der Mandate hat sich aber reduziert, dafür entfällt mehr Zeit auf Non-Profit-Organisationen wie etwa den Verein Zivilgesellschaft oder die Europagruppe am Europainstitut der Universität Zürich. Während er früher keine Angaben zu «Hobbys» machte, muss er heute korrekterweise wohl Ausflüge ins Bau- und Reparaturhandwerk nennen. Allerdings nach verschiedenen kleineren Unfällen nur noch in SUVA-konformer Ausrüstung. Obwohl er das Rentenalter radikal auf 68 Jahre anheben möchte, stimmte er in der Volksabstimmung vom 24. September 2017 der reformerischen Altersvorsorge 2020 zu. Der Bundesbeschluss

über die Zusatzfinanzierung der AHV scheiterte mit einer knappen Nein-Mehrheit. Und «böse Zungen» unterstellten Thomas Held bereits eine «Affinität zur CVP», weil er kürzlich in einem Interview in der *Zeit* die Schwächung der Mitte und ganz besonders die Erosion der CVP als Gefahr für die Schweiz bezeichnete. «Ein ehemaliger Avenir-Suisse-Direktor fordert mehr ordnungspolitischen Schlendrian?», fragte *Zeit Online* (29.2.2017), nachdem Thomas Held klar deklarierte: «Die CVP war stark, weil sie ordnungspolitisch schwach war.» Im Herzen ist Thomas Held aber «klar ein angelsächsisch Liberaler», der ein demokratisches Korrektiv für nötig hält. Von CVP-Präsident Gerhard Pfister liege ihm kein Beitrittsangebot vor.

Auf seine beruflichen Erfolge angesprochen, erklärt Thomas Held, er habe im Leben einfach ungeheures Glück gehabt. Das gilt übrigens auch für sein privates Leben beziehungsweise seine Lebenspartnerin von fast vierzig Jahren. Er verlor 1968 zwar seine Stelle als Hilfslehrer am Realgymnasium, aber er sieht sein früheres politisches Engagement für den Lebensweg neutral, an manchen Orten wurde es negativ gesehen, an anderen anerkennend. Nach seiner Teilnahme an der Berner Griechenland-Demo 1969 wurde er zwar wegen Landfriedensbruchs angeklagt und zu einer Buße verurteilt. Wie ihn die Bundesanwaltschaft bespitzelt hatte, wollte er nie einsehen. «Diese Denunziationen interessierten mich nicht. Sie hätten mich nur enttäuscht.» Was er Jugendlichen von seinen Erfahrungen gerne weitergibt? «Ein langer Atem lohnt sich. Ausdauer ist wichtig, um hinter die Dinge zu kommen. Es gilt, immer wieder die schönen und kreativen Seiten im Leben zu entdecken und die musische Seite zu pflegen. Das Programmieren können auch Maschinen erledigen. Wir dürften aber von ihnen das mechanische Input-Output-Denken nicht übernehmen. Zentral bleibt eine philosophisch-literarische Haltung.»

**Vom Hauptmann
zum Dienst-
verweigerer**

Aus einem progressiven Elternhaus stammt Martin Vosseler. Er studierte 1968 im zweiten Jahr Medizin in Basel. Im Militär verdiente er den Sanitätskorporal in Lausanne ab und leistete dann den ersten Wiederholungskurs mit den Gebirgssanitätstruppen der zwölften Division in Mollis GL. Er erlebte die Studentenuhren «als belebend und hoffnungsvoll», obwohl er damals «ein noch sehr angepasster junger Mann» war. An der Uni unter-

stützte er die Forderung nach Mitsprache in den Gremien. Er präsierte den eher unpolitischen Vorklinikerverband und bewunderte die rhetorischen Fähigkeiten aufmüpfiger Studierender. «Ich selbst fühlte mich damals noch sehr gehemmt, bekam Atemschwierigkeiten, wenn ich vor mehreren Leuten etwas sagen wollte.» Ein Vortrag von Horst-Eberhard Richter über den Gotteskomplex beeindruckte ihn. «Er kam in einen großen Hörsaal, lud uns ein, um ihn herum am Boden zu sitzen. Das Auflockern von Formen gefiel mir. Später wurden wir Freunde.»

Der eskalierende Vietnamkrieg beschäftigte Martin Vosseler wie viele andere sehr und verstärkte seine Ambivalenz gegenüber dem Militärdienst. «Einerseits war ich so angepasst, dass ich mittat bis zum Hauptmann, andererseits hatte ich tiefe Zweifel, die dann erst 1990 zu meiner Dienstverweigerung führten.» Die mit ihm verwandte Frauenrechtlerin Rut Keiser trug dazu bei. Sie war während des Zweiten Weltkriegs interimistisch Rektorin des Basler Mädchengymnasiums und initiierte 1959 einen erfolgreichen Lehrerinnenstreik, nachdem die Einführung des Frauenstimmrechts erneut abgelehnt worden war. Die *New York Times* berichtete ausführlich und anerkennend über den Streik. Rut Keiser starb 1968, die Einführung des Frauenstimmrechts erlebte sie nicht mehr. Ein weiterer Verwandter, der Erwachsenenbildner Fritz Wartenweiler, inspirierte Martin Vosseler «als idealistischer Realist oder realistischer Idealist» als Vorbild und mit anregenden Schriften. Erste Leserbriefe verfasste Martin Vosseler 1973 gegen das geplante Atomkraftwerk Kaiseraugst, gegen das er sich auch an Kundgebungen beteiligte. Die Begegnung und Freundschaft mit dem Kardiologen Bernard Lown in Boston, Gründer der IPPNW (International Physicians for the Prevention of Nuclear War), brachten Vosseler dazu, 1981 eine Schweizer Gruppe zu initiieren. In den 1990er-Jahren unterstützte er Bruno Manser im Engagement gegen den Import von Tropenholz, gründete später die Umweltorganisation sun21 mit und demonstrierte mit weiten Wanderungen für den Klimaschutz. Auch heute noch engagiert er sich, so zum Beispiel im Mai 2017 bei einer Demonstration «gegen unmenschliche Produktionsbedingungen von Monsanto und Syngenta in Übersee». «Wenn es manchmal den Anschein macht, die 68er-Bewegung sei eingeschlafen», meint er, «so wacht sie doch immer wieder einmal auf. Zum Glück. Denn die gewaltigen politischen Irrwege erfordern eine planetare Ethik und alternative Durchbrüche.»

Bei ihm reiften sie sukzessive heran. Das stabilisiert sie offenbar. Vosseler glaubt daran: Die Menschheit wird es schaffen, erdverträglich zu werden, auch wenn vieles noch dagegenspricht.

Vom braven Streber zum linken Kabarettisten und Aktivisten

Hans Fässler kam 1954 in St. Gallen zur Welt. Er wuchs in einer ziemlich angepassten und eher unpolitischen Arbeiterfamilie auf, wie er im Gespräch erzählt. Seine Mutter war gelernte Köchin, später Hausfrau. Sein Vater kam aus bäuerlichen Verhältnissen und war ursprünglich ungelerner Arbeiter in einer Schokoladenfabrik. 1968 war Hans Fässler vierzehn Jahre alt. Er besuchte die Sekundarschule und trat ein Jahr später ins Gymnasium über. «Vom 68er-Aufbruch wusste und merkte ich nichts. Ich war ein guter und strebsamer Schüler, und meine Freizeit verbrachte ich vor allem als Kletterer und Tourenskifahrer im Alpstein und anderen Bergregionen.»

Der 68er-Aufbruch erreichte St. Gallen etwas verzögert. Hans Fässler fand als braver und eher schüchterer Schüler die Aktion Rotes Herz ungehörig, die sich 1970 gegen den Ausschluss eines Kantonsschülers richtete. Sein Vater, der damals für den Zivilschutz arbeitete, beeinflusste ihn «gerade in der Rüstungsfrage ziemlich antikommunistisch und pro-amerikanisch». Ein entsprechender Vietnam-Artikel, den Hans Fässler für die Wandzeitung der Schule schrieb, brachte ihn dann in Kontakt mit einer rechtsbürgerlichen Schülergruppe um den späteren Privatbankier Konrad Hummler, Valentin Landmann und Adrian Rüesch. Hier machte er ein Jahr mit, bis er merkte, was sein Vater, der Buezer, instinktiv spürte: «Dass das nicht der richtige Umgang für mich war».

Gegen Ende der Gymnasialzeit begann sich Hans Fässler immer mehr für philosophische Fragen zu interessieren. Zu Camus' Existenzialismus und Heisenbergs Quantenphysik kam die irische Volksmusik mit ihren politischen Inhalten. Bei den Studienrichtungen schwankte Hans Fässler zwischen Englisch, Physik und Theologie. Freundschaften mit Leuten der 68-Bewegung, Beziehungen zu Feministinnen und das Leben in Wohngemeinschaften verschoben sein weltanschauliches Koordinatennetz nach links. Bei einem einjährigen Sprachaufenthalt in Wales begegnete er einem interessanten Aktivisten der Labour Party. Zurück in der Schweiz, trat Hans Fässler der SP und dem VPOD bei, was sein Elternhaus wenig erfreute. Aber er blieb da-

bei und freut sich heute darüber, wie kritisch sich sein Nachwuchs engagiert. Er selbst regt als Englischlehrer, Kabarettist und Publizist zum Nachdenken an, so zum Beispiel mit mehreren historischen Studien, die er zur Sklaverei, zum Kolonialismus und zum Rassismus veröffentlicht hat.

«Einmal an einer Demo teilnehmen»

Max Glättli-Stäuble kam 1942 zur Welt, wuchs in Küsnacht ZH auf, schloss 1967 das Abendtechnikum als Maschineningenieur HTL ab, heiratete 1968 in Winterthur, wurde 1969 erstmals Vater, arbeitete bei verschiedenen Unternehmen, präsidierte lange den 1968 gegründeten Handballclub Arbon und engagiert sich heute für die Senioren-Universität Winterthur. 1968 war er «alles andere als ein 68er». Er litt zwar als Kind, aus einfachen Verhältnissen kommend, unter sozialen Gegensätzen. Umso mehr setzte er seine Zeit ein, um beruflich und im Militär vorwärtszukommen und mit seinem Schatz ausgehen zu können. Zu denken gab ihm dann schon, dass er beim WK 1967 an einem Samstag nicht rechtzeitig abtreten durfte, um an der Feier im Technikum sein Diplom entgegennehmen zu dürfen. Das stachelte etwas Rebellisches in ihm an, dem er im Alter immer näherkommt. «Aber damals hätte ich die 68er-Bewegung nie unterstützt.» Mit dem Alter stolpere er aber immer mehr über wirtschaftliche Kartelle, die Atomkraft, den Klimawandel. In letzter Zeit habe es ihn schon einige Male «gejuckt», an einer Demo gegen Atomkraftwerke teilzunehmen. Aber irgendwie habe er einen «Bammel» davor. «Würden die jungen Leute so einen alten Knacker wie mich überhaupt teilnehmen lassen?» Um sein Gewissen zu beruhigen, unterstütze er jetzt halt ein paar Organisationen, die sich für Umweltaktionen einsetzen.

Kontinuität und Wandel

Brüche sind viel untersucht. An Brüchen manifestieren sich Veränderungen. Brüche erwecken den Anschein, jetzt geschehe etwas ganz Neues. Aber sind Kontinuitäten nicht ebenso wichtig und erklärungsbedürftig? Vielleicht ermöglichen sie manchmal in vielen kleinen Schritten mehr Wandel. Wobei kleine Brüche eigentlich zum Wandel gehören. Und manchmal konstituiert ein größerer Bruch wieder eine neue Kontinuität. Im Schweizer Fernsehen erklärte in der «Club»-Sendung

(27.2.2018) der Schaffhauser Historiker Hans-Jürg Fehr, der von 2004 bis 2008 die SPS präsidierte, wie 68 dazu führte, dass die Partei radikal umgestaltet wurde. Das erwähnt auch sein Vorgänger, der die Kontinuität repräsentiert, aber den Bruch für nötig befand, um die Kontinuität zu sichern. Helmut Hubacher präsidierte die SPS von 1975 bis 1990.

«Was der SP guttat»

Als Helmut Hubacher im Frühjahr 1975 das Parteipräsidium der SP übernahm, zählte die Geschäftsleitung fünfzehn Mitglieder – vierzehn Männer und eine Alibifrau, die Präsidentin der Frauengruppe. «Ich habe noch Parteitage in Erinnerung», so Helmut Hubacher, «da war eine Frau am Mikrofon eine kleine Sensation». Unter den Präsidenten Walther Bringolf und Fritz Grütter herrschte «präsidiale Zensur». Wer nicht genehm war, kam nicht zu Wort. Das änderte sich mit dem 68er-Aufbruch. Er brachte laut Hubacher radikale Veränderungen und half vor allem Frauen, sich mehr durchzusetzen. «Frauen strömten geradezu in die Partei, begleitet von Männern aus neuen Berufsgruppen. Die SP mutierte von der Arbeiterpartei zur linken Volkspartei. Die «alte Tante», wie die SP verspottet wurde, erhielt frisches Blut und revitalisierte sich.»

Helmut Hubacher macht die politische Dimension der 68er-Bewegung am Beispiel der SP fest. Die POCH und die Grünen bezeichnet er als «Kinder der 68er»: «Ideologisch basierte die POCH auf der leninistisch-marxistischen Theorie. Damit war sie die direkte Konkurrentin der SP. Was der SP gut tat. Die POCH war als Kaderpartei mit kurzen Entscheidungswegen der SP stets einen Schritt voraus. Und die PdA vermochte sich als Partei des Moskauer Stalinismus gegen die POCH kaum zu behaupten.» Die «alte SP-Tante» sei mit ihrem schwerfälligen Apparat links überholt worden, habe sich aber erneuert, anstatt sich als Arbeiterpartei zu konservieren. Die jetzigen SP-Mitglieder seien für die fremdenfeindliche SVP-Politik weniger anfällig. So habe er in den ersten Jahren als Präsident den Umbau der Partei moderiert. «Hätte ich mich nicht selber verändert, wäre das Experiment kaum gelungen. Der 68er-Aufstand hat mich erst richtig politisiert. Die Zeit der von oben autoritär geführten SP war endgültig vorbei. Die 68er haben nicht allein in den Universitäten Reformen durchgesetzt.» Die SP sei offener gegenüber anderen Meinungen geworden. Gegensätze würden seither zwar härter,

aber demokratischer ausgetragen. Das Mitgliederspektrum unterstreiche die Vielfalt. Helmut Hubacher ist der Ansicht, es wäre mühsam, nur auf dem linken oder auf dem rechten Bein laufen zu wollen. Die SP brauche, wie jeder Mensch, beide. Er wisse nicht, wie sich die Partei ohne den innovativen Druck der 68er-Bewegung hätte verändern und dabei gleichzeitig treu bleiben können. Er selbst verkörpert die Kontinuität, die aus seiner Sicht aber nur bestehen kann, wenn sie sich wandelt.

Helmut Hubacher war 1963 mit 37 Jahren der jüngste Nationalrat. Zur SP-Fraktion gehörten vier Parlamentarier unter 40 Jahren. Altersmässig lag das Gros nahe am oder über dem AHV-Alter. Der Ältteste war 84-jährig. Er blieb bis 85. Helmut Hubacher verkörpert die Kontinuität, die auch Dorothee Widmer und Hansruedi Hecht für sich beanspruchen, die, seit 1968 engagiert, zunächst jahrelang für die POCH politisierten und dann zu den Grün-Liberalen wechselten.

Rot-grünliberale Kontinuität?

Dorothee Widmer, 1947 geboren, begann 1968 an der Universität Basel Deutsch, Englisch und Geschichte zu studieren. Ihre akademischen Eltern hätten sich wohl eher Medizin gewünscht. Und dann engagierte sie sich schon bald bei den Roten, Progressiven, für die sie später im Einwohnerrat Birsfelden acht Jahre und im kantonalen Parlament zwei Jahre (und anschließend noch sechs Jahre für die Grünen) politisierte. Im Baselbieter Landrat präsidierte sie sogar die Justiz- und Polizeikommission. Beruflich arbeitete sie als Lehrerin (1973–1993) und Rektorin einer Sekundarschule, als Schulinspektorin (bis 2003) sowie als Leiterin der Abteilung Evaluation des Amts für Volksschulen. Seit ihrer Pensionierung ist sie noch teilzeit mit Texten und Werben in der Immobilienberatung ihres Lebenspartners Hansruedi Hecht tätig, mit dem sie seit 35 Jahren zusammenlebt.

Hansruedi Hecht, ebenfalls 1947 geboren, arbeitete nach seiner kaufmännischen Lehre (1963–1966) als Spediteur und Tarifeur, holte das deutsche Begabtenabitur nach, studierte an der Universität München, der Hochschule für Politik München und der FU Berlin und schloss 1978 als Volkswirt ab. Nun folgte eine fast zehnjährige berufliche Tätigkeit bei der Panalpina, mit der er vereinbarte, dass er persönlich nicht in Umgehungsgeschäfte mit Südafrika involviert sein würde. Dann folgte sein Schritt in die Selbständigkeit.

Als Student reiste Hansruedi ab und zu von Berlin zum nationalen Vorstand der POCH nach Olten. Nach München kam er zuvor durch eine sonderbare Begegnung. Einst lieh er seinen Döschwo dem später polizeilich gesuchten RAF-Mitglied Oliver Wackernagel, der das Auto über die Grenze verschob und einer Frau verkaufte, die sich beim Eigentümer meldete. Zurück in Basel, gründete Hansruedi Hecht 1978 die Wohngenossenschaft Gnischter, die als Selbsthilfefprojekt auf die 68er-Bewegung zurückgeht und heute achtzehn Liegenschaften mit einem Verkehrswert von über 13 Mio. Franken verwaltet. 1988 war er einer der Gründer des «Hausvereins Schweiz», der zwischenzeitlich zu einem ernsthaften Verband mit mehr als 13 000 Mitgliedern angewachsen ist. Von 1991 bis 2012 wirkte Hansruedi auch im Immobilien-Anlageausschuss der Stiftung Abendrot mit, einer ethisch orientierten Pensionskasse. Jugendlichen, die eine seiner Liegenschaften besetzten, gewährte er eine zweijährige Zwischennutzung und stellte ihnen Wasser und Elektrizität zur Verfügung. Als die Polizei vor ihrer Haustüre stand, vermittelte er. Später räumten die Jugendlichen, wie mündlich vereinbart, fristgerecht das Haus. Vorher baten sie ihn noch um einen Tipp, welches Haus er ihnen als ehemaliger Besetzer jetzt für ihre weiteren Aktivitäten empfehle. Und auf dem Transparent, das sie übers Dach hissten, stand: «Hier baut der Hecht seinen Teich.»

Hansruedi und Dorothee engagierten sich jahrelang für die POCH, und Dorothee anschließend bis zu ihrer Wahl als Schulinspektorin 1993 für die Grünen im Kanton Baselland. Ihr Rücktritt aus dem Landrat erfolgte aus der Überzeugung, dass ab einer bestimmten Hierarchiestufe Funktionen in der Staatsverwaltung unvereinbar sind mit einem Parlamentsmandat. Im Jahr 2008 traten sie der Grünliberalen Partei (GLP) bei. Der «sich verstärkende Rechtspopulismus nach Blochers Wahl in den Bundesrat» bewog sie, sich wieder politisch stärker zu betätigen. Sie sondierten die Landschaft der Parteien und entschieden sich für die GLP Basel-Stadt, da hier viele jüngere und scheinbar politisch unvoreingenommene Personen tragend waren. Dass diese sich dann im baselstädtischen Parlament bei den Kommissionsbesetzungen mit der SVP verbündete, kreideten sie mehr der Linken an, die Mühe bekundet, mit der GLP zu kooperieren. Von der GLP erwarteten sie keine antikapitalistische, aber eine soziale, ökologische und bildungsfreundliche Ausrichtung, was sich «als Illusion erwies». Deshalb traten sie vor fünf Jahren wie-

der aus. Und zwar auch deshalb, weil ihnen Mechanismen begegneten, die sie schon früher störten. «Wenn die Partei etwas von dir will, dann «küderlet» sie dir,» sagt Dorothee Widmer, die zweimal für die Grünen BL bei den Regierungswahlen kandidierte. «Aber sonst hapert es mit der Wertschätzung und das Verhalten ist manchmal recht eng.» Als Dorothee Widmer, bereits Mitglied der GLP und Spitzenkandidatin auf deren Nationalratsliste, die sozialdemokratische Ständerätin Anita Fetz öffentlich unterstützte, hätte ihr das die GLP gerne verboten. Und als sie, noch in der POCH, sich von ihrem ersten Mann trennte, den sie finanziell unterstützte, weil er für wenig Entgelt viel für «den revolutionären Umschwung» tat, fragte ein Parteicrack gleich nach, wer denn künftig für ihn Sorge, wenn nicht sie. So sei sie politisch ein wenig vom Regen in die Traufe gekommen. Die Art, wie zum Beispiel frauenpolitische Anliegen in der GLP behandelt wurden, erinnerte zuweilen ungut an alte POCH-Zeiten, und es entstand der Eindruck, Frauen seien vor allem als Sponsorinnen wirklich gefragt. Heute unterstützen Dorothee Widmer und Hansruedi Hecht lieber kulturelle Einrichtungen und zivilgesellschaftliche Aktivitäten. Und beruflich konzentrieren sie sich auf Immobilien. Aber beide fühlen sich noch als 68er. Hansruedi bezeichnet sich als Wanderer zwischen zwei Seiten, den Genossenschaften und dem Gewerbeverband, bei dem er auch schon allein auf weiter Flur stand. Zum Beispiel, als er das Kulturzentrum Kaserne verteidigte. Sein Herz schlage eben immer noch libertär-anarchistisch. «Wie früher, das ideologisch Institutionelle behagte mir nie.» Da sieht er «eine gewisse Kontinuität» in seiner Biografie, trotz dem Wechsel von Rot zu Grünliberal. Zur Kontinuität gehöre auch seine Vorliebe für wirtschaftliche Effizienz, die er «links wie rechts» oft vermisse. Erfreulich seien neuere Genossenschaften, die wieder bauen, verdichten und nicht bloß «sich selbst verwalten wollten». Das sei eigentlich auch im Sinne von 68. Dorothee freut sich ebenfalls über 68er-Erregenschaften. Erfolgreich sei zum Beispiel die Initiative für kleinere Schulklassen gewesen, bei der auch einzelne Freisinnige mitmachten. Sie habe viel ausgelöst. «Dabei ging es darum, etwas für die Kinder zu tun. Deshalb gründeten wir auch die Gewerkschaft Erziehung. Der VPOD kümmerte sich damals mehr um den Status der Mitglieder.» Allerdings habe sich die GE zuweilen auch konservativ verschlossen; etwa bei den teilautonomen Schulen. Die GE befürchtete, die Autono-

mie unterlaufe die Demokratie, die laut Dorothee Widmer durch kürzere Entscheidungswege eher gewonnen hätte. So sei es manchmal schwierig, linke und rechte Politik voneinander zu trennen. Umso mehr wolle sie sich auf soziokulturelle Werte konzentrieren, die ihr stets wichtig waren.

«Ich hoffe, dass wieder so etwas wie ein Mai 68 entstehen kann»

Peter Sigerist, seit den RML-Zeiten Pierre genannt, kam 1949 als jüngster Spross von dreien in einer verarmten Kleinbürgerfamilie zur Welt. Sein Vater stammte aus gutbürgerlichem Milieu. Er war zunächst im Weinhandel tätig, militaristisch, religiös und patriarchalisch gesinnt. Politisch orientierte er sich an der FDP und dem fremdenfeindlichen Schwarzenbach. Die Mutter litt protestlos. Sie ordnete sich ein und unter, so Pierre Sigerist. «Die Verarmung verdrängte uns aus der Vorstadt Wabern bei Bern ins günstigere Bauerndorf Richigen bei Worb.» Von 1965 bis 1968 machte Pierre Sigerist eine kaufmännische Lehre in Bern. Dann folgte mit der ökonomischen Unabhängigkeit der Bruch mit der Familie und dem Establishment. Pierre Sigerist las Schriften über Reformpädagogik (Summerhill), Anarchismus und den Widerstand gegen Faschismus und Stalinismus (Peter Weiss). Von Erich Fromm imponierte ihm *Der moderne Mensch und seine Zukunft*. Hinzu kam die nonkonforme Presse wie *Neutralität*, *Zürcher Woche* und alte *Weltwoche*. Siebzehnjährig, hielt er in der Jungen Kirche von Worb einen Vortrag gegen den Vietnamkrieg, mit zwanzig trat er aus der Kirche aus. Er rief, anders als sein älterer Bruder, zum Konsumverzicht auf und bezeichnet sich in unserem Gespräch im Berner Haus der Generationen als «Grüner avant la lettre».

Pierre Sigerist arbeitete nach Abschluss seiner kaufmännischen Lehre 1968 unter anderem als Taxichauffeur und Journalist, zudem als politischer SAP-Sekretär und später gewerkschaftlicher Zentralsekretär beim Schweizerischen Gewerkschaftsbund. Von Anfang an war Pierre Sigerist in der Berner Sektionsleitung der RML, ab 1975 Mitglied des Zentralkomitees, ab 1983 *Bresche*-Redaktor, 1985 Mitglied des Politbüros und bezahlter nationaler Sekretär bis zur Auflösung der Organisation 1988. Er engagierte sich im Migrations- und Bildungsbereich. Er beschreibt seine Politik als «sehr aktivistisch, radikal links und reformorientiert»: für eine 40-Stunden-Woche ohne Lohngebühr, öffentliche Lehrwerkstätten und Mutterschaftsschutz. «Wir

gossen diese rot-grüne Reformorientierung in die theoretische Logik der 4. Internationalen und argumentierten mit untauglichen historischen Bezügen. Aus der Analyse des *Spätkapitalismus* von Ernest Mandel leiteten wir unmittelbare politische Handlungsstrategien ab und polemisierten damit wortreich gegen jene, die Ähnliches ohne Systembruch forderten. Dabei unterschätzten wir die Bedeutung der verfassten institutionellen Demokratie. Die repräsentative Demokratie charakterisierten wir zunächst als rein bürgerliches Herrschaftsinstrument und stellten diesem die Arbeiter- beziehungsweise Rätedemokratie entgegen. Wir lehnten zunächst die Wahlbeteiligungen ab und gaben sowohl bei der Mitenand-Initiative, die das Saisonier-Statut abschaffen wollte, und bei der Mitbestimmungs-Initiative der Gewerkschaften die Parole *«leer einlegen»* aus.»

Als größten Fehler erwähnt Pierre Sigerist die gläubige Haltung, die revolutionär-marxistische Ideologie sei quasi objektiv richtig und bisher nur am subjektiven Fehlverhalten der Avantgarde gescheitert. Die intensiven Debatten blieben in einem geschlossenen Kreislauf gefangen. Zwar kam es zu Kooperationen, etwa mit der POCH, aber die Systembefangenheit behinderte weiterführende Schritte. Auch im Jahr 1983, als in Bern 50 000 Menschen für den Frieden demonstrierten.

Trotz selbstkritischer Bilanz bereut Pierre Sigerist seine bewegte RML/SAP-Vergangenheit nicht. Die organisatorischen Brüche führten wohl *«zu schmerzlichsten Enttäuschungen, die tief in die menschlichen Abgründe blicken ließen»*. Aber *«das war auch eine lebendige Zeit. Und ich hoffe, dass wieder so etwas wie ein Mai 68 entstehen kann, ohne dass die heutige Generation unsere Fehler wiederholt: Möge sie weniger das Reich der Utopie und dafür umso mehr das Reich des Möglichen ausloten. Möge sie immer bedenken, dass nur der gegenseitige Respekt eine glaubwürdige Grundlage sein kann für das Erreichen von Zielen, die allen eine bessere Zukunft versprechen.»*

Die vielen Aktionen und Demonstrationen, die Pierre Sigerist organisierte, brachten ihm den Übernamen *«Pierrot le mégaphone»* ein. Die Bundespolizei taxierte ihn als *«taktischen Anheizer»*. Er lebte in verschiedenen Wohngemeinschaften. Für ihn stand aber *«immer das politische Engagement und nicht die Wohnform im Zentrum»*. In WGs lebte er auch wegen seines kleinen Einkommens. Nach dem Mai 1968 bis Mitte der 1970er-Jahre waren die Militärdiktaturen in Europa weg, und am 1. Mai

1975 mussten die USA gemeinsam mit der südvietnamesischen Elite Saigon fluchtartig verlassen. Es gab 1974/75 – zumindest während kurzer Wochen, allenfalls Monaten in Portugal mit der Nelkenrevolution und in Spanien nach dem Tod von Franco – eine gesellschaftliche Entwicklung, die Pierre Sigerist als «Doppelherrschaft der sozialen Klassen» beschrieb. «Jedenfalls hatten wir nicht unbegründet an radikale gesellschaftliche Umwälzungen, wenn nicht in der Schweiz, so doch in Süd- und Osteuropa mit Solidarność in Polen in den 1980er-Jahren, in Lateinamerika, Asien und Afrika glauben können.» An diesen gesellschaftlichen Prozessen mittels Solidaritätsaktionen teilhaben zu können, inspirierte. Doch herbe Rückschläge gab es zu Beginn der 1970er-Jahre ebenfalls: De Gaulle erstickte 1968 den Versuch eines Generalstreiks in Frankreich und General Pinochet ermordete 1973 in Chile den demokratisch gewählten Präsidenten Allende und viele Mitstreitende.

Die Bilanz aller bewaffneten Befreiungsbewegungen aus jener Zeit ist laut Pierre Sigerist noch zu leisten. «Damals war ich mit dem Befreiungskampf in Vietnam/Indochina und den Befreiungsbewegungen in Latein- und Zentralamerika sehr solidarisch. Die ungeheuren Opfer, die das vietnamesische Volk zunächst unter den Franzosen, danach unter den USA im Befreiungskampf zu erleiden hatte, scheinen sich gelohnt zu haben. Die Berichte, die wir heute über Vietnam lesen können, nähren eher Zuversicht denn Skepsis. Ganz anders in Kambodscha: Die Gründe für die Katastrophe von Pol Pots Roten Khmer haben wir damals Solidarischen zu wenig aufgearbeitet. Und auch in Latein- und Zentralamerika scheinen mir nur die Tupamaros in Uruguay ernsthaft eine kritische Bilanz ihres Guevarismus gezogen zu haben, wodurch sie erst eine relevante gesellschaftliche Rolle spielen konnten. Warum José Mujica und Raul Sendic, der auf Einladung der RML/SAP in Zürich aufgetreten ist, diese positive Rolle spielen können, El Salvador hingegen die weltweit höchste Mordrate und keine Entwicklung kennt und die Gebrüder Ortega in Nicaragua zu einer korrupten Bande verkommen sind, möchte ich in meinem Leben noch einigermaßen verstehen können.» Die meisten marxistisch geprägten Organisationen, die 4. Internationale der RML/SAP eingeschlossen, hätten nur selten den Mut, die Energie und die Fähigkeit aufgebracht, eine ehrliche Kritik gescheiterter Strategien zu diskutieren und sie für eine Weiterentwicklung fruchtbar zu machen.

Die Gewalt der europäischen Nach-68er-Ultralinken wie RAF oder Brigade Rosse lehnte Pierre Sigerist stets ab. Sie wirkte auf ihn «wie jene der UdSSR: kontraproduktiv und als Vorwand für den Staat, den repressiven Apparat aufzurüsten». Fatalerweise hätten die Stasi die RAF und der italienische Staat die Brigade Rosse teilweise manipuliert. Borniert unreflektiert seien heute die Glaubensbekenntnisse des Revolutionären Aufbaus, der mit seinem protzigen Auftreten öfter die politische Wirkung von Demonstrationen und die Anstrengungen des eigenen Ordnungsdienstes unterlaufe. Als Verantwortlicher diverser Aktionen musste Pierre Sigerist deswegen schon mehrmals «den Kopf hinhalten und Verurteilungen wegen Landfriedensbruch hinnehmen», beispielsweise nach dem Berner «Alpha-Krawall» 1973. Exemplarische illegale Aktionen, «nicht gegen Menschen, sondern gegen Symbole der destruktiven Macht», akzeptiere er hingegen in bestimmten Situationen. So etwa das Besetzen von Botschaften, deren Länder «die Menschenrechte mit Füßen treten». An etlichen Demonstrationen erlebte er seinerzeit durchaus «eine unsinnig provozierende Polizei, die die Konfrontation suchte»: am Comptoir Suisse in Lausanne, bei einer Demonstration gegen das AKW-Gösgen, am 1. Mai 1973 in Bern.

1980 transformierte sich die RML zur SAP, zur Sozialistischen Arbeiterpartei. Die erwarteten gesellschaftlichen Umbrüche blieben aus. Trotz revolutionärer Propaganda. «Wir wollten nun selbst direkte Arbeitskollegen werden.» Bei ihrer Gründung grenzte sich die RML ideologisch stark von der PdA ab. Jetzt stand die Organisation der Werktätigen im Zentrum. Pierre Sigerist, seit 1972 bei der Druckergewerkschaft engagiert, stieg bei einer Druckerei als Korrektor ein, organisierte im Betrieb den nationalen Druckerstreik – und fand in diesem Bereich bald keine Stelle mehr. Andere erfuhren Ähnliches – der «Subversivensjäger» Ernst Cincera arbeitete direkt mit dem Schweizerischen Verband grafischer Unternehmen zusammen. Die politische Isolation zeigte sich 1979 und 1983 auch bei den eidgenössischen Wahlen. Die POCH entwickelte sich bereits in Richtung grüne-bunte Listen. Ein Zusammengehen mit der SAP scheiterte, die sich nun mehrheitlich ebenfalls grün-alternativ orientierte, diese Ausrichtung aber sehr kontrovers diskutierte. Während in Luzern bereits 1986 ein Grünes Bündnis entstand, beteiligte sich die SAP Bern 1987 zusammen mit der POCH am Aufbau des Grünen Bündnisses. In Zug wandelte sich die SAP zur Sozia-

listisch Grünen Alternative (SGA). In Lausanne beteiligte sie sich an der Alternative Socialiste Verte (ASV), in Fribourg an der Écologie et Solidarité und in St. Gallen an der Grünen Alternative SG (Gras). Die Leitung der SAP rieb sich auf. Pierre Sigerist litt darunter. Er produzierte aber weiterhin die *Bresche* als linksalternatives Diskussionsorgan, die sich mit der 1987 lancierten Gewerkschaftszeitung *Diskussion* zum neuen Forum *Moma* vernetzte. Er wurde auch GSoA-Aktivist und organisierte 1989 das «Stop the Army»-Festival. Parallel engagierte sich Pierre Sigerist am Aufbau des Grünen Bündnisses (GB) und wurde 1993 GB-Stadtrat in Bern. Er organisierte die wohl größte Demonstration «Schluss mit dem Schnüffelstaat» vom 3. März 1990 mit. Dann folgten die Lancierung des Rot-Grün Mitte-Bündnisses in der Stadt Bern ab 1991 und diverse Erfolge des Grünen Bündnisses. 1995 avancierte Pierre Sigerist zum Zentralsekretär des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds. Als Rentner ist er heute noch ohne Mandate bei den Grünen aktiv.

Beruflich ambitioniert

Viele, die sich 1968 politisierten und engagierten, entschieden sich schon bald für den Gang durch die Institutionen. Der Beruf kam für sie klar vor der Politik. Rudi Dutschke rief sogar dazu auf, die Institutionen von innen her umzugestalten. Oft reformierten dann die Institutionen jene, die sie revolutionieren wollten. Wer draußen blieb, musste weniger Konzessionen machen. So konnten auch außerparlamentarische Oppositionen ihre Forderungen unbefangener stellen. Schwierig abzuschätzen sind die je unterschiedlichen Wirkungen. Die entwicklungspolitische Linke vereinte viele Fachpersonen, die sich zum Beispiel sehr kritisch mit dem Nahrungsmittelkonzern Nestlé auseinandersetzten. Später wechselten etliche Aktive zu den Medien und Hilfswerken. Sie verfügten nun über mehr Mittel und eigene Organe, breitenwirksam zu kommunizieren, mussten aber auch inhaltlich mehr Rücksicht nehmen und sich Kritiken von neuen sozialen Bewegungen gefallen lassen, sie würden sich im Elfenbeinturm bewegen. Umgekehrt werfen beruflich Ambitionierte den revolutionären Profis vor, sich selbst zu isolieren und die Relationen zu verlieren. Wichtig sind wohl gegenseitige Korrektive. Wobei ungleiche finanzielle Verdienste öfter Entfremdungen mit sich bringen. Die ehemalige Luzerner

POCH-Sekretärin Heidi Joos erwähnt im Gespräch: «Wir arbeiteten während zehn Jahren rund um die Uhr für 800 Franken Monatslohn, wobei der größere Teil über unsere eigenen Parlaments Sitzungsgelder finanziert wurde. Wir waren damals stolz auf alle Linken, die in der Gesellschaft Karriere machten, weil wir glaubten, sie würden ihre Funktionen nutzen, um neue Werte umzusetzen. Doch dies zeigte sich als Trugschluss. Irgendwann wurde mir klar, dass sich politische Verantwortung nicht delegieren lässt. Die Veränderung fängt bei jedem selbst an. Dann hängte ich alle Ämter an den Nagel.»

Unscheinbar wirkungsvoll

1968 nahm Walter Stocker nach bestandener Reifeprüfung ein Geologiestudium an der Universität Lausanne auf. Der erste Vorlesungstag war gleich ein Streiktag. Da wurde er neugierig.

Walter Stocker wuchs mit seinen beiden Schwestern «in einer FDP-Familie» auf. Seine Mutter stammte aus einer «gutbürgerlichen KMU-Familie». Sein Vater verlor als elfjähriger Bub seinen Vater, der als Eisenbahner arbeitete. Die ältere Schwester finanzierte ihm dann ein ETH-Studium. «Wenn ich die FDP-Familie erwähne», so Walter Stocker im Gespräch, «muss ich anfügen, dass mein Vater kein «schwammiger Müller-FDPler» war. Er war immer ein «Radical», der resolut für seine Überzeugungen einstand, auch gegen sein eigenes Lager. So setzte er sich etwa für das Frauenstimmrecht oder gegen den Fremdenhass ein. Trotz meiner Sozialisierung in einem eher rechten Umfeld war ich politisch immer links. Mein Vater und ich hatten oft hitzige Diskussionen. Und trotzdem entfremdeten wir uns nie. Es herrschte immer Respekt und Vertrauen zwischen uns.»

Im Sommer 1967 erlebte Walter Stocker bei einem Schüleraustausch die Rassendiskriminierung in den USA. Das motivierte ihn, sich für Gerechtigkeit zu engagieren. Als wichtig erwies sich auch ein «ziemlich unorthodoxer Geschichtslehrer» am Gymnasium Münchenstein. «Er war entscheidend für das «linke» Weltbild, das sich bei mir herauszukristallisieren begann.» Die Tätigkeit als Geologe erfüllte Walter Stocker zunächst mit Stolz. Aber dann merkte er, «wie der Investitionsentscheid meistens schon längst gefällt ist, wenn der Geldgeber sich für die Dienste des beratenden Geologen entschließt, der nur noch das Alibi für den Auftrag darstellt». Das gesuchte Resultat sei oft erkauf, wie etwa beim Furkatunnel.

Das IKRK suchte Delegierte für humanitäre Aktionen in Äthiopien, Mosambik und Angola. Walter Stocker meldete sich «für zwei bis drei Jahre». Es wurden 22 Jahre draus, in denen er sich gegen Apartheid, Diskriminierung, neokoloniale Haltungen und für die Würde der palästinensischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten einsetzte. Dabei dachte er immer wieder an seinen Geschichtslehrer, von dem er vor 1968 zum ersten Mal erfuhr, wie die Schweiz zur Neutralität kam. «Er präsentierte uns eine kritische, nicht abschätzige Auseinandersetzung mit der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Wir hatten auch Debatten zur Zuwanderung. Wir erfuhren, wie der Wandel der Schweiz von einem Agrarstaat zur Industrienation mit Hilfe der italienischen Migranten stattfand.»

Walter Stocker war siebzehn Jahre in Afrika tätig. «Der Kalte Krieg behinderte die Emanzipation dieses faszinierenden Kontinents. Großbritannien und Frankreich betrieben einen paternalistischen Neokolonialismus. Irgendwo dazwischen waren wir Delegierte des IKRK, und wir mussten uns um die Opfer der zahllosen bewaffneten Konflikte kümmern.» Der «68er-Geist» habe ihm sicher geholfen, eine weltoffene, solidarische und respektvolle Haltung zu entwickeln, die es ihm erlaubte, schwierige Situationen zu bewältigen. «Wir hatten es oft mit Regierungsbehörden von der eher unappetitlichen Art zu tun. Und die rassistische Haltung gegenüber Afrikanern war auch innerhalb des IKRK ein Problem.»

Der Kongokonflikt der frühen 1960er-Jahre brachte auch die UNO auf den Plan. Auf dem Höhepunkt umfasste die UNO-Friedensmission vom Juli 1960 bis Juni 1964 über 20 000 zivile und militärische Angehörige. Die UNO-Truppen durften sogar direkt in Kampfhandlungen eingreifen. Die internationale Präsenz und die Aufwertung der UNO waren wichtig für die 68er-Bewegung, «wobei die Erfolge der UNO in Afrika immer dürftiger wurden und von den USA und UdSSR in Stellvertreterkriegen abgedrängt wurden.» Ein pikantes Detail: «Der letzte militärische Kommandant der UNO-Friedensmission war der nigerianische General Ironsi. Eineinhalb Jahre später wurde er von den Putschisten des 15. Januar 1966 als Staatschef nominiert. Dieser Putsch und der Gegenputsch vom Juli 1966 gelten auch als Anfang der Krise in Biafra.» Walter Stocker ist überzeugt: «Die Vorgänge in Afrika hatten eine entscheidende Wirkung auf die 68-Bewegung.»

Eine Gruppe junger, politisierter Ärzte aus Frankreich, darunter Bernard Kouchner, meldete sich über das Französische Rote Kreuz als Freiwillige für die Mission des IKRK in Biafra. Als Mitarbeiter des IKRK mussten sie eine Erklärung betreffend Einhaltung der Neutralität unterzeichnen. Sie wollten jedoch das große, durch die Blockade der Zentralregierung verursachte Leid der Zivilbevölkerung an die Öffentlichkeit bringen und erachteten die Rechte der Opfer als prioritär. Sie übten heftige Kritik an der nigerianischen Regierung und auch an der IKRK-Doktrin. Zudem neigten die meisten Mitarbeiter in Biafra dazu, das Leid auf der anderen Seite der Frontlinie, insbesondere in den befreiten Gebieten, nicht zur Kenntnis zu nehmen. Fast zwei Jahre nach dem Biafrakrieg gründeten dann im Dezember 1971 zwölf Ärztinnen und Journalisten die Médecins Sans Frontières (MSF). Sie wählten das «Recht auf humanitäre Einmischung» zum Leitmotiv. «Zweifelhafte Interventionen unter dem Deckmantel der humanitären Einmischung waren jedoch meistens geostrategisch motiviert und brachten nicht die erwarteten Resultate», fügt Walter Stocker weiter an. Heute sei MSF mehr oder weniger auf der Linie des IKRK und eine äußerst verlässliche Partnerin. Die Nichtparteinahme im Konfliktfall sei essenziell, um die betroffenen Bevölkerungen erreichen zu können. Die Neutralität sei auch entscheidend für die Sicherheit der Rot-Kreuz-Mitarbeitenden. «Ein toter Rot-Kreuz-Mitarbeiter hilft keinem Opfer, auch wenn er politisch recht hatte.»

Wenn Walter Stocker an Veranstaltungen teilnimmt, redet er meistens erst, wenn er gefragt wird. Er mischt sich nur sehr zurückhaltend und besonnen ein. Er agiert nicht als eifriger 68er, hat aber viel zu sagen. Walter Stocker strengte, beruflich ambitioniert, den Gang durch die Institutionen an. Er engagierte sich im Hinterland, kontinuierlich und ohne große Worte – «im «Geiste von 68», wie er sagt, humanitär und demokratisch, kaum bemerkt in vielen kleinen Schritten.

Sozial ungleich

Ein Solothurner Arzt haderte mit einem seiner Söhne, der Krankenkassenbeiträge bezog. Man sei doch selbst für sein Leben verantwortlich, meinte er. Er selbst versicherte sich erst, als das Obligatorium kam. Und jede freie Minute, die er nicht in der Praxis arbeiten musste, malte er schöne Bilder. Seine

Frau besorgte die Buchhaltung, schrieb Rechnungen und bekochte ihn. Zweimal hatte der Arzt Glück. Zwei Tanten, die keine eigene Familie hatten, vererbten ihm je eine Million Franken. Für die eigenen Kinder blieb davon nichts übrig. Die beiden Söhne, die sich in der 68er-Bewegung engagierten, nahmen das gelassen. Sie führen ein zufriedenes Leben. Ein Bier reicht ihnen am Abend. Aber materielle Reserven prägen den Lebensstil mit. Wer über viele Ressourcen verfügt, kann unbekümmerter ein Risiko eingehen.

68er-Bewegte aus begüterten Verhältnissen konnten in der Regel mit einem Erbe rechnen, vielleicht sogar mit Aktien. Andere mussten strenger kalkulieren. Ihr Fleiß half ihnen. Aber es gibt auch tüchtige 68er, die viel arbeiteten und wenig verdienen. Und umgekehrt. Einer, der in der Ostschweiz mit Sicherheitsanlagen zu viel Reichtum kam, wiederholt gerne den bekannten Ausspruch: Wer arbeitet, hat keine Zeit zum Geld Verdienen. Autonomen Jugendlichen stellte er gratis eine Liegenschaft zur Zwischennutzung zur Verfügung. «Hauptsache, sie sind gegen den Staat», sagte er. Selbstverständlich gibt es auch tüchtige Reiche – solche, die schon als 68er viel auf der hohen Kante hatten, und andere, die damals noch mit wenig Geld lebten.

Hardy Hepp zum Beispiel hat in seinem Leben viel und erfolgreich gearbeitet. Auch heute lebt er immer noch mit minimalen finanziellen Mitteln. Andere sind auf Rosen gebettet. Er möchte Einzelne gerne namentlich erwähnen. «X.Y. feuerte anlässlich des Globuskrawalls junge Demonstranten aus der hinteren Reihe dazu an, die Polizei anzugreifen, und machte nachher Karriere.» Und Y.Z., der später Aktien hortete, habe er im «Odeon» noch als Kellner bedient. Und N.N. habe in der mietfreien Villa ihres Vaters eine Vorzeige-WG geführt. Ja, da kommen Widersprüche zum Vorschein, die über die einzelnen Beispiele hinausweisen. Sie drücken soziale Gegensätze aus, die vor der Szene nicht haltmachten. Aber es gab auch WGs mit Gemeinschaftskasse und progressiven Einzahlungen, je nach Verdienst – inmitten einer Gesellschaft, die anders funktionierte. Es gab auch ältere Demonstrierende, die jüngere davor schützten, sich zu verheizen. Und es gab auch solche, die das soziale Engagement einer Karriere vorzogen.

«Ich brauche keine größere Jacht»

Jürg Marquard wusste schon früh, dass er einmal eine Villa für sich haben wollte. Dafür tat er viel. Wobei er anfänglich das *Pop*-Magazin noch ohne kommerzielle Absicht lancierte. «Ich hatte Freude an der Musik und am Leben.» So ergaben sich auch Kontakte. Zum Beispiel zu Samuel Plattner, dem Korrespondenten des *Tages-Anzeigers* in London. «Einmal lud er mich ein, einen Porno anzuschauen. Bei ihm traf ich dort auch erstmals in jungen Jahren Michael Ringier. Wir sahen vor lauter Flimmern fast nichts. Aber das war egal. Wir hatten es sonst gut und diskutierten rege. Wobei mir ein politischer Gestaltungswille fehlt. Ich habe auch keine Vorstellung, wie eine grundlegende soziale Umverteilung vorgenommen werden könnte. Das Leben ist halt nicht immer gerecht.»

Eine frühe Reportage führte Jürg Marquard nach St. Moritz. Er stand vor dem Palace Hotel und dachte, «wow, wie schön wäre es, hier einmal Ferien machen zu können». Doch damals titelte er noch: «Es muss nicht immer St. Moritz sein». Heute bewohnt er seit über 25 Jahren den gesamten Turm des Palace Hotels. Das Wirtschaftsmagazin *Bilanz* schätzte sein Vermögen im Jahr 2017 auf 400–450 Millionen Franken. Damit gehört er zu den 300 Reichsten der Schweiz. Der Sinn des Lebens besteht für Jürg Marquard darin, glücklich zu leben und dankbar zu sein. Denn es gebe ja viel Unglück, Flüchtlingsströme. Aber halb Afrika könne doch nicht nach Europa kommen. Wichtig seien faire Preise. Wobei es immer wieder vereinzelt Auswüchse gebe, wie die Machenschaften von Glencore, die aufgefliegen seien.

Obwohl er eigentlich schon alles habe, so Jürg Marquard, langweilig werde es ihm jedenfalls nicht. «Ich brauche keine größere Jacht, freue mich aber, wenn ich etwas erreiche, für das ich kämpfen muss. Ich konnte ein selbstbestimmtes Leben führen und weiß schon, dass die Talente ungleich verteilt sind.» Er habe sich jedenfalls nie verbiegen müssen, aber auch schon viel Geld durch Gutgläubigkeit verloren. «Man konnte meine Eitelkeit und meine Schwächen ausnutzen.» Und weiter: «Aber jetzt gönne ich mir manchmal kurze Auszeiten. Ich gehe kaum an Meetings und verbringe etwa drei Monate mit Familie, Freunden und Mitarbeitern auf meiner Jacht. Allerdings sind auch da sechs bis zehn Stunden Arbeit pro Tag angesagt.» 68 sei zwar weit weg – und doch irgendwie nah. «Unvergesslich, der Sound, die Popkultur und was daraus alles möglich wurde.»

Florianne Koechlin ist eine weithin anerkannte Biologin und Chemikerin. Sie kam 1948 im kalifornischen Pasadena zur Welt und studierte 1968 in den USA. Der Vietnamkrieg und der kulturelle Aufschwung politisierten sie. Zurück in der Schweiz, gründete sie im Kanton Baselland die POBL mit, die sie von 1979 bis 1984 im Landrat vertrat. Sie wehrte sich in dieser Zeit gegen das geplante Atomkraftwerk Kaiseraugst.

Während der elfwöchigen Besetzung des Baugeländes im Jahr 1975 entstand, so Koechlin, die Ökobewegung: ein breites Bündnis aus Bürgerlichen, die sich für Naturschutz und den Rhein einsetzten, zusammen mit den Linken, für die der politische Kampf gegen die Macht der Elektrokonzerne und deren Manipulation der Region Basel im Zentrum stand. Heftige Diskussionen, zaghafte Annäherungen am Lagerfeuer – der Erfolg blieb nicht aus. Nach jahrelanger weiterer Opposition stand fest: Kaiseraugst wird nicht gebaut.

Dann rückte für Florianne Koechlin die Opposition gegen Agrogentechnik in den Fokus. Bei allen Unterschieden zur Atomenergie gab es Parallelen: ähnliche Heilsversprechungen, ähnliche Machtkonzentrationen, ein ähnlich reduktionistisches Wissenschaftsverständnis. Florianne Koechlin reagierte darauf. Mit den ehemaligen Nationalrätinnen Ruth Mascarin und Anita Fetz verfasste sie das Buch *Gene, Frauen und Millionen: Diskussionsbeitrag zu Gen- und Fortpflanzungstechnologien* (1986) und gründete 1988 den Basler Appell gegen Gentechnologie (heute Biorespekt) mit, ebenso das europäische Koordinationsbündnis GENET, ein Becken gentechnikkritischer NGOs und Wissenschaftler/innen.

Florianne Koechlin verknüpft die Biologie mit der Ökologie und blieb bei ihren kritischen Positionen. Wobei ihr heute schon weniger klar sei, was richtig und falsch ist. «Wir verhielten uns früher manchmal ziemlich stur.» Aber eine gewisse Beharrlichkeit sei wichtig, gerade in Fragen der Agrogentechnik.

Als 1998 in der Schweiz die Genschutz-Initiative an der Urne massiven Schiffbruch erlitt, stellte sich für Florianne Koechlin die Frage: Wo blieben denn unsere Gegenentwürfe, unsere Alternativen? Opposition alleine genügt nicht, so wichtig sie auch ist. Doch wie soll eine Landwirtschaft von morgen aussehen, im Süden und im Norden, was sind nachhaltige Alternativen zur industrialisierten Agrogentechnik mit ihrem hohen Verbrauch an Pestiziden? Sie besuchte Wissenschaftlerinnen und

Forscher, Bauern und Bäuerinnen, Philosophen in der ganzen Welt und publizierte dazu etliche Bücher. Sie engagierte sich auch bei der Moratoriums-Initiative, die für die Dauer von fünf Jahren keine kommerzielle Freisetzung von genveränderten Lebewesen forderte und die von allen Kantonen angenommen wurde (trotz Opposition der Landesregierung, des Parlaments und der bürgerlichen Parteien). In der Schweiz werden heute keine genveränderten Pflanzen kommerziell angebaut und keine genveränderten Lebensmittel verkauft.

Florianne Koechlin stammt aus einer begüterten Basler Familie. Sie schätzt sich glücklich, ihre wissenschaftliche Neugier mit ihrem Engagement für die Umwelt verbinden zu können. Sie hätte als Biologin und Chemikerin auch eine «bürgerliche Karriere» machen können. Aber das reizte sie nicht. Ihre 68er-Erfahrungen und ihre kritische Auseinandersetzung mit ökologischen Fragen prägten sie. Mit dem Auflösen der POCH ging für Florianne Koechlin ein Stück Heimat verloren, aber sie brachte ihre kritische Sicht weiterhin ein, zum Beispiel in der Eidgenössischen Ethikkommission für die Biotechnologie im Außerhumanbereich, im Nachhaltigkeitsbeirat der Pensionskasse Swisscanto oder beim WWF Schweiz.

Gewöhnlich außer- gewöhnlich

Alle Menschen sind gewöhnlich und außergewöhnlich. Wer sich auf eine Biografie einlässt, egal wie bieder, brav und langweilig sie scheinen mag, entdeckt immer Außergewöhnliches. Das kann bei einem korrekten Bundesbeamten eine heimliche Verbundenheit mit einem jurassischen Anarchisten sein. Oder bei einer Industriellen-Erbin dazu führen, dass sie das große Geld nie anrührt, sondern gewöhnlich leben will, als Kauffrau in einer Dreizimmer-Blockwohnung mit Kinobesuchen, die sie mit selbst verdientem Geld bezahlen möchte. Das ist allerdings schon wieder sehr außergewöhnlich. Aber wer eine Person näher kennenlernt, die vermeintlich sehr speziell ist, erfährt bald einmal, wie auch sie nur mit Wasser kocht.

Unkonventionel- le Schwestern

Die Jüngste der drei Schwestern, Doris Zeller, war zunächst eine Spontifrau. Aus einer mittelständischen Familie stammend, lebte sie chaotisch, wild und unkonventionell. Ihr oberländischer

Vater tat seine Begeisterung für das Schweizer Militär immer wieder kund. Die Mutter, Tochter einer italienischen Migrationsfamilie, passte sich an. Sie wollte eine bessere Schweizerin sein als «echte» Schweizerinnen. So entbrannten die Debatten am Familientisch. Aus der Basler Buchhändlerlehre wurde Doris wegen politischer Agitation hinausgeworfen, aus der Schule auch, obwohl im Lehrbetrieb geschätzt. Nach 1968 lebte sie mit dem politisch Aktiven Ruedi Stohler zusammen, der heute habilitierter Chefarzt ist. Ihr späterer Freund Daniel Vischer (1950–2017) politisierte lange im Nationalrat. Mit Drogen suchte Doris Bewusstseinsweiterung. 1969 demonstrierte sie auf dem Basler Barfüsserplatz gegen die Erhöhung der Fahrpreise für die Strassenbahn. Weitere Kundgebungen folgten, die Doris schon bald mitorganisierte. In den 1970er-Jahren leitete sie das Sekretariat der Progressiven Organisationen Basel. Bis sie eines Tages genug hatte und auf Reisen nach Osten ging, in ein buddhistisches Kloster eintrat, zunächst in Sri Lanka, dann in Thailand und Indien. Seit über dreißig Jahren lebt Doris Zeller nun schon, Dharmametta genannt, als engagierte buddhistische Nonne.

Sylvie Zeller, ihre ältere, sensible Schwester, radikalisierte sich politisch auch schon Mitte der 1960er-Jahre im Basler Mädchengymnasium. In ihrer Klasse war sie beliebt und engagiert. Sie verkehrte in der Spontiszene und war mit Dieter Drüssel befreundet, der bei den Progressiven Lehrlingen mitmachte und 1968 wegen politischer Aktivitäten vom Gymnasium suspendiert wurde. Von der Mutter vor die Tür gestellt, zog sie in eine wilde Kommune, verließ die Schule, experimentierte mit allen erhältlichen Drogen und verdiente ihren Lebensunterhalt als Verkäuferin in der EPA. Den ersten Lohn, den sie in die WG brachte, schwenkte sie vor den andern, die schon am Essen waren, hin und her. Es waren ein paar Hundertfranken-Noten. Dann rief sie «Scheißkapitalismus» und zerriss die Scheine. Damit löste sie eine kleine Rangelei aus. Ihr damaliger Freund, der Kleinhändler Ronny Guldenschuh, hatte wenig Verständnis für diese revolutionäre Tat. Sylvie steigerte nun ihren Drogenkonsum, engagierte sich bei den Frauen der Roten Zora, die ihr Einkommen teilweise auf dem Strich anschafften. Sylvie lehnte es ab, Geld von der «Scheißbürokratie» zu erbetteln, der Sozialhilfe oder Invalidenversicherung. Sie nahm sich, als nichts mehr ging, «als konsequente Lebensbilanz das Leben», wie ihre ältere Halbschwester erzählt. «Sie war wohl die sensibelste von uns allen.» Sie versuch-

te eine politische 68er-Konzeption zu leben, die heute noch in autonomen Szenen existiert, von Jugendlichen und mittlerweile Älteren praktiziert, die sich eindrücklich konsequent verweigern und nicht mitmachen wollen.

Ines Gloor ist um eine Generation älter als ihre beiden Schwestern. Sie passte sich stärker an, erbrachte gute Schulleistungen, studierte Theologie und engagierte sich ein Leben lang als Pfarrerin für HIV-Infizierte und andere Menschen in Bedrängnis. Sie erlebte das Revolutionsjahr 1968 als Studentin in Rom, wo sie sich durch intensive Diskussionen mit Kommilitonen für sozialistisches Gedankengut öffnete und «zu demonstrieren lernte». Im Theologischen Seminar in Basel gab es «ein paar Revoluzzer und interessante Debatten», wie sie sagt. Sie unterstützte ihre Schwestern, stand zwischen ihnen und den Eltern und versuchte, familiäre Konflikte zu bewältigen. Ende 2017 besuchten Ines Gloor und Elsbeth Vetter, die früher mit Doris in der WG an der Basler Austraße lebte, Doris Zeller im Kloster. Sie setzte sich dort voll ein, arbeite in der Administration, wie früher im POB-Sekretariat, und halte es jetzt eben mit Buddha.

«Das weckte Sehnsüchte»

Der Vater von Elsbeth Vetter starb, als sie sieben Jahre alt war. Als Alleinerziehende musste ihre Mutter damals vehement dafür kämpfen, dass Elsbeth und ihre beiden Brüder keinen Vormund erhielten. Die Familie lebte in Winterthur-Töss, einem Arbeiterquartier. Elsbeth Vetter wollte schon früh ausbrechen. Das gelang ihr erst 1962, als sie in London eine Stelle als Au-pair annahm. Hier erlebte sie die Rolling Stones und die Beatles. Was die Weltstadt für sie bereithielt, faszinierte Elsbeth. «Das weckte Sehnsüchte und zog mich nach einer doch engen Kindheit und Jugend in Bann.» Zurück in der Schweiz, kam sie über Bern und Biel nach Basel. «Die ganzen Aufbrüche bewegten mich, ich wusste aber nicht recht, wie einordnen. Das hatte sicher auch mit meinem Jahrgang zu tun: 1940.» Elsbeth Vetter interessierte sich vor allem für Frauenfragen, fand aber «keine Ecke», ging zunächst nach Zürich und kehrte 1972 wieder nach Basel zurück. Hier lebte sie nun während fünf Jahren in der WG an der Austraße 41, die auch wegen der guten Bewirtung ein beliebter Treffpunkt für viele Genossinnen und Genossen war. Einige WG-Mitglieder hatten damals schon gute Jobs, und so standen immer Wein und eine Kaffeemaschine zur Verfügung. Die Mit-

bewohnerinnen und Mitbewohner politisierten in der POCH. Elsbeth beteiligte sich an einzelnen Aktionen, wollte aber nie Mitglied werden. Auch die Progressiven Frauen waren ihr zu intellektuell. In der Gruppe Frau+Arbeit fand sie ein Betätigungsfeld, das ihr zusagte. Hier engagierte sie sich mit Claudia Vischer, der man kaum anmerkte, dass sie aus dem Basler «Daig» kam. In der Gewerkschaft Chemie, Textil, Papier wirkte Elsbeth Vetter ebenfalls mit. Sie hoffte immer noch auf die Umbrüche und Veränderungen, «die ja eigentlich in der Luft lagen».

In der gut organisierten WG an der Austraße fühlte sich Elsbeth Vetter wohl. Das Haus gehörte den beiden IT-Spezialisten Bruno Guldemann und Dieter Häner, dem Partner von Elsbeth. «Das war einfach spannend. Wir hatten interessante Auseinandersetzungen und unglaublich verschiedene Begegnungen.» Elsbeth Vetter arbeitete mittlerweile als Direktionssekretärin, und ihr Chef hatte im Gegensatz zu weiteren Mitgliedern der Geschäftsleitung keine Bedenken, was ihre Wohnsituation betraf. Nicht so ihre Mutter, die sich fürchterlich für ihre Tochter schämte.

Elsbeth Vetter fragt sich hin und wieder, was der 68er-Aufbruch gebracht hat. «Für die Frauen doch einiges. Leider ist im Moment eher Stillstand angesagt. Wenn ich so darüber nachdenke, wie ich aufwuchs, sind die Frauen doch um einiges selbständiger geworden, haben Zugang zu vielen Berufen, die zu meiner Jugendzeit nicht möglich waren. Auch kulturell veränderte sich viel. Wir sind heute eine offenere Gesellschaft. Ich liebe das Leben und staune, was alles möglich geworden ist.»

Gewöhnliche Leute

«Die 68er-Biografien sind eigentlich alle sehr banal», sagt Ruth Mascarin. «Das sind gewöhnliche Leute, wie ich. Es ist doch so zufällig, wann und wo wir zur Welt kommen.» Sie selbst wuchs in einem politisierten Elternhaus auf. Ihr Vater war in der PdA, aber eher ein Anarchist. «Zur Sowjetunion vermittelte er uns schon früh eine kritische Distanz. Wir freuten uns 1962 alle riesig über das Friedensabkommen in Algerien. Und dass meine Mutter über die Atomfrage nicht abstimmen durfte, empörte mich.»

1968 studierte Ruth Mascarin Medizin. 1972 schloss sie ab, arbeitete als Assistenzärztin, politisierte zwölf Jahre für die POB im Großen Rat und von 1979 bis 1985 im Nationalrat, den sie

vorzeitig verließ. Die Plenen fand sie öde. «Man redete zum Fenster hinaus. Lauter biedere Männer. Mehrere SP-Größen schnitten uns Linke. Interessant war die Kommissionsarbeit. Da verstand ich mich auch gut mit einzelnen CVP-Frauen. Fritz Witschi unterstützte mich sehr. Die POCH bewegte viel mit ihren Aktivitäten. Ich machte intensiv mit, schämte mich aber später dafür, wie intellektuell hörig wir waren und dass wir innere Widersprüche verdrängten. Ein liebenswürdiger, arroganter Schnösel kam nach jedem halben Jahr mit einer neuen Supertheorie daher. Und einzelne fanden es okay, wenn Palästinenser ein Flugzeug in die Luft sprengten. Mich störte das. Ich konnte auch mit den Ideologien aus Libyen oder Nordkorea nichts anfangen. Da sammelte ich gerne Unterschriften für unsere Initiativen und fand es interessant, mit Leuten auf der Straße zu reden.»

Viele POCHler wurden dann auch gute Berufsleute und verlagerten ihre Schwerpunkte. «Das trug mit zum Ende einer spannenden und lebendigen Ära bei. Außerdem waren nach 1975 Probleme im Trikont nicht mehr mobilisierend. Ich erinnere mich an 68 als etwas Helles. Ich genoss neue persönliche Freiheiten, die Anti-Baby-Pille war wichtig, wir stellten Hierarchien infrage, soziale Beziehungen wurden offener. Heute sehe ich diesen Aufbruch weniger. Es ist eine etwas bleierne Zeit. Da müssen wir schon froh sein, dass es Frauen wie Sommaruga oder Merkel gibt. Und was soll ich da Jugendlichen empfehlen? Da müsste ich zuerst genau hinhören, was sie überhaupt bewegt.»

Selbstreflexiv

Der Philosoph und Soziologe Jürgen Habermas (2017: 23f.) beklagte, wie es in seiner Generation kaum demokratische Opposition gegen Konrad Adenauer gegeben hatte. Erst die 68er hätten ihre Eltern zur Rede gestellt und «Tabubrüche und öffentlichkeitswirksame Konfrontationen von Angesicht zu Angesicht nicht gescheut». Das Ergebnis war die allmähliche Liberalisierung der politischen Mentalitäten. Dieses Verdienst billigen viele Stimmen der 68er-Bewegung zu, die sich damit auch intern heraus- und manchmal überforderte.

Markus Somm, Chefredaktor der *Basler Zeitung*, war 1968 erst drei Jahre jung. Als Geschichtsstudent unterstützte er die 1982 gegründete GSoA, die die Armee abschaffen wollte. Politisch zunächst links positioniert, trat er später den Freisinnigen

bei. Im Gespräch erzählt er, wie gut er sich mit Daniel Vischer, dem verstorbenen Nationalrat der Grünen verstanden habe. In einem Kommentar in der BaZ (2017:3) stellte er Vischer als «liberalen Linken» vor, was es strenggenommen gar nicht gebe. Laut Somm war Vischer jedenfalls «ein Zweifler und Skeptiker und Gläubiger zugleich, der sich für andere Meinungen interessierte, auch wenn seine Vergangenheit eine dogmatische war. Er glaubte an die Revolution. Er verteidigte die Sowjetunion zu einer Zeit, als nur ähnlich dogmatische Linke sich das noch trauten.» Noch in den späten 1970er-Jahren habe Vischer diesen gewalttätigen Akt verteidigt, später aber eingestanden, er hätte sich lieber früher von solchen Aussagen getrennt: «Gewiss war die Sowjetunion nicht so geworden, wie wir uns das gewünscht hätten, aber wir dachten, wir müssten sie verteidigen, komme, was da wolle, weil sie eben doch eine Bastion der Linken war. Wäre sie gefallen, hätte die Linke insgesamt Schaden genommen.» Was Daniel Vischer offenbar so eingestand, ist bemerkenswert. Es hilft, eine Haltung zu verstehen, die den Ostblock nicht sozialistisch verklärte, ihm aber in der Systemkonkurrenz eine Funktion zubilligte, die nationale Befreiungen unterstützte.

Der Journalist Eugen Sorg hat in seinem Buch *Mein Leben als 68er* (2008) auf seine 68er-Eskapaden zurückgeblickt. Fünfundzwanzig Jahre danach rechnet er gerne mit früheren Kumpels ab. Er entrüstet sich (ebd. 17) über jene, die unbedacht Mao hochleben ließen. Dabei richtet sich seine Kritik auch an die Adresse seines eigenen Schattens. Wie sehr sich einige 68er ideologisch verrannt, gestehen etliche Ehemalige längst ein. Sie bedauern, dass die Selbstkritik anno dazumal teilweise zu kurz kam. Das Beispiel von Daniel Vischer zeigt ebenso, dass es Veränderungen in den Sichtweisen gab, dass Korrekturen stattfanden und dass das Selbstreflexive sowie die Frage nach dem, was wirklich wichtig ist, allmählich mehr Raum erhielt. Viele Interviewte haben das angesprochen. Der Songpoet Aernschd Born hat selbstkritisch berichtet, wie gut er sich auf der Seite der Guten fühlte, mit klarer Trennlinie zur bösen Welt, die scheinbar außerhalb von ihm lag, sich aber zunehmend aufweichte und ihn dazu bewog, Widersprüche zuzulassen. Spannend ist auch, wie kritisch sich die Ärztin und ehemalige POCH-Nationalrätin Ruth Mascarin äußert: «Die POCH bewegte viel mit ihren Aktivitäten. Ich machte intensiv mit, schämte mich aber später dafür, wie intellektuell hörig wir waren und dass wir innere Widersprüche verdrängten.» Hut

ab. Schön wäre, wenn jene, die gerne mehr Selbstkritik bei den andern fordern, das auch selbst beherzigen würden. Der ehemalige Journalist Peter Rudolf hat im Gespräch beschrieben, wie er den Wandel von Markus Somm erlebte, mit dem er 1996 im Medienausbildungszentrum (MAZ) die Schulbank drückte, ihn als überaus korrekt wahrnahm und heute erschüttert sei, wie er Personen und journalistische Grundsätze verletze, die er einst hochgehalten habe. Dazu mehr am Schluss des Kapitels.

«Soll man darüber lachen oder weinen?»

Die Geschichte gehört eher in die leninistischen Anfangsjahre: In Bern und in andern Städten organisierten die POCH Vortragsreihen über die 1., 2. und 3. Internationale. Die üblichen «Theorieverdächtigen» referierten: Thomas Heilmann, Georges Degen sowie N.N. Die Veranstaltungen waren öffentlich. Parteimitglieder, Sympathisanten und die RML waren an jedem Vortrag präsent, berichtet Bruno Müller: «An einem dieser Abende dozierte N.N. Die Trotzlisten stellten giftige Fragen und brachten unseren Referenten ins Schwitzen. Irgendwann begann er die gestreckten Finger zu übersehen. Es war mühsam, der Referent und die Zuhörer litten. Plötzlich schoss eine junge Frau auf und rief, das gehe nicht, das Wort werde nicht allen erteilt und dies sei undemokratisch. Einen Moment lang wars still. Dann packte unser Referent das kleine Pult mit beiden Händen, beugte sich vor und brüllte: Hier gehe es nicht um Demokratie, sondern darum, dass sich die richtige Linie durchsetze! Und wir klatschten. Soll man darüber lachen oder weinen?»

Bruno Müller kam 1944 im aargauischen Buchs zur Welt. Er war 1968 Lehrer, studierte dann Betriebswirtschaft, promovierte während seiner Assistenz an der Universität Bern, begründete die POCH Bern mit, wechselte als Adjunkt zur SUVA in Luzern und leitete später, mittlerweile als SP-Mitglied, bis zu seiner Pensionierung die Personalentwicklung und Organisationsberatung in der Stadtverwaltung Bern. Von 2008 bis 2015 unterrichtete er Public Management an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften.

Seinen 30. Geburtstag feierte Bruno Müller 1974 in Kuba, ein Jahr nach dem Putsch gegen den chilenischen Staatspräsident Allende. Als Geburtstagsgeschenk wünschte er sich das Lied: «Auf, auf zum Kampf, zum Kampf sind wir geboren.» 1968 und die POCH-Mitgliedschaft während fünfzehn Jahren brach-

ten ihm «einen eminent wichtigen Perspektivenwechsel auf die Welt». Er lebte in einer WG mit Beat und Doris Schneider. Die POCH-Zeit fiel zusammen mit einer persönlichen Selbstfindung. «Ich war wohl einer der Wenigen, der sich neben der Parteiarbeit in Selbsterfahrungsgruppen bewegte. Meine Erinnerungen an die POCH-Zeit sind ambivalent: natürlich war es intellektuell und sozial bereichernd, wir politisierten und lebten zusammen. In diesen Jahren war ich überzeugt, dass meine politischen Erfahrungen mein ganzes Leben in eine bestimmte Richtung prägen würden. Gleichzeitig erlebte ich mich selbst, der innerhalb der POCH eher den Ruf eines ideologisch unsicheren Kantonisten hatte, als besserwisserisch. Mit Scham denke ich an verschiedene Situationen zurück, wo ich den beinharten Linken recht gab und andere belehrend vor den Kopf stieß. Dass ich mich überhaupt in so einer alleinseligmachenden Ideologie bewegen konnte, hat einiges mit meiner römisch-katholischen Sozialisation zu tun; das Denken in kohärenten, ganzheitlichen Systemen war mir vertraut. Aber ich wurde von einer sehr frei und offenkundigen Mutter geprägt und war dank ihr nie ein fanatischer Parteigänger. Ich war aber traurig und enttäuscht, als sich meine Partei in Luzern auflöste und trat nicht der Folgepartei, dem Grünen Bündnis, bei. Das Tröstliche will ich nicht verschweigen: Ich war zu dem Zeitpunkt der POCH-Fraktionschef in der Luzerner Schulpflege, die wie ein Schulparlament organisiert war. Die Fraktion nannte sich fortan Fraktion des Grünen Bündnisses und bat mich, trotz meines Nichtbeitritts, weiterhin als parteiloser Fraktionschef zu amtieren. Diese Geste war so wohlwollend menschlich und undogmatisch, dass ich sofort zusagte.»

Widersprüche zulassen

«Auf der Reise ins Wallis sind mir noch zwei Ergänzungen in den Sinn gekommen», schreibt mir Elisabeth Joris nach unserem Gespräch. «Erstens: «Das Private ist politisch» – auch diese Parole hat sich in ihr Gegenteil verkehrt. Heute bräuchte es eher einen vermehrten Schutz der Privatsphäre. Denn im Zuge der Skandalisierung wird auf die Person gezielt statt über politische Inhalte debattiert und darüber, wie sich gesellschaftliche Verhältnisse im Privaten zeigen. Und es sind ganz besonders Frauen, die von dieser Personalisierung betroffen sind. Gemessen werden sie an den tradierten Normen von Weiblich-

keit, angefangen vom äußeren Erscheinungsbild bis zur Erfüllung familiärer Zuständigkeiten. Ein krasses Beispiel aus jüngerer Zeit ist Isabelle Moret. Weil sich die Mutter von zwei Kindern von ihrem Partner trennt, wird leicht ihre Eignung als Bundesrätin infrage gestellt. Zweitens: «Mein Bauch gehört mir» – auf das Selbstbestimmungsrecht der Frauen in Sachen Körper bezieht sich heute nicht nur die Reproduktionsmedizin, sondern ebenso das zunehmend boomende Geschäft mit der Schönheitsbeziehungsweise plastischen Chirurgie, die statt Befreiung die Orientierung an Normen verstärkt.»

Die Historikerin Elisabeth Joris kam 1946 in Visp zur Welt. Ihr Vater arbeitete als Chemiker und war, trotz katholischer Umgebung, kein Kirchgänger. Die Mutter ging schon als Mädchen in einem Badeanzug schwimmen, was als unkeusch galt. Elisabeth hatte früh das Gefühl, «daneben zu sein», spielte Tennis und Klavier, tanzte Ballett, ging aber auch mit Bubenhosen zur Schule, was sich nicht ziemte. Als Mädchen durfte sie im Wallis nicht ins Gymnasium. Sie erlangte ihre Matura über die Handelsschule, fuhr nachher als Au-pair-Mädchen nach England und nahm 1966 ihr Studium an der Universität Zürich auf. An einer Kundgebung auf dem Lindenhof in Zürich erlebte sie, wie eine junge Frau mit einer emotionalen Intensität über die in Deutschland verabschiedeten Notstandsgesetze und die Kaufhaus-Brandstiftung in Frankfurt informierte. Unvergesslich sind für sie auch die Demonstrationen nach dem Attentat auf Rudi Dutschke und die Debatten mit ihren Eltern über die Mai-Unruhen in Paris. Fragen der Transnationalität und internationalen Solidarität interessierten sie.

In Zürich zog Elisabeth Joris 1970 in eine Walliser-WG mit Jugendlichen, die einen regen Pendelverkehr mit dem Herkunftskanton unterhielten und bald darauf zusammen mit jungen Leuten aus Brig und Umgebung Veranstaltungen organisierten. Einmal luden sie mit Lesungen von Bichsel, Muschg und anderen Schweizer Autoren in Berufs- und Mittelschulen zur kritischen Kulturdebatte ein, dann diskutierten sie über den Strafvollzug im Wallis. «Wir kämpften gegen das Establishment, die Klüngelei, Schießplätze in den Alpen und überhaupt gegen das Militär. Und ich fühlte und fühle mich klar als 68erin», erzählt Elisabeth Joris. Anfang der 1970er-Jahre gründete sie das Kritische Oberwallis mit, später die feministische Zeitschrift *Olympe*. «Mein beruflicher Werdegang als Historikerin und

mein politisches Engagement als Feministin und Gewerkschafterin gehen Hand in Hand und wären ohne den 68er-Aufbruch nicht denkbar», bilanziert Elisabeth Joris. «Meine Lizenzarbeit und späteren Arbeiten im Bereich der sozialhistorischen Transformationsprozesse im Alpengebiet sind bedingt durch mein politisches Engagement als Gründungsmitglied des Kritischen Oberwallis und der *Roten Annelise*, meine Forschungs- und Publikationstätigkeit im Bereich der Frauen- und Geschlechtergeschichte ist eng verwoben mit meinem feministischen Engagement seit den 1970er-Jahren. Der Schwerpunkt meiner Arbeit im VPOD und in der Gewerkschaft allgemein liegt ebenfalls im Kampf gegen geschlechterbedingte Diskriminierung der Frauen, ebenso in der Arbeit zur Besserstellung der Sans-Papiers-Hausarbeiterinnen. So kann ich rückblickend auch nicht sagen, dies oder jenes hätte ich anders gemacht. Vielleicht hätte ich mich als Frau stärker und kritischer zu Wort gemeldet, weniger nach außen als nach innen, wo doch eher die jungen Männer wussten, was relevant war und was nicht, jedoch bei weitem nicht alle.» Jedenfalls wohnt sie heute noch immer in derselben Hausgemeinschaft, die sie 1983 gründeten und in der ihre beiden Kinder aufgewachsen sind. «Immer noch haben wir alle zwei Wochen, mit Ausnahme der Schulferienwochen, Haussitzungen. Angefangen haben wir mit zehn Erwachsenen, das heißt fünf Paare mit Kindern, mittlerweile sind wir noch acht Erwachsene in immer noch fünf Haushalten. Heute thematisieren wir unter anderem, wie wir das Altern in dieser Wohnform gestalten. Es ist eine sehr offene Hausgemeinschaft, doch mit einer Ausnahme haben alle Bewohnerinnen und Bewohner einen von 1968 geprägten mehrjährigen WG-Hintergrund. Kommunikative Auseinandersetzung über das sogenannte Private ist daher ebenso selbstverständlich wie ein gewisser gemeinsamer politischer Wertekanon.» Rückblickend hält sie als ihr zentrales Erbe der 68er-Bewegung fest: «Was mir grundsätzlich über alle die Jahre wichtig geblieben ist, ist die Reflexion des eigenen, von Widersprüchen durchzogenen Tuns, die auch im Rückblick immer wieder kritische Hinterfragung und Kontextualisierung des früher vertretenen Standpunkts. Geblieben ist mir auch das Bewusstsein um den Einfluss der sozialen Zugehörigkeit und des Geschlechts auf die Art des öffentlichen Auftretens und der Interessenwahrnehmung, ganz im Sinne von Bourdieus Theorie des <Habitus> und der <feinen Unterschiede>.»

Arriviert, resigniert, zornig

Viele 68er-Bewegte wohnen heute recht gediegen. Sie können es sich erlauben und legen Wert auf das Häusliche. Geblieben ist aber nicht nur die Vorliebe für den Sound, der heute aus etwas moderneren Lautsprecherboxen erklingt. Zwar gibt es vielfältige Unterschiede, was die soziale Herkunft und die Motivation, sich zu engagieren, betrifft. Jedemfalls kamen längst nicht alle 68er-Bewegten aus privilegierten Verhältnissen. Und Konflikte mit dem Elternhaus fielen in kleinbürgerlichem Milieu ähnlich frontal aus wie in großbürgerlichem. Die unterschiedlichen Konstellationen flossen in die Motivation ein. Die übergreifende Abgrenzung gegenüber der älteren Generation hatte viel mit generell autoritären Regimes zu tun, die damals vorherrschten. Auch 68er/innen, die sich schon bald arrivierten, verweisen auf den freiheitlichen Impetus. Resignierte kritisieren indes die voreilige Anpassung der einen oder das unterschätzte Übergewicht der anderen. Wobei viele gar nicht den Anschein erwecken, resigniert zu sein. Einiges habe sich doch verändert. Zwar längst nicht so viel wie erhofft, aber immerhin. Und verändert hat sich offenbar auch das Verhältnis zu Widersprüchen. Sie seien bloß Krampf im Klassenkampf, sang Franz-Josef Degenhardt zu Beginn der 1970er-Jahre in der voll besetzten Basler Mustermesse. Rund zwei Jahrzehnte später stimmte er im halbleeren «Fauteuil» am Spalenberg feinere Töne an. Leise sprach er von seinem Zorn darüber, wie eine jüdische Familie in Hamburg auf offener Straße angegriffen wurde. «Wehren wir den Anfängen», sagte er mit bebender Stimme. Sein Zorn wirkte so viel stärker, als wenn er ihn bloß herausgeschrien hätte. Verändert hat sich auch der Umgang mit Widersprüchen, von denen ehemalige 68er/innen heute kaum mehr annehmen, sie ließen sich einfach beseitigen. Kontinuität oder Bruch?

Markus Somm hat von Baden aus die 80er-Bewegung noch «leicht gestreift», sich sechzehnjährig auch ins AJZ begeben und später als Geschichtsstudent die GsoA unterstützt. Mit radikal demokratischem Selbstverständnis und eher etatistisch orientiert. Nicht zu viel Ungleichheit, das will er heute noch, aber inzwischen mit marktwirtschaftlichem Rezept, ohne verordnete Umverteilung. Filippo Leutenegger argumentierte in jungen Jahren libertärer. Beide, Somm und Leutenegger, halten heute einen gesunden Service public für wichtig. Sie attestieren der Verwaltung, recht gut zu funktionieren – einfach etwas überdimensioniert und mit dem Hang zur Bürokratie. Der jetzige Staat, der

fast die Hälfte des Bruttoinlandprodukts für sich absorbiere, sei zu mächtig. Wirtschaftliche Kartelle könnten sich dank des Korrektivs der Marktkräfte auf Dauer nicht halten. Im Gegensatz dazu schütze sich der Staat mit Gesetzen und Regulierungen und verbünde sich zuweilen noch mit einzelnen privaten Konzernen. So haben beide den Eindruck, der eigenen Grundhaltung recht treugeblieben zu sein – im Unterschied zu jenen bekrittelten 68ern, die einst die staatliche Kontrolle anprangerten, die sie heute selbst ausbauen, oder die nun zum Establishment gehören, gegen das sie früher ankämpften. Die Gemeinten sehen aber im eigenen Werdegang ebenfalls viel Kontinuität. Sie protestierten gegen die frühere übergriffige Bevormundung und verteidigen heute einen sozialeren Staat, der die Demokratie vor Privatinteressen schützt. Das Vertrauen auf den Ausgleich durch Marktkräfte erachten sie als neue Gläubigkeit.

5

Projekte und Debatten

68er-Debatten fokussierten große politische Fragen. So etwa den Gegensatz zwischen einem imperialistischen und einem sozialistischen Staatensystem. Sie bezogen sich aber auch auf konkrete Lebensbereiche. 68er-Bewegungen plädierten dafür, gesellschaftliche Strukturen zu demokratisieren und die Wirtschaft zu sozialisieren. Sie initiierten Kinderläden, Quartierzentren, Tauschbörsen. Einzelne Projekte existieren noch heute – dank Personen, die offen für Neues blieben und sich beharrlich engagierten. Ihre Bereitschaft, Beständenes zu verändern, ermöglichte viel Kontinuität im Wandel.

«68 war ein Fest der Kreativität»

«Die Lohnleichheit ist noch nicht realisiert. Und das hat ungerechte Renten zur Folge», hat die ehemalige Bundesrätin Ruth Dreifuss im September 2017 dezidiert in einer «Arena»-Sendung des Schweizer Fernsehens zur Altersreform erklärt. Die 78-Jährige engagiert sich immer noch, besonnen und bedacht. Diese Weisheit und kritische Distanz nach allen Seiten ist es, was man sich von den Älteren bisweilen wünscht.

Auf dem sonnigen Balkon ihrer Genfer Wohnung inmitten eines ehemaligen Arbeiterquartiers schwärmt Ruth Dreifuss,

wie gern sie sich einmal eingehender mit Blumen beschäftigen würde. Ob es dazu kommen wird, ist fraglich. Derzeit engagiert sich die Alt-Bundesrätin noch sehr rege, vor allem sozial-, gesundheits- und entwicklungspolitisch. Dabei ist sie sich der eigenen Endlichkeit durchaus bewusst. «Ich hoffe, dass ich ich selbst bleiben und so gehen kann, wie ich gelebt habe.»

Ruth Dreifuss kam 1940 in St. Gallen zur Welt und wuchs vorwiegend in Genf auf. Die 1968er-Bewegung erlebte sie als kulturellen Aufbruch, der das Alltagsleben und das soziale Handeln nachhaltig prägte und weit über das historische Ereignis hinauswirkte. «68 war ein Fest der Kreativität», erzählte sie. «Da lebte viel Freude auf, selbst Hand anzulegen und Zusammenhänge intensiv zu ergründen.» Ihre gutmütigen Eltern vermittelten ihr schon eine humane Werthaltung, in der freiheitlichen Vorschule profitierte sie von den pädagogischen und psychologischen Fortschritten des Genfer Institut Rousseau und des genialen Jean Piaget. Ihr Vater führte als Einzelunternehmer ein Import-Export-Geschäft, ihre Mutter arbeitete als Sekretärin. Sie engagierten sich auch sozial, zum Beispiel für Flüchtlinge, und diskutierten gerne mit ihren beiden Kindern, mit Ruth und ihrem älteren Bruder, der später Medizin und Biologie studierte und eine Professur an der Universität Genf annahm. Ruth Dreifuss interessierte sich für die Welt und las viel darüber. Sie empörte sich über den Sklavenhandel und den Völkermord an den amerikanischen Ureinwohnerinnen, begeisterte sich aber auch für Widerstandskämpfer und für die gewaltlose Errungenschaft der Unabhängigkeit Indiens. Die Verfolgung der Juden in Geschichte und Gegenwart prägte sie dauerhaft. Bilder von Konzentrationslagern blieben ihr bis heute haften. Als Jugendliche engagierte sie sich mit ihrem Bruder in der jüdisch-kommunistischen Gruppe Hachomer Hatzair, die den Aufstand im Warschauer Ghetto initiierte und die in der Kibbuz-Bewegung ein sozialistisches Israel aufbauen wollte. Später wechselten beide zur sozialdemokratischen zionistischen Jugendgruppe und nahmen Anteil am intensiven internationalen Geschehen der 1950er-Jahre; die Kriege in Algerien und Korea berührten sie ebenso wie der 1956er-Aufstand in Ungarn.

Nach der Handelsschule arbeitete Ruth Dreifuss zunächst als Sekretärin in einem Tessiner Hotel. Dann absolvierte sie eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin und setzte sich für die berufliche Integration von Menschen mit einer geistigen Behinderung

ein. Sie arbeitete als Journalistin, holte das Abitur nach und studierte Ökonomie. 1963 war sie Mitbegründerin der Zeitschrift *Domaine public*, die heute noch wöchentlich online erscheint und eine wichtige Errungenschaft darstellt. 1964 wurde Ruth Dreifuss Mitglied der sozialdemokratischen Partei und kurz danach der Gewerkschaft. An der Genfer Universität beteiligte sie sich 1968 an der Studentenbewegung und an Demonstrationen und der Besetzung des Rektorats. Die Auseinandersetzung verlief friedlich. Übergriffe blieben während den Genfer Unruhen selten. Die Studentinnen und Studenten beteiligten sich an der Formulierung des neuen Uni-Gesetzes, und es wurde ein offenes Jugend- und Kulturzentrum gegründet. Mit der Wohnungsnot intensivierten sich in Genf nach 1968 die Hausbesetzungen, die vom Staatsanwalt und Polizei geduldet wurden, sofern sie sich auf Gebäude konzentrierten, die leerstanden und keine Bewilligung für Renovationen erhalten hatten.

Ruth Dreifuss präsidierte das Mouvement für den Frieden und für die Unabhängigkeit von Vietnam. In der Schweiz widmete sie sich immer mehr der sozialen Ungleichheit und dem Los der Migranten, der Saisonarbeiter und der Flüchtlinge. Statt lange ideologische Debatten zu führen, ergründete sie wirtschaftliche Zusammenhänge. Sie tat dies auch in der Hoffnung, über Ursachenanalysen zu gemeinsamen Haltungen zu finden. Fast ein Jahrzehnt lang arbeitete Ruth Dreifuss bei der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit. Gegensätze zwischen Nord und Süd beschäftigen sie bis heute. Im Jahr 1993 wurde Ruth Dreifuss, von der SP portiert, Bundesrätin; sie leitete das Eidgenössische Departement des Innern. Heute engagiert sich die ehemalige 68erin, seit 2002 pensioniert, weiterhin auf kantonalem und auf internationalem Parkett.

Solidarität mit der «Dritten Welt»

Die entwicklungspolitische Organisation «Erklärung von Bern» (EvB) entstand 1968. Theologinnen und Theologen, darunter der Basler Theologieprofessor Max Geiger, Lukas Vischer vom Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf und der Waadtländer Pasteur André Bieler, unterzeichneten ein Manifest, in dem sie dafür plädierten, die soziale Kluft zwischen der sogenannten Ersten und der Dritten Welt zu überwinden. Tausend Personen verpflichteten sich, drei Prozent ihres

Einkommens für die Entwicklungszusammenarbeit zu spenden. Inhaltlich orientierte sich die EvB an der Dependenztheorie, die in Lateinamerika aufkam und dazu anregt, einseitige Abhängigkeiten zu vermindern.

Am 10. Januar 1969 übergab die EvB ihr Manifest mit tausend Unterschriften an Bundesrat Willy Spühler. Peter Gessler, Studienleiter in der Evangelischen Tagungsstätte Boldern, erläuterte dabei, weshalb es dringlich notwendig sei, gerechtere Beziehungen mit den Entwicklungsländern zu pflegen. Der mittlerweile bald Neunzigjährige erinnert sich in seiner Wohnung an der Basler Friedengasse, wie die Bewegung anfing. Im Sommer 1966 fand in Genf die ökumenische Weltkonferenz «Kirche und Gesellschaft» statt. Daran knüpfte am 18./19. November 1966 eine Tagung auf Boldern, «Die Herausforderung der Industrieländer durch die Entwicklungsländer», an. Vom 10. bis 13. April 1967 folgte, durch eine Doppelseite im Zürcher *Kirchenboten* (Nr. 3B/1967) zum Thema «Arm und Reich» vorbereitet, die Tagung «Solidarität und Gerechtigkeit». Sie begann mit provokativen Thesen zu Kolonisation und Dekolonisation.

Peter Gessler, 1928 in Pratteln geboren, promovierte in Geschichte und engagierte sich zeitlebens zusammen mit seiner Frau Heidi für die Entwicklungspolitik. Auf Boldern führte er die Geschäftsstelle der 1966 gegründeten Arbeitsgemeinschaft für evangelische Erwachsenenbildung in der Schweiz (AGEB). Geplant auf den Mai 1968, organisierte er in Paris eine europäische Arbeitstagung «Anpassung und Widerstand. Die gesellschaftliche Dimension evangelischer Erwachsenenbildung», die wegen der Streiks auf den März 1969 nach Strassburg verlegt werden musste.

«Wichtig war für mich schon damals unser Umgang mit Eingewanderten», stellt Peter Gessler fest. Gemeinsam mit Italiener/innen und Schweizer/innen gründete er 1968 die «Zürcher Kontaktstelle für Italiener und Schweizer». «Ich habe in jenen Jahren viel von ihnen gelernt», sagt er, «und ein verändertes Bild der Schweiz gewonnen. Die Begriffe Globalisierung und Mondialisation kannten wir noch nicht. Wir fragten nach unserer gesellschaftlichen, politischen und persönlichen Verantwortung. Das war unser Beitrag zum Aufbruch von 1968. In Paris stand im Mai 1968 an einer Wand ‹L'imagination au pouvoir!› Das kennzeichnete unsere damalige Stimmung und Einstellung. Wir fragten nach der Zukunft und kritisierten die Denkwänge hin-

ter vorgeblichen Sachzwängen. Unsere Reflexion war ein Stück schweizerischer Befreiungstheologie.»

1972 setzte sich die EvB für ein Waffenausführverbot ein. Zuvor hatten Delegierte des IKRK beobachtet, wie in Biafra mit Bührle-Kanonen auf Flugzeuge geschossen wurde, die der notleidenden Bevölkerung Nahrungsmittel aus der Schweiz brachten. Der Bührle-Konzern exportierte zwischen 1963 und 1968 für 89 Millionen Franken Kriegsmaterial in Regionen, die unter einem Embargo standen. «Jute statt Plastik», forderte die EvB 1976 in einer breit angelegten Kampagne. Sie informierte immer wieder anhand konkreter Aktionen über (un-)fairen Handel, die Geschäfte multinationaler Konzerne oder Gefahren der Gentechnologie. 25 000 Mitglieder unterstützen die Organisation, die seit 2016 Public Eye heißt. Anne-Marie Holenstein war ab 1969 die erste leitende Sekretärin der EvB, zur Teilnahme motiviert durch die Frauenrechtlerin Marga Bührig, die die Initiative ebenfalls unterstützte. Wie sich die Geschäfte weiterentwickelten, fand die EvB später im Archiv von Ernst Cincera protokolliert, der «Linke und Subversive» ausspionieren ließ. Die Aufzeichnungen flogen dank eines Einbruchs durch eine Gruppe linker Aktivisten in Cinceras Wohnung auf.

Der junge Historiker Rudolf Martin Högger, der 1966 seine Dissertation über den jurassischen Sozialisten Charles Naine (1874–1926) veröffentlicht hatte, stellte 1969 für die EvB ein Dossier für solidarische Reden am 1. August zusammen. Von 1981 bis 1988 förderte er entwicklungspolitische Aktivitäten als Vize-Direktor der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit und humanitären Hilfe (heute DEZA). Sozialethiker Hans Ruh, Schriftsteller Kurt Marti und andere Komiteemitglieder würdigten in Zeitungskolumnen die EvB, die auch ein Sekretariat in Lausanne eröffnete. Der Ökonom Rudolf Strahm, später Nationalrat und Preisüberwacher, verstärkte ab 1974 das Zürcher Zentralsekretariat, zusammen mit der Historikerin Regula Renschler, die das Bild der Dritten Welt in Kinderbüchern thematisierte und 1977 den Schweizerischen Arbeitskreis Tourismus und Entwicklung initiierte, der seit vierzig Jahren die sozialen und ökologischen Folgen des Ferntourismus kritisiert.

Rudolf Strahm (Hollstein et al. 2008: 117) engagierte sich vor seiner Zeit bei der «Erklärung von Bern» in der Berner Arbeitsgruppe Dritte Welt. 1968 arbeitete er in einem studentischen Austauschprogramm in Tunis. Die Armut in Nordafrika be-

rührte und empörte ihn. Nach seiner Rückkehr gründete er zunächst eine Arbeitsgruppe Biafra mit, die dann über die Arbeitsgruppe für Kirche und Gesellschaft zur Arbeitsgruppe Angola mutierte und schließlich zur Arbeitsgruppe Dritte Welt Bern (AG3W) avancierte. 1969 erlebte er an einer studentischen Konferenz in Manchester den brasilianischen Erzbischof Dom Helder Câmara, der ihn sehr beeindruckte. Fortan engagierte sich Rudolf Strahm für das bernische Komitee Brot für Brüder. Aus den Vorträgen, die er hielt, resultierte ein Werkbuch über Industrie- und Entwicklungsländer. Zu Weihnachten organisierte die AG3W die Aktion Denken statt Schenken. In einem politischen Gottesdienst rief sie im Berner Münster dazu auf, die Befreiungsbewegung PAIGC in Guinea-Bissau mit Medikamenten zu unterstützen. Weitere Aktivitäten in dieser Stätte blieben fortan untersagt. Analysen folgten zum Staudammprojekt Cabora Bassa in Mosambik, das die portugiesische Unterwerfung und koloniale Ausbeutung stabilisieren und der Schweizer Firma Brown-Boveri erkleckliche Gewinne einbringen sollte. «Wir waren unerhört produktiv, kreativ und lebenslustig», so Rudolf Strahm (ebd. 118), den auch Vorlesungen von Jean Ziegler weiter inspirierten. In den folgenden Monaten entstanden über fünfzig Arbeitsgruppen Dritte Welt. Monica Kalt (2010) hat den «Tiersmondismus in der Schweiz der 1960er und 1970er» in ihrer Dissertation aufgezeigt.

Weniger nehmen 1968 stand Ursula Walter vor dem Abschluss ihres Studiums in Psychologie, Pädagogik, Philosophie und Sozialethik an der Universität Zürich. Sie hatte nach der Matura zuerst das Diplom als Primarlehrerin erworben und zwei Jahre unterrichtet, um sich ihr Studium zu verdienen. «An der Uni war ich Studentenvertreterin im Fachbereich, wo viel Allmacht und Willkür herrschte und erst damals studentische Mitsprache gefordert wurde», erzählt sie. «Die großen Auseinandersetzungen auf der Straße scheute ich, empfand sowohl die kämpferisch-chaotische wie die streng hierarchisch strukturierte Opposition als Karikaturen der Machtverhältnisse im Großen.»

Ursula Walter engagierte sich «auf einer scheinbar ganz anderen Ebene in der Jugendarbeit mit Mädchen, wo ich konzeptuell und konkret bei den Pfadfinderinnen an der Entmilitarisierung und Enthierarchisierung der Struktur arbeitete». Mädchen

zwischen vierzehn und siebzehn sollten diese Organisation als offenen Raum nutzen können, um autonomer wahrnehmen, entscheiden und handeln zu können, als ihnen damals gesellschaftlich zugestanden wurde. Vorher gab es in dieser Altersstufe bei den Pfadi nur die Möglichkeit, zunehmend leitende Funktion zu übernehmen, neu sollten autonome aktive Peergruppen in dieser Altersstufe möglich sein. Ursula Walters Anliegen war die Öffnung und Partizipation der Zivilgesellschaft. Ähnliches berichtete die langjährige Baselbieter SP-Landrätin Hanni Huggel von ihrer Arbeit in der Blaukreuz-Jugend.

1968 nahm Ursula Walter an einem pädagogischen Seminar in Prag teil, kurz vor dem Einmarsch der russischen Truppen. Der «3. Weg» schien den Aufbruch zu einer Gesellschaft mit mehr Partizipation für alle auch in den Ostblockstaaten zu ermöglichen. An der Universität hörte sie Ota Šik. Mit der Erkenntnis: Der Widerstand «alter Mächte» sei nie zu unterschätzen – und kein unmittelbarer «Erfolg» garantiere die Richtigkeit einer Sache. Langfristige grundlegende Veränderungen bräuchten Dranbleiben und Zeit. «Persönlich steckte ich im Abschluss des Psychologiestudiums und in einer Psychoanalyse, welche Gelegenheit war, die Zusammenhänge des eigenen Lebens und Erlebens in seinem Kontext etwas klarer zu sehen und – à la 68 – das eigene kreative Subjekt-Sein bewusster und etwas mutiger zu übernehmen und nicht immer wieder von eigenen inneren Gegentruppen überrennen zu lassen.»

1970 kam Ursula Walter nach Basel und trat der Regionalgruppe der EvB bei, deren Deutschschweizer Komitee sie später lange präsidierte. Die Selbstverpflichtung der Unterzeichnenden, 3 Prozent des Einkommens für Entwicklungsprojekte zu geben, imponierten ihr. Ebenso wie die Idee, bei der Schweizer Entwicklungs- und Handelspolitik gehe es weniger darum, mehr zu geben, als weniger zu nehmen.

Faire Preise

Die Pfarrersfrau Ursula Brunner wohnte in Frauenfeld. Sie nahm rege an den Aktivitäten der 1968 gegründeten EvB teil. Sie unterstützte den Kauf von fairem Kaffee aus genossenschaftlichen Ujamaa-Dörfern in Tansania. In einem Frauentreff, den sie mitorganisierte, schauten sie im Januar 1973 den Film *Bananera Libertad* von Peter von Gunten, der die misslichen Bedingungen des Bananenhandels anprangerte. Das Thema ließ sie nicht mehr los. Im

Februar lud sie zu einer Debatte, zu der auch die Migros und ein Vertreter der United Brand Co. (Chiquita) kamen. Sie dominierten, neben anderen Männern, die Diskussion. Das veranlasste Ursula Brunner, weitere Aktivitäten in dieser Sache nur mit Frauen zu planen. Sie setzten es sich zum Ziel, die Öffentlichkeit zu sensibilisieren und über Dritte-Welt-Läden nur Bananen verkauften, von deren Erlös die Bäuerinnen und Bauern einen größeren Anteil erhielten. Daraus entstand in den folgenden Jahren eine erfolgreiche Bewegung, die mit dazu beitrug, dass allmählich auch Migros, Coop und weitere Detaillisten fairere Preise bezahlten. Ursula Brunner (1926–2017) wurde 1972 als erste Frau für die FDP in den Großen Rat des Kantons Thurgau gewählt.

Frauenbewegung, Frauenprojekte und Geschlechterverhältnisse

Die erste Gruppe der deutschschweizerischen Frauenbefreiungsbewegung (FBB) entstand am 1. Februar 1969 in Zürich. Sie grenzte sich bald von der Neuen Linken ab und fokussierte ihre Kritik mehr auf das Patriarchat als auf den Kapitalismus. In der Romandie konstituierten sich neue Frauenbewegungen 1971 wie in Frankreich als *Mouvement de Libération des Femmes* (MLF). 1972 kam in Zürich eine Informationsstelle für Frauen (INFRA) hinzu, die unentgeltlich Beratungen zu Verhütung, Schwangerschaftsabbruch sowie medizinischen und rechtlichen Fragen anbot. 1974 verschwisterten sich verschiedene Gruppierungen zu einer gesamtschweizerischen Koordination. 1975 bildeten sich aus den POCH auch die Progressiven Frauen (PFS). Zwei Jahre später entstand die Organisation für die Sache der Frau (OFRA). Zu den Initiantinnen gehörten vor allem Frauen aus den PFS, die den Feminismus mit dem Sozialismus verbinden wollten, aber eine kritische Distanz zur von Männern dominierten Neuen Linken hielten. Die OFRA lancierte sogleich eine Mutterschutzinitiative. Sektionen bildeten sich zu Beginn der 1980er-Jahre auch in Biel, Genf und Lausanne.

«Frauen gemeinsam sind stark!»

Bereits im Juni 1971 initiierte ein überparteiliches Komitee eine Volksinitiative für die Strafflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs, was der Frauenbewegung neue Impulse gab. Da der Bund Schweizerischer Frauenorganisationen 1975 am Kongress

zum UNO-Jahr der Frau Themen wie den Schwangerschaftsabbruch nicht auf die Agenda nehmen wollte und zudem Unterstützung von Großkonzernen annahm, luden die FBB und MLF gleichzeitig zu einem Gegenkongress ein. Rund hundert Anhängerinnen der neuen Frauenbewegung traten happeningartig im Kursaal auf. Die *Emanzipation*, die feministische Zeitschrift für kritische Frauen, erschien von 1975 bis 1996, zuerst in Basel, später in Bern. Ab 1977 zeichnete die OFRA dafür verantwortlich. In der Romandie veröffentlichte die Alliance de Sociétés Femines Suisses von 1960 bis 2001 die Zeitschrift *Femmes Suisses et le Mouvement féministe*. Als wichtig erwiesen sich auch Bücher wie *Häutungen* von Verena Stefan (1975) oder *Die Scham ist vorbei* von Anja Meulenbelt (1976).

May B. Broda, Elisabeth Joris und Regina Müller beschrieben *Die alte und die neue Frauenbewegung* (1998: 201). Zu den prägenden Persönlichkeiten gehörten Iris von Roten und Marga Bührig. Marga Bührig, Studienleiterin des Evangelischen Tagungszentrums Boldern, trug 1967 an der Tagung «Frau und Gesellschaft» dazu bei, dass die schweizerische UNESCO-Kommission 1968 das Zürcher Seminar für Soziologie damit betraute, eine Frauenstudie zu verfassen, die 1974 erschien.

Die drei Historikerinnen Kristina Schulz, Leena Schmitter und Sarah Kiani (2014) haben die Schweizer Frauenbewegung seit 1968 analysiert. Der Begriff Frauenbewegung ist für sie nur dann sinnvoll, «wenn darunter so heterogene Sozialformen wie Netzwerke, Organisationen, Milieus und alternative Szenen fallen» (ebd. 11). Die Autorinnen sehen keine Dualität zwischen alter und neuer Bewegung. Vielmehr bestehe ein vielfältiges Wechselspiel zwischen Innovation und Kontinuität feministischen Handelns, das bis heute weitreichende Wirkungen in ganz verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen – in der institutionalisierten Politik, der Wissenschaft, der Wirtschaft und der Kultur – habe. Zentral blieb lange der Kampf für das Frauenstimmrecht. Nach 1968 kamen Themen wie Abtreibung und weibliche Homosexualität dazu. Die Auseinandersetzung mit Gewalt, Gesundheit, Militär, Rechtsgleichheit, Mutterschaftsschutz, Solidarität und Sexualität trug wesentlich dazu, dass sich viele Frauen in lokalen Frauengruppen austauschten und an Discos, Festen, Foren, Sprechchören, Straßentheatern und Streiks beteiligten. Im Buch der drei Historikerinnen finden sich viele Aktionen dokumentiert und kommentiert.

Lisia Miriam Bürgi hat die Geschichte der Frauenbuchläden in der Schweiz untersucht und sie als Räume gewürdigt, «in denen sich Frauen zurückziehen, austauschen und weiterbilden» (2016: 4). Die Buchhändlerin Annemarie Pfister initiierte als Erste so einen Raum. Annemarie Pfister kam 1948 zur Welt. Sie wuchs im Emmental auf und machte zwischen 1965 und 1968 in Bern eine Lehre als Buchhändlerin. Anschließend lebte sie zwei Jahre lang in Italien und Paris. Von 1970 an arbeitete Annemarie Pfister knapp vier Jahre in einer Basler Buchhandlung. Mitte 1974 eröffnete sie ihre eigene Buchhandlung, die sich bis heute mit Antiquariat am Petersgraben befindet. Seit den 1970er-Jahren engagiert sich Annemarie Pfister feministisch. 1977 eröffnete sie mit anderen Frauen das Café Frauenzimmer. Annemarie Pfister politisierte auch mehrere Jahre als Parteilose (für das Grüne Bündnis) im Großen Rat des Kantons Basel-Stadt.

Die Grundidee von genossenschaftlich organisierten Frauenbuchläden entstand 1968 in den USA. In der Schweiz finden sich auch Einzelunternehmen. Annemarie Pfister sieht ihren Laden «durchaus in der Tradition von 68». Damals schloss sie gerade ihre Lehre ab. Und bevor sie von Bern aus in die Welt und nach Basel zog, kehrte sie ins Emmental zurück, um dort das Haushaltspraktikum zu absolvieren. «Das hatte ich mit meinen Eltern so abgesprochen», erzählt sie im Hinterhof ihrer Buchhandlung, inmitten luxussanierter Altbauwohnungen. 1968 lebten hier Studierende in Wohngemeinschaften, heute wohnen vornehmlich Kinder aus begüterten Basler Familien und einkommenskräftige Paare mit «double income» in diesen sonst kaum mehr erschwinglichen Wohnungen. 1976 und später folgten Frauenbuchläden in Zürich, Bern, Lausanne, Genf, Lugano, St. Gallen und anderswo. Die meisten arbeiteten eng mit der Frauenbewegung zusammen und schlossen nach der Jahrtausendwende. Sie stellten zunächst, wie die 68er-Bewegung, alle Konventionen zur Disposition und grenzten sich auch von der traditionellen Frauenbewegung ab.

Die Basler Buchhändlerin Monika Waser integriert die Frauenliteratur bis heute bewusst als Teil des linken Angebots. Sie betont die Kontinuität von der alten zur neuen Frauenbewegung. «Ältere Frauenrechtlerinnen strickten während den Sitzungen für die Solidarität. Neue Frauenrechtlerinnen belächelten sie dafür. Bis sie selbst zu stricken begannen. Allerdings nicht mehr für den Frieden, sondern für sich selbst.» Monika Waser

verstand die aufkommenden Progressiven Organisationen als neue soziale Bewegung. Sie beteiligte sich als PdA-Mitglied und wollte als solches dabeibleiben, bis sie von der POB vor das Ultimatum gestellt wurde, sich für die eine oder andere Organisation zu entscheiden. Sie hätte sich ein gemeinsames starkes Bündnis gewünscht, «links von der SP, mit Frauen, Männern und vielen Jugendlichen».

Monika Waser erzählt auch begeistert, wie intensiv verschiedene Gruppierungen ihre Buchhandlung benutzten. «Unsere Buchhandlung im ersten Stock hatte schon in den 1960er-Jahren ein breites Angebot an linker Literatur. Von großem Interesse waren die Broschüren der marxistischen Klassiker, die für Schulungskurse gebraucht wurden. Auf große Resonanz stieß auch die Auswahl an fortschrittlichen und antifaschistischen Autoren wie Feuchtwanger, Kisch, Brecht, Seghers und viele andere mehr, die zu jener Zeit in DDR-Verlagen erschienen und erst Jahre später in die westdeutschen und schweizerischen Verlagsprogramme aufgenommen wurden. Es fanden bei uns auch Lesungen, Veranstaltungen und Ausstellungen statt. Und wir waren ein Zentrum der Vietnam-Solidarität, mit Informationsmaterial, Büchern und Bildern.» Am 31. Dezember 1976 berichteten die konservativen *Basler Nachrichten*: «Wer in Basel nach linker Literatur sucht, geht quasi automatisch zu Otto Waser. Dort findet er, was sein ‹linkes› Herz begehrt.»

Balance

Susann Müller wollte «gezielt etwas für Frauen aufbauen». 1968 zog die spätere Redaktorin des *Tages-Anzeigers*, Dozentin an der Hochschule für Soziale Arbeit und Mediatorin nach London, wo sie als Neunzehnjährige ein gutes Jahr als Au-Pair und dann als Köchin für einen schwulen Rechtsanwalt in Chelsea arbeitete. Die ersten 68er-Proteste erlebte sie am Trafalgar Square: «Berittene Polizei, aufgebrachte Demonstranten, die wortgewaltig protestierten und sich bei Sit-ins nicht so schnell einschüchtern ließen. Und Polizisten, die trotzdem korrekt blieben, very british.» In den Quartieren auf der anderen Seite der Themse entdeckte sie «zum ersten Mal krasse Armut». Das beeindruckte sie. Sie kam aus strengem, wohlmeinendem Elternhaus und suchte die Freiheit der großen Stadt, die sie aber auch verunsicherte und aufwühlte. «Ich spürte, dass etwas Wichtiges im Gange war.»

Zurück in Zürich, wollte Susann Müller Ende 1969 an der Schule für Soziale Arbeit die «Revolution lernen». Das erwies sich als bittere Enttäuschung: «Psychologie, Soziologie und all der Quatsch wurde doziert. Aber ich wollte lernen, wie man mobilisiert und wirksam protestiert. Von der Energie und Fantasie der 68er-Bewegung war jedoch nichts zu spüren.» Susann Müller quittierte die Schule nach drei Monaten, nahm eine Stelle an und ging nun ab und zu in die Freie Republik Bunker und an Demos. «Es war spannend und alles schien immens wichtig. Aber oft verstand ich nicht viel in diesem akademischen Zirkel.» Zweifel und Minderwertigkeitsgefühle kamen auf: «Der Dreck und Rauch, das endlose Reden und Streiten ging mir auf den Wecker. Manchmal erlebte ich das Ganze als Schaubühne persönlicher Eitelkeiten und Machtgelüste, die in politische Programme und Positionen verpackt waren.»

Die neue Frauenbefreiungsbewegung sprach Susann Müller mehr an. «Nicht das abstrakte System, sondern die Männer mit ihrem Gehabe standen «unserer» Befreiung im Weg. Ein Wir-Gefühl hatte ich zum ersten Mal bei den Sit-ins und Aktionen für einen autonomen Frauenraum und später für das Frauenzentrum Pudding Palace. Eine Phase der Ich-Stärkung im Wir; zudem öffneten mir die Reaktionen von Männern und Frauen auf unsere Unterschriftensammlungen für den Schwangerschaftsabbruch die Augen für strukturelle Gewalt.» Von 1974 bis 1977 besuchte sie dann doch noch die Sozialschule mit dem neuen Studiengang Gemeinwesenarbeit. Ein Praktikum führte zu einem ersten Versuch, in Zürich mehrere Wohnstraßen, die Josefwiese und den Röntgenplatz partizipativ zu planen. Die Auseinandersetzungen innerhalb der FBB verschärften sich zwischen einem radikalen und einem gemässigten Flügel. Starke Frauen im Pudding Palace verdrängten andere.

Von 1978 bis 1985 arbeitete Susann Müller als Beraterin und Redaktorin beim *Tages-Anzeiger*. Sie erlebte so die 80er-Bewegung aus medialer Perspektive. Innerhalb der Redaktion gründete sie eine Frauengruppe mit. So kamen nun zusammen: Frauen-Mittagskonferenzen, eine Aktion für gleichen Lohn und gleiche Beförderungschancen sowie die permanente Frage, wie sich Alltags- und Frauenthemen in die Zeitung bringen ließen. 1985 gründete Susann Müller mit zwei Frauen das Frauenprojekt Balance und engagierte sich hier während zehn Jahren für Weiterbildungen für Frauen und Gleichstellungsprojekte in Betrie-

ben. Parallel arbeitete sie als Dozentin an der Hochschule für Soziale Arbeit in Basel. Ab 1995 beriet sie während zwanzig Jahren kleine und mittlere Unternehmen sowie Nichtregierungsorganisationen. Historisch ist für sie die 68er-Bewegung «nicht wegzudenken». Aber heute seien andere Strömungen wichtiger: neue Medien, Netzwerke, Pop-up-Initiativen et cetera.

Rita Ammann steckte 1968 noch in der KV-Lehre bei der damaligen Swissair AG auf dem Flughafen Zürich-Kloten. Sie bildete sich später zur Berufsberaterin und Case Managerin weiter, führte eine eigene Yogaschule und Kurse in Persönlichkeitsentwicklung. Sie erzählt im Gespräch «wohl stellvertretend für viele andere Frauen», wie sie die Balance als experimentellen Hort der Kreativität erlebte. «Aus dem Austausch entstanden Ideen, die wir dann wirklich umsetzten. Unser Credo war, Frauen zu stärken und zu motivieren, ihr Leben aktiv zu gestalten.» Das lief offenbar gut, «bis immer mehr kommerzielle Anbieter die Frauenförderung zu vermarkten begannen».

Gemeinschafts- praxis Paradies

Maria Caminati, 1949 in St. Gallen geboren, arbeitet heute noch als Frauenärztin und Psychotherapeutin in der von ihr 1980 mitbegründeten Gemeinschaftspraxis für Frauenmedizin. Als sie 1968 in St. Gallen ihre Matura mit alten Sprachen abschloss, kam es immer wieder zu intensiven Auseinandersetzungen mit den engen Vorstellungen ihrer bildungsbeffenen Eltern. Ihr Vater, ein Secondo mit Hochschulabschluss, unterrichtete an einer Mittelschule. Ihre Mutter, eine gelernte Buchhändlerin, besorgte den Haushalt. «In der Schule hörten wir kein Wort von Vietnam. Wir blieben in der Geschichte lange im Mittelalter stecken.» Maria Caminati belegte zuerst ein Jahr lang Politische Wissenschaften in Genf. Danach studierte sie in Basel Medizin und heiratete – als Zugeständnis ihren Eltern gegenüber – ihre Jugendliebe, einen angehenden Arzt aus dem Basler Daig. Sie engagierte sich in Basel in der «Arena», besetzte 1969 die Tramschienen mit und machte bei den Progressiven mit. «Die abstrakten Theoriedebatten langweilten mich. Aber konkrete Projekte packten mich. Wir unterhielten zum Beispiel die medizinische Beratungsstelle POCH-Form.»

Nach dem Studium folgten drei ärztliche Assistenzjahre in Luzern. Maria Caminati nahm, inzwischen geschieden, Einsitz im Stadtparlament. Das Mandat im Kantonsparlament trat

sie nicht an. «Ich war eine freundliche Politikerin. Aber mir fehlte das Herzblut für dieses Pflaster.» Spannend fand sie hier die Solidaritätsarbeit mit der «Dritten Welt». Zurück in Basel, gründete sie die besagte Gemeinschaftspraxis mit. Maria Caminati konzentriert sich seither auf die Arbeit mit Frauen. «Im Sinne von 68 verdienen wir in der Praxis alle gleich viel. Egal, ob du als Ärztin oder Hebamme tätig bist.» Vor allem gelte es, Menschen ernst zu nehmen. Alle sollten selber über ihre Gesundheit befinden. «Entscheidungen im Team treffen wir basisdemokratisch. Wir bleiben da beim 68er-Gedankengut. Und verstanden und verstehen unsere Praxis auch als Insel für die Zukunft.» 68 habe eine große Wirkung auf die Gesundheit gehabt. Die Alternativmedizin habe stark zugelegt, besonders auch in der Frauenmedizin, wo alte Pflanzenrezepturen hervorgeholt wurden. Wichtig sei die Heilung des ganzen Menschen, statt einfach etwas wegzuschneiden oder symptomatisch zu behandeln. Und wichtig sei es, Frauen den Rücken zu stärken. Die aktuelle #MeToo-Debatte sei in dieser Hinsicht auch hilfreich. Übergriffe würden immer noch verharmlost, die strukturelle Dimension als persönliche Angelegenheit abgetan. Da fehle eine konsequente Frauenbewegung. Die Geschlechterverhältnisse hätten sich zwar verändert und es gebe einige avantgardistische junge Frauen. «Aber wo sind die Verwaltungsrätinnen?» Viele jüngere Frauen seien manchmal etwas mimosenhaft. Ihnen fehle die Härte, die es brauche, um Veränderungen durchzusetzen. Und leider fehlten heute auch «die Utopien, die 68 belebten».

Neue Lebensformen

1967 kündigte die Jugendzeitschrift *Bravo* (17:68/69) noch an, Elvis Presley werde seine Freundin Prissy heiraten. Sie habe ihm bewiesen, dass sie eine gute Ehefrau sein werde. Sie sei treu, bescheiden, ehrlich. Und sie habe sich Elvis untergeordnet. Selbst wenn sie einen neuen Lippenstift verwende, frage sie ihn vorher um seinen Rat.

Mao Tse-tung (1968: 348) schrieb in seiner roten Bibel ein ganzes Kapitel über «Die Frauen». Neben den üblichen Gewaltsystemen würden die Frauen «auch noch von ihren Ehemännern beherrscht». Wobei die Gattengewalt bei den Bauern geringer sei, da die Frauen auch voll in die Arbeit integriert seien. (ebd. 349) Die Forderung nun, «dass sich alle arbeitsfähigen Frauen nach dem Prinzip ‹Gleicher Lohn für gleiche Arbeit› in die Arbeitsfront

einreihen» (ebd. 353), müsse in möglichst kurzer Frist verwirklicht werden. Sie fokussiert die strukturelle Egalität. Die 68er-Debatten regten aber vor allem auch dazu an, herkömmliche Beziehungsformen aufzubrechen. Das erwies sich als große Herausforderung. «Vieles war allerdings auch Krampf», memoriert Urs Haldimann im Gespräch. «Ich denke etwa an die ganze sexuelle Befreiung. Das war ein Murks. Ich ließ mich auf Beziehungen ein, suchte Nähe. Das führte schnell einmal ins Bett, auch wenn ich mir mehr Geborgenheit gewünscht hätte und nicht so sehr das Sexuelle. Das waren Irrwege.» Und jetzt? Urs Haldimann ist überzeugt, dass 68 dennoch viel politische Wirkung hatte. Als Beispiel erwähnt er die Schwulenbewegung, in der sich sein Schwager engagierte. «Das war aufbrechend, fröhlich, heiter, ernsthaft. Und als Claude Janiak Nationalratspräsident wurde, da war doch sein Schwulsein kein Thema mehr.» Wie bei Veronika Schaller, der früheren Basler Regierungsrätin, die mit ihrer Freundin zusammenlebte. Allerdings würden heute immer noch viele Homosexuelle «geklopft». Das sei schon betrüblich. Aber sonst sei vieles «freier und offener geworden, allerdings auch etwas oberflächlich und pseudo-liberal, nicht immer wirklich tolerant».

Die Monatszeitschrift *Konkret* erschien 1968 in einer Auflage von 160 000 Exemplaren und brachte Artikel über eine sexuelle Revolution, die auch der deutsche Spielfilm *Zur Sache, Schätzchen* andeutete. Die Uraufführung fand am 3. Januar 1968 statt. Viel Aufmerksamkeit erlangte ebenfalls Oswald Kolle mit seinem Aufklärungsfilm *Das Wunder der Liebe*. Nachdem die Geschäftsfrau und ehemalige Luftwaffenpilotin Beate Uhse und der Filmemacher Oswald Kolle die sexuell befangenen Deutschen erotisch auf Trab gebracht hatten, waren, wie Sophie Dannenberg in ihrem Buch schildert (2017: 19), die 68er nur «die Nachhut und die Nutznießer einer weltweiten kulturgeschichtlichen Strömung». Günter Amendt publizierte sein originäres Aufklärungsbuch *Sexfront* allerdings bereits 1970. Er kritisierte bürgerliche Moralvorstellungen und illustrierte alternative Handlungsweisen, was ihm den Vorwurf der Pornografie eintrug. Die verkaufte Auflage 400 000 Exemplaren belegt das Interesse. Und wie gestaltete sich die praktische Umsetzung?

Der Soziologe Sacha Batthyany (2017: 34) hat ehemalige Hippies befragt, die 1967 im «Summer of Love» in Kalifornien in Kommunen lebten. Was sie als freie Liebe priesen, erwies sich zu-

weilen als Zwang. Selbst am freiheitlichen Woodstock-Konzert sei es zu etlichen Übergriffen gekommen, erzählten ihm Ehemalige, die sich aber auch gerne an den Aufbruch und Versuch erinnerten, Neues auszuprobieren. Ruth Barbara Stämpfli schildert im Gespräch, wie sie erheblichen Beziehungsknatsch mit Genossen der Lotta Continua im Tessin erlebte. In der Phase von 1968 bis in die 1970er-Jahre spürte sie viel Wut auf die Männer, die einerseits die politischen Debatten bestimmten und für die andererseits Frauen nur Handlangerinnen und Bettgefährtinnen waren.

Die Filmerin und Musikerin Sus Zwick erlebte den 68er-Aufbruch in Fribourg. Nachher zog sie mit Freunden in einer Basler WG zusammen, in der sie einen gemeinsamen Schlafraum hatten: für alle, die ihre Nacht(un)ruhe mit andern verbringen wollten. Trotz relativ fester Zweierbeziehung ließ sie sich auch ab und zu darauf ein. Sie wollte das ausprobieren und dazu gehören. «Das war ein wenig aufregend, aber nicht wirklich sehr erfüllend. Und ich war froh, als der Spuk vorbei war.» Sus Zwick konnte und wollte auch mit dem politischen Druck nicht mithalten, frühmorgens vor Fabrikatoren irgendwelche Flugblätter zu verteilen, und zog sich innerhalb der WG mit einer Freundin in den oberen Stock zurück, was ihr die Ächtung einiger Mitbewohner eintrug. Heute lebt Sus Zwick mit ihrer Lebenspartnerin Muda Mathis in einer Wohngenossenschaft. Gleich nebenan befindet sich das gemeinsame Video-Atelier, das sie mit weiteren Künstlerinnen bespielen. Hier proben sie auch mit ihrer Frauenband Les Reines Prochaines.

Verena Keller hat im Buch *Zwüschehalt* (Arnold et al. 1979) geschildert, wie «aufgeräumt» sie vor ihrem Engagement in der Theaterwelt in einer netten Wohngemeinschaft in Kilchberg lebte. Das Zusammenleben gestaltete sich «weniger wild» als das, was andere praktizierten: Die Matratzen lagen am Boden, die Büchergestelle bestanden aus Harassen, die Möbel kamen aus dem Brockenhaus, in einem Glas steckten ein paar Zahnbürsten. Wichtig waren eine gute Stereoanlage, Spaghetti und ein paar Flaschen Rotwein. Tücher ersetzten zeitweise die Türen. Freie Liebe war angesagt, so erzählt auch die Aargauerin Barbara Guidon (Hebeisen et al. 2008: 22), die 1968 in Zürich Psychologie studierte und in einer WG lebte. «Auch wenn alle spürten, wer am Vorabend zu wem ins Bett geschlüpft war, wussten wir nicht, wie wir über Sexualität reden konnten.» Muriel Klingler lebte mit ihrem späteren Mann Wolfgang Klingler auch in einer Kommune. Aus

der Hydra-Bewegung kommend, initiierten sie Longo Mai mit. Als Paar wollten sie monogam leben. Das versuchten andere zu durchbrechen, und zwar «sehr aufdringlich, aber erfolglos». So kam es zu einer verhörartigen Aussprache, bei der sich zwei Lager bildeten. Das eine repräsentierte der legendäre Psychoanalytiker Rémy, der dafür plädierte, die Monogamie ausnahmsweise zu dulden, und geltend machte, dass sich die neurotische Störung der beiden mit der Zeit von selbst auflösen würde. Trotz seiner hohen Autorität konnte er sich mit dieser Argumentation nicht durchsetzen. Das andere Lager stellte dem Paar ein Ultimatum – und schloss es dann aus.

Peter Brückner (1970:124) hat die Kommunebewegung samt der sozio-psychischen Beweggründe für deren Entstehen analysiert. Diese waren seines Erachtens auch entscheidend für den frühen Zusammenbruch. Das viele Experimentieren strapazierte die Kommunen als kleingruppenhafte Vorwegnahme einer sozialistischen Lebensweise. Wichtig seien daher selbstkritische Reflexionen von Autoritäts- und Eigentumsverhältnissen sowie von Zusammenhängen zwischen Sexualität und Herrschaft. Peter Brückner unterscheidet drei Typen von Kommunen. Der erste Typ will das Bewusstsein erweitern, Besitzverhältnisse egalieren, die Sexualität enttabuisieren und die Paar-Fixierung aufheben. Den zweiten Typ bezeichnet er als «rotes Kloster» (ebd. 90). Die Gemeinschaft dient hier dem politischen Kampf. Der dritte Typ will die Geschlechterverhältnisse emanzipieren und die Kinder alternativ sozialisieren. Was die Kommunen auch immer intendierten, sie waren «Kinder ihrer Zeit». Sie reproduzierten teilweise unwillkürlich, was sie kritisierten. Um eine andere Sozialisation zu realisieren, sind auch «umgreifende politische und ökonomische Veränderungen» nötig. (ebd. 110).

Ulrike Meinhof verfasste in der Zeitschrift *Konkret* (12/1968) eine Kolumne über «Die Frauen im SDS oder In eigener Sache». (2008:149) Sie bezog sich auf die 23. Delegierten-Konferenz des SDS im September 1968 in Frankfurt. Heike Sanders vom Aktionsrat für die Befreiung der Frau hielt damals den SDS-Autoritäten vor, sie würden die Frauen unterdrücken. Hans-Jürgen Krahl ignorierte das Votum in seinem darauffolgenden Beitrag, woraufhin ihn Frauen mit Tomaten bewarfen. Laut Ulrike Meinhof (ebd. 150) wollten sie so klarstellen, dass die Unvereinbarkeit von Kindererziehung und außerhäuslicher Arbeit nicht ihr persönliches Versagen sei, sondern die Sache der Gesellschaft, die

diese Unvereinbarkeit gestiftet habe. Nun, die 68er-Bewegung postulierte egalitäre und freiheitliche Beziehungen, reproduzierte aber auch zwanghafte Formen, die sie teilweise mit einer Sex-und-Hopp-Liberalität kaschierte. Aber es gab auch viele ernsthafte Versuche, neue Wege zu gehen. Und das Eingeständnis eigener Widersprüche half dabei mehr als das Hochstilisieren tugendhaften Verhaltens.

Shulamith Firestone (1975/1970) hat in *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution* die Geschichte als die Geschichte von Kämpfen zwischen den Geschlechtern analysiert. Sie hält darin Frauen dazu an, selbst über Fragen der Reproduktion zu bestimmen. Die feministische Revolution müsse nicht bloss die männlichen Vorrechte abschaffen, sondern den Dualismus zwischen den Geschlechtern überwinden. Die 68er-Bewegung wollte kleinbürgerliche Familienverhältnisse aufbrechen und neue, egalitäre Beziehungsformen ohne Besitzansprüche pflegen. Das gelang offensichtlich nur beschränkt. «Frauen sind heute besser ausgebildet und häufiger erwerbstätig als noch vor fünfzig Jahren, Männer übernehmen aktivere Rollen im Familienalltag», schreibt Leila Straumann, die Leiterin der Abteilung Gleichstellung Basel-Stadt. (Präsidialdepartement 2017:3) Dennoch verdienten Frauen für gleiche Arbeit 18 Prozent weniger, seien seltener in führenden Positionen und leisteten mehr Care-Arbeit. Das Bundesamt für Statistik veranschlage in der Schweiz 8,7 Mrd. Stunden unbezahlte Arbeit und 7,7 Mrd. Stunden bezahlte Arbeit.

Friedens- und Anti-Atom-Bewegung

Bereits vor 1968 kam in der Schweiz eine Oster- und Friedensmarschbewegung auf. Mit Friedensfragen setzte sich unter anderem die Internationale der Kriegsdienstgegner (IDK) auseinander. Ab 1968 nahmen Militärdienstverweigerungen zu. Soldatenkomitees organisierten den Widerstand innerhalb der Armee. Sie kritisierten auch, wie militärische Strukturen die Zivilgesellschaft durchdrangen. Der Schriftsteller Wolfgang Bortlik (2010:16/17) hat die «Verfilzung von Politik, Militär und Gesellschaft» beispielsweise anhand des Mirage-Skandals während den 1960er-Jahren illustriert. Dabei ging es um die Beschaffung von Kampfflugzeugen für die Luftwaffe: «Die französische Mirage machte infolge Korruption das Rennen, wurde in der Produktion dann aber so teu-

er, dass die Schweiz nur noch die Hälfte der Luftflotte kaufen konnte.» Zentrales Thema der Friedensbewegung blieb das Wettrüsten.

Ostermärsche

Ostern ist das Fest des Friedens. Die Friedensmarschbewegung begann 1958 in England. 10 000 Menschen zogen von London zum Atomforschungszentrum in Aldermaston, um gegen die atomare Aufrüstung zu protestieren. In der Schweiz fand der erste Ostermarsch 1963 von Lausanne nach Genf statt. Drei schöne Tage seien es gewesen, so Franz Rueb. Immer wieder sei der redselige Zürcher Buchhändler Theo Pinkus neben ihm aufgetaucht. «Für uns Kinder und Jugendliche war das einfach der Plausch», erzählt auch Monika Waser und holt alte Fotos aus ihrer Wohnung im oberen Stock ihrer Buchhandlung am Basler Rümelinsplatz. «Wie ein Abenteuer. Wir waren mit den Jungen Pionieren dabei. Aber wir begriffen schon, dass Atombomben gefährlich sind und die ganze Welt zerstören können.» Umstritten war die friedliche Nutzung der Atomenergie. «Bei uns in der PdA hofften einige darauf. Und bei der SP sowieso», so Monika Waser. Weitere Ostermärsche führten von Olten nach Basel, von Winterthur nach Schaffhausen und von Biel nach Bern. An einem Ostermarsch kam es zu einem Eklat: «Wir mussten unsere Transparente gegen den Vietnamkrieg einrollen, erst dann wurde weitermarschiert.» 1968 blieb der Ostermarsch aus; alte und neue Friedensbewegte konnten sich auf kein gemeinsames Konzept einigen, obwohl das dringlich gewesen wäre. «Man kann sich das heute gar nicht mehr vorstellen», kommentiert dies der Friedensaktivist Peter Weishaupt (Strupler 2017: 14). «Der Kalte Krieg wirkte sich auch in der Schweiz extrem aus. Die Ideologie der totalen Verteidigung, Gesamtverteidigung genannt, trieb seltsame Blüten. Weltweit einzigartig war etwa der flächendeckende Ausbau des Bunkerprogramms, der Zivilschutz war völlig auf das Überleben nach einer atomaren Katastrophe ausgerichtet.» Die Ideologie der totalen Verteidigung provozierte auch mehrere parlamentarische Vorstöße, die die allgemeine Wehrpflicht ausbauen oder einschränken wollten.

Am 1. Juli 1968 unterzeichneten immerhin die Vereinigten Staaten, die Sowjetunion und Großbritannien einen Atomwaffensperrvertrag. 1975 hatten ihn bereits 93 Staaten ratifiziert,

bis 1980 waren es 112. Aber sonst verfolgten die westlichen Streitkräfte innerhalb des NATO-Bündnisses ein Nachrüstungsprogramm, das Widerstand hervorrief und die Friedenskundgebungen jährlich zu Ostern neu aufleben ließ. 1982 nahmen 30 000 Personen am Dreiländer-Ostermarsch in Basel teil. Darunter befanden sich viele, die sich zwischenzeitlich gegen den Bau von Atomkraftwerken engagierten. In dieser nun anbrechenden zweiten Phase der Ostermärsche, die bis Ende der 1980er-Jahre dauerte, überlagerten Umweltthemen die Friedensfrage. Das änderte sich 2003, als in Bern tausend Personen gegen den Irakkrieg von George W. Bush demonstrierten. Seither finden wieder Ostermärsche in Bern statt. Seit 2008 sind sie gesamtschweizerisch konzipiert und breit abgestützt, vom Christlichen Friedensdienst über die Fachstelle Oekumene, Mission, Entwicklung (OeME) bis zur GSoA.

«Gegen Waffengeschäfte und Krieg», so lautete das Motto des Berner Ostermarschs 2017. Über tausend Teilnehmende protestierten gegen Kriege und gegen das Geschäft mit Waffen. Denn die Rüstungsindustrie boomt und tötet weiter. Das fordert heraus. Im Jahr 2014 starben weltweit über 100 000 Menschen in vierzig Kriegen. Im selben Zeitraum haben Rüstungskonzerne Kriegsmaterial für über 400 Milliarden Dollar verkauft. Sie machen hohe Gewinne mit dem Tod. Und die Schweiz ist mitbeteiligt. Der Schweizer Finanzplatz verwaltet rund 7 Billionen Franken. Viel Geld fließt in Kriegsmaterial. Wichtige Akteure sind die Großbanken, Kantonalbanken, die Schweizerische Nationalbank (SNB) sowie Versicherungen und Pensionskassen. Aus der Pressemappe des Ostermarschkomitees vom 17. April 2017 geht hervor: Schweizerische Pensionskassen stecken jährlich über 4 Milliarden Franken in die Rüstungsindustrie. Im Jahr 2014 flossen aus der Schweiz rund 800 Franken pro Kopf in Unternehmen, die Atomwaffen produzieren. Das ist mehr Geld, als Deutschland oder Österreich dafür ausgeben. Die SNB investierte im Jahr 2016 über 800 Millionen Dollar in 14 Atomwaffenproduzenten. Und die Credit Suisse und UBS beteiligten sich im Jahr 2015 mit 6,5 Milliarden Franken an Unternehmen, die nukleare Rüstungsgüter produzieren.

Das Bundesgesetz untersagt es zwar, verbotenes Kriegsmaterial zu finanzieren. Die indirekte Finanzierung ist aber schwierig nachzuweisen. Und für konventionelles Kriegsmaterial existiert kein Finanzierungsverbot. Deshalb lancierte 2017 ein

neues, von der GSoA koordiniertes Friedensbündnis die Volksinitiative gegen Kriegsgeschäfte. Wer Kriegsmaterial produziert, soll keine Finanzierung erhalten. Die Forderung lautet: Kein Geld aus der Schweiz für Kriege dieser Welt! Auch Transparenz beim Anlageverhalten von Finanzinstituten wurde gefordert. Ja, das Finanzsystem orientiert sich an Renditen. Doch wohin das Geld fließt, ist oft unklar. So finanzieren quasi alle Bürgerinnen und Bürger die Rüstung in aller Welt mit.

Die 68er-Bewegung drängte darauf, die Rüstungsausgaben zu senken. Das Aufbrechen der Berliner Mauer 1989 besträrkte entsprechende Hoffnungen. Leider nur vorübergehend. Inzwischen sind die Rüstungsausgaben höher denn je. «Nur wer auf den Frieden setzt, kann etwas gewinnen», schrieb der Ende 2017 verstorbene Philosoph Hans Saner in der Zeitschrift *Neutralität* (7/1969:9).

Friedensfrauen

An Ostern 2017 nahm auch Sophie Berger am Berner Friedensmarsch teil. Ein Jahr zuvor erhielt sie den Schweizer Märchenpreis 2016. Die Mutaborstiftung ehrte die Heilpädagogin, Friedensfrau und Erzählerin «für ihren unermüdlichen und freiwilligen Einsatz für die Integration von Flüchtlingen mithilfe von Märchen». Sophie Berger kam 1938 in Bern zur Welt und wuchs in Langnau auf. Von 1963 bis 1971 arbeitete sie als Primarlehrerin an einer «normalen Schule». «Bewusst und intellektuell» nahm sie «von der 68er-Bewegung kaum etwas wahr». Aber das änderte sich 1971. Von da an arbeitete sie zwanzig Jahre als Lehrerin bei geistig behinderten Menschen. Das erste Jahr unterrichtete sie in Norwegen. Das politisierte sie, und zwar nicht im parteipolitischen Rahmen, sondern hinsichtlich ihres Verständnisses von Sozialpolitik: «Immer schon am Rand, immer schon Feministin, ohne viel Ahnung, was das eigentlich ist, immer schon voller Zuversicht und ohne viel Überlegung, ungebremst in alle Mauern». Die Pflaster für eingeholte Schrammen kaufte sie «immer schon selbst». Norwegen bestärkte sie darin. Der europäische Norden sei «bei weitem viel weiter vorn in der Emanzipation». Vor der Pensionierung nahm sie noch eine Arbeitsstelle in der Psychiatrie an. In den USA demonstrierte sie gegen die Todesstrafe. In Palästina engagierte sie sich für Flüchtlinge. «Ich bin also immer mehr am Rand aktiv. Das gibt mir eine viel bessere Übersicht.»

Sophie Berger lebte «immer schon in und mit Geschichten». Ihre Mutter malte und ließ sie mit Musik aufwachsen. Märchen und Geschichten gehören zu ihren frühesten Lebenserfahrungen. «Ohne sie wäre meine jahrzehntelange Begleitung von Menschen mit geistiger Behinderung nicht möglich geworden.» Nach einer Ausbildung zum Erzählen erlebte Sophie Berger bei ihrem ersten Aufenthalt in Palästina (2003), wie wertvoll der Zugang über Märchen und Volkserzählungen aus dem Buch *Speak Bird Speak Again* für einen Kulturaustausch sein kann. Das sei für sie zu einem unerlässlichen sozialpolitischen Anliegen geworden. Seit 2005 organisiert Sophie Berger internationale Anlässe mit dem Buchautor und Professor Sharif Kanaana aus Ramallah zu Fragen der Identität und Verständigung. Das sei doch auch im Sinne von 1968. Wie der interkulturelle Austausch, den sie mit Asylsuchenden pflegt.

Schweiz ohne Atomstrom

David Christoph Häni hat eine Dissertation zur Geschichte des verhinderten Atomkraftwerks Kaiseraugst verfasst und «Die Nähe der Atomkraftgegner zur 68er-Bewegung» thematisiert. (2016: 111) Die Revolten führten nach seiner Einschätzung zu einer zunehmenden Distanz gegenüber den vorherrschenden Werten der Nachkriegsjahre und zu einer erhöhten Bereitschaft zur politischen Partizipation. Zudem nahmen gerade in den frühen 1970er-Jahren verschiedene Baustellenbesetzungen Demonstrationsformen auf, welche die 68er-Bewegungen popularisierten. Aktive kultivierten den zivilen Ungehorsam weiter. Und neu entstandene linke Gruppierungen klinkten sich bei der Mobilisierung ein, die sie teilweise instrumentalisierten, aber auch entscheidend unterstützten. «Offensichtlich gelang es den AKW-Gegnern», folgerte Häni, «Impulse von 1968 zu integrieren und eine gelungene Balance zwischen Radikalität und Besonnenheit herzustellen.» (ebd. 116) Die einen wollten einfach das AKW verhindern. Andere hofften auf einen antikapitalistischen Aufbruch.

Im April 2017 lud die Basler Dokumentationsstelle gegen Atomstrom zu einem Tag der offenen Tür ein. Die meisten Anwesenden waren über sechzig Jahre alt. Sie erinnerten sich: Am Osterdienstag 1975 besetzten im aargauischen Kaiseraugst zahlreiche Bürgerinnen und Bürger das Gelände, auf dem der Bund ein Atomkraftwerk bauen wollte. Das Vorhaben spaltete die Be-

völkerung. Die einen wiesen auf den zunehmenden Strombedarf hin, andere auf die Gefahren eines Reaktorunfalls und die Problematik des Atommülls. 1988 stoppte der Bundesrat das AKW-Projekt. Ausschlaggebend war wohl der einzigartige Widerstand der Bevölkerung, an dem sich auch einzelne Mitglieder der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) beteiligten. Dutzende von AKW-Gegner harrten mehrere Wochen auf dem Gelände aus. Zu einzelnen Kundgebungen kamen bis zu 20 000 Personen.

Bruno Hunziker verantwortete das Dossier für die Aargauer Regierung. Der Energieminister wollte mit Hilfe von Bundesrat Kurt Furgler und weiterer Kantone das Gelände räumen und stellte fest, dass ein Teil der Parlamentarier – jene aus dem unteren Fricktal – Verständnis hatte für die Besetzung. Später bilanzierte er, «die sehr disziplinierte Gegnerschaft, die als Gesprächspartner auch kooperationsfähig war», unterschätzt zu haben. Zudem «hätten wir als Aargauer rasch eingreifen müssen». Er selber wechselte 1976 von der Kantonsregierung zur Geschäftsleitung von Motor-Columbus, die schon 1963 den Landkauf und 1966 den Bau des AKW bekanntgab.

Offen und chronologisch hat Ulrich Fischer (2013), der die Planung des AKW seinerzeit administrativ und juristisch betreute, den «Brennpunkt Kaiseraugst» in seinem Buch beschrieben. So erfahren wir, wie er am Osterdienstag 1975 dem Schweizer Fernsehen ein Interview gab und nachher intervenierte, damit die «Tagesschau» es nicht ausstrahlte. Fischer kommentierte auch eine Menschenkette der Demonstrierenden: «Einmal mehr haben die Kernkraftwerkgegner ihr Talent für optisch wirksame Effekte bewiesen.» In seinem Epilog schreibt er, er hoffe, «die Kapitulation des Rechtsstaats vor dem Druck der Straße» möge ein Einzelfall bleiben. Dann seien «die schmerzlichen Erfahrungen nicht umsonst gewesen». Bemerkenswert ist, dass Ulrich Fischer das Nachwort Peter Scholer überließ, der den Widerstand initiierte und koordinierte. Gut gepasst hätte noch ein Vorwort von Aernschd Born. Er wirkte bei der Besetzung in Kaiseraugst als Liedermacher mit. «Ich informierte mich vorher über die Gefahren der Atomkraft und machte dann bei der Bürgerinitiative aktiv mit.» Er verfasste mehrere poetische Songs zum Thema, wurde 2008 Geschäftsführer der Vereinigung «Nie wieder Atomkraftwerk» (NWA) sowie des Trinationalen Atomschutzverbands (TRAS) und ist heute Kurator der Dokumentationsstelle Atomfreie Schweiz. Nach der Kaiseraugster Besetzung engagierte er

sich in der Basler Hausbesetzerszene an der Florastraße, der Ryffstraße, der Hardstraße, der Elsässerstraße und dem Petersgraben. «Ich meinte, der Kaiseraugst-Erfolg ließe sich eins zu eins übertragen, was aber nicht zutraf.»

Alias «gauche»

Der Oberbaselbieter Ruedi Epple gehörte zu den prägenden Personen der Gewaltfreien Aktion Kaiseraugst (GAK), die er eng mit 1968 verknüpft. «Das Jahr 1968 hat mein Leben und mein politisches Engagement sehr stark und bis heute geprägt», schreibt er. «Ich verstehe und fühle mich nach wie vor als ein 68er.» 1968 war Ruedi Epple allerdings erst sechzehn Jahre jung. Er wuchs in einer politischen Familie auf. Sein Vater engagierte sich politisch als Gewerkschafter und Sozialdemokrat. Ruedi half schon Mitte der 1960er-Jahre mit, im Dorf Wahl- und Abstimmungsmaterial zu verteilen. Die Inhalte sog er förmlich auf. «Wirf die Rose nicht weg», lautete der Titel einer Flugschrift, an die er sich gern erinnert. Die sozialistische Utopie sprach ihn an.

1968 begann Ruedi Epple eine Lehre als Elektromechaniker. Ein weiterer Schulbesuch war in seiner Familie trotz guter Noten kein Thema. In seinem Lehrlingstagebuch fanden Rudi Dutschke, Daniel Cohn-Bendit und die Pariser Mai-Ereignisse einen starken Niederschlag. Neben der *Arbeiter-Zeitung* las er die *National-Zeitung* und später die von August E. Hohler redigierte Wochenendbeilage. Auf die Mai-Unruhen folgte im August der schockierende Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in der Tschechoslowakei. Ruedis Sympathien galten Dubcek, Svoboda und dem Sozialismus mit menschlichem Antlitz. Ruedi nähte sich aus Stoffresten ein ČSSR-Fähnchen, das er am Velo anheftete, mit dem er von Sissach nach Gelterkinden in die Vorlehre radelte. Der gewaltfreie Widerstand der Prager Bevölkerung prägte seine Haltung zum Militär und weckte sein Interesse für die Friedensforschung.

Nach der Vorlehre arbeitete Ruedi während vier vollen Tagen im Betrieb. Einen Tag besuchte er die Gewerbeschule in Muttenz. In seiner Mappe steckte für einige Wochen das *Kapital* von Karl Marx. Die «blaue» Ausgabe schaffte er sich erst später an. Unterwegs und in den Pausen kämpfte er sich durch die ersten hundert Seiten, verstand aber nicht viel. Er kontaktierte die Hydra und sorgte in der Jugendgruppe des SMUV für Rabatz. Die Vereinigung junger Sozialdemokraten, der er angehörte,

nannte sich nun Jungsozialisten. Er machte bei der IdK mit und demonstrierte in Bern gegen den Vietnamkrieg. Das «Ho-, Ho-, Ho-Chi-Minh!» faszinierte ihn. Seine Leserbriefe in der *Volksstimme* und in der *Gewerkschaftsjugend*, die er später selbst redigierte, zeichnete er mit «gauche».

Ruedi litt an der langen Arbeitszeit, die schon um 7 Uhr begann. Die Ferien waren viel zu kurz, viele Arbeitskollegen wirkten abgestumpft. Am meisten machte ihm der Lehrlingschef zu schaffen. Er gab nur negative Rückmeldungen. Kein Lob, kein Zuspruch, nichts. Um einen Grund zu haben, dem Betrieb fernbleiben zu können, begann er, sich selbst Verletzungen zuzufügen. Dann bot sich sein Rückenleiden als Ausweg an. Während der Therapie durfte er nur noch einfache, repetitive Arbeiten verrichten. Das gab ihm Zeit zum Träumen und Nachdenken. Stundenlang beobachtete er dabei aus erhöhter Perspektive den Betrieb auf dem Sissacher Bahnhof. Als die Rückenschmerzen nicht nachließen, stand zunächst eine andere Berufslehre zur Diskussion, doch nach einem Gespräch mit einem früheren Lehrer, dem er vertraute, kehrte Ruedi an die Sissacher Realschule zurück, absolvierte das letzte Schuljahr des Progymnasiums und wechselte nachher ans Gymnasium Liestal. Er wollte das Lehramt in Physik und Chemie erlangen. Doch das änderte sich bald. Denn unter dem Einfluss von 1968 öffneten sich seine politischen Horizonte. Das Engagement bei den Juso, in der Gewerkschaftsjugend, bei der IdK und der Schülerzeitung *Querschläger* wurden zur wichtigsten Nebensache. Ruedi wollte nun Politikwissenschaft studieren, um das Gesellschaftssystem besser verstehen und «über den Haufen werfen zu können». Er war felsenfest davon überzeugt, dass eine politische Wende bevorstand. Ihm schwebte keine Karriere als Politiker vor. Er wollte einfach in sozialen und politischen Bewegungen mitmachen.

Ruedi Epple verweigerte auch den Militärdienst. Vor dem Militärgericht argumentierte er mit dem Konzept der Sozialen Verteidigung, das er auch von seinen persönlichen Kontakten zum Friedensforscher Theodor Ebert kannte. Dessen Buch *Gewaltfreier Aufstand. Alternative zum Bürgerkrieg* (1970) war für Ruedi Epple ein Schlüsselwerk. Es fügte stimmig zusammen, was für ihn zusammengehört: die Friedensbewegung, den gewaltfreien Widerstand, den demokratischen Sozialismus und die konkrete Aussicht, ihn durch einen gewaltfreien Aufstand herbeiführen zu können.

Aufmerksam verfolgte Ruedi Epple dann zu Beginn der 1970er-Jahre die Auseinandersetzung um das Atomkraftwerk Kaiseraugst. Er wartete geduldig auf einen günstigen Zeitpunkt, um gewaltfreie, direkte Aktionen vorzuschlagen. Als er Theodor Ebert an einer Tagung von Hans A. Pestalozzi im Gottlieb Duttweiler Institut in Rüslikon auf diese Möglichkeit ansprach, winkte dieser ab. Die Atomkraft sei doch eine Form der friedlichen Nutzung von Kernenergie. Erst später revidierte Ebert seine Ansicht. Im Herbst 1973 entschied sich das Bundesgericht für die AKW-Lobby. Die SP Baselland wollte «einmal mehr eine zahme Protestresolution beschließen». An der Delegiertenversammlung schlug Ruedi Epple gewaltfreie Aktionen, notfalls die Besetzung der Baumaschinen und des Geländes vor. Die Adressen, die er an diesem Anlass von Interessierten sammelte, bildeten den Grundstock für die Gründung der Gewaltfreien Aktion Kaiseraugst, die später das Gelände besetzte und entscheidend dazu beitrug, den Bau des AKW zu verhindern.

Selbstverwaltung und genossenschaftliche Ansätze

Der Ökonom Thomas Heilmann ist seit Jahrzehnten mit der Praxis der Selbstverwaltung vertraut, die er schon früh auch theoretisch reflektierte. Zudem ist er über diverse Projekte in konkrete praktische Erfahrungen eingebunden. So etwa beim Zürcher Rotpunktverlag, der im Jahr 2017 sein 40-jähriges Bestehen feierte, sowie bei der Alternativen Bank Schweiz (ABS).

Im Zürcher Limmatverlag veröffentlichten Toni Holenweger und Werner Mäder 1979 ihr Buch *Inseln der Zukunft?* über die «Selbstverwaltung in der Schweiz», das die Ropress druckte. Selbstverwaltung richtet sich, wie Thomas Heilmann (1979: 143) in diesem Band ausführte, gegen Fremdbestimmung und bürokratische Willkür. Sie müsse zu einem zentralen Element einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaft in unserem Land werden und entspreche einem grundlegenden emanzipatorischen Bedürfnis. Dabei gelte es, keine vorgefertigten Modelle zu übernehmen, sondern die Idee auf die pluralistische Tradition der Schweiz abzustimmen. Das erfordere viel Überzeugungsarbeit, gerade bei den traditionellen Gewerkschaften. Die Bewegung der Selbstverwaltung müsse auch adaptierte Konzepte für Großbetriebe entwickeln. Über kleine «Inseln der Selbstbefreiung» hin-

aus seien antimonopolistische und antikapitalistische Strategien nötig, die den Gedanken der Selbstverwaltung breitenwirksam zum Tragen bringen und Rahmenbedingungen kreieren, die weitere Projekte fördern könnten.

40 Jahre Rotpunktverlag, das sind fast 800 Buchtitel von fast 400 Autorinnen und Autoren und über eine Million verkaufte Bücher. Fidel Castro machte den Anfang mit seinen veröffentlichten Reden. Thomas Heilmann war schon vor dem Startschuss dabei, Andreas Simmen blieb dann auch über 33 Jahre. Und mehrere Jüngere kamen hinzu. Kontinuität und Wandel verschränkten sich. Die Professionalisierung stärkte die Haltung und die Idee der genossenschaftlichen Selbstverwaltung. Dem Zeitgeist zum Trotz.

Hannes Reiser, der sich seit der Gründung für Longo Maï engagiert, skizziert die Geschichte der Selbstverwaltung und der damit verknüpften Sozialen Ökonomie, die er als Reformbewegung versteht, um das Potenzial von Genossenschaften und Vereinigungen auf Gegenseitigkeit zu bündeln. Der Soziologe Isidor Wallimann (1996) beschreibt, wie sich die Selbstverwaltung in der Schweiz nach 1968 weiterentwickelte. Mehrere tausend Betriebe existieren heute. Die *Wochenzeitung* (WOZ) stellt jeweils in der Ausgabe zum 1. Mai zahlreiche Projekte vor. Dazu gehören Druckereien, Restaurants, Buchläden, Fahrradläden, soziokulturelle Zentren, Tagungshäuser, Schreinereien, Handwerkerkollektive, landwirtschaftliche Produktionsgemeinschaften und weitere Kollektive, die sich teilweise auch in Branchenverbänden organisieren. Der Stand ist beachtlich und doch relativ marginal. Ein paar neuere Ansätze zeichnen sich bei Wohngenossenschaften ab. «In vielen Städten haben sich Bewegungen formiert, die gegen Neubauprojekte, für den Erhalt von kulturellen Freiräumen und für sozialen Wohnungsbau kämpfen, Zwangsräumungen verhindern oder die Selbstorganisation in Quartieren direkt umsetzen», schreibt die Redaktion der Zeitschrift *Widerspruch* in ihrem Heft (68/2016:5) über «Konzerne Stadt Demokratie».

Die Zürcher Ropress ist die alternative Szenedruckerei, die sehr professionell und umweltbewusst arbeitet. Sie geht auf die 68er-Bewegung zurück und existiert seit bald fünfzig Jahren. Ursprünglich druckte sie einfach all die politischen Flugblätter und Broschüren. Sie legte Wert darauf, über eine eigene Infrastruktur zu verfügen, um einseitige Abhängigkeiten zu vermeiden. Das lohnte sich. Ebenso das konsequent umgesetzte Vorha-

ben, keine Schulden zu machen und nur das Geld auszugeben, das bereits erwirtschaftet ist. «Das nimmt Druck», wie der Naturwissenschaftler Hans Peter Vieli erklärte. Vieli ist seit Anfang dabei. Er lebt immer noch in der Wohngemeinschaft, die sich im Obergeschoss der Druckerei befindet. «Ganzheitlich denken und nachhaltig wirtschaften», so lautet das Motto, das die Ropress auf ihrer Homepage ausweist und seit Ende der 1970er-Jahre im Vordergrund steht. Damals splittete sich die Politszene stark auf. Und die Ropress begann, nebst dem genossenschaftlich politischen Engagement, die Ökologie stärker zu gewichten. Zum Beispiel als eine der ersten Druckereien in der Schweiz, die Recyclingpapier verwendet hat. Und wenn die Ropress von der Nachhaltigkeit spricht, dann meint sie auch die drei Dimensionen: Umwelt, Soziales und Wirtschaft.

Heute steht die Ropress als erfolgreiches Unternehmen da, das über finanzielle Reserven verfügt und seinem politischen Verständnis treu geblieben ist. Hans Peter Vieli, der nach der Klosterschule in Disentis an der ETH sein Studium abschloss und eine Assistenzstelle besetzte, hätte auch eine wissenschaftliche Karriere machen können. Aber der 68er-Zeitgeist des gegen gesellschaftlichen Unternehmertums reizte ihn mehr. Er ist ein ausgesprochen politisch denkender Mensch, vermied es aber stets, sich parteipolitisch zu engagieren. Als Student machte er noch bei FASS und RAZ mit. Aber das reichte ihm. Nachher konzentrierte er sich mehr auf gesellschaftspolitische Ziele. Er engagierte sich im Netzwerk für Selbstverwaltung, im Stiftungsrat der Alternativbank und im internationalen Forest Stewardship Council (FSC), einer gemeinnützigen Vereinigung, die ein Label für Nachhaltigkeit entwickelte. Vieli macht dort im Schweizer Ableger mit, zusammen mit den Großverlagen Ringier und Birkhäuser.

Vieli liegt viel am internen Betriebsklima. Dazu gehören für ihn unabdingbar eine möglichst flache Hierarchie und die Gleichstellung der Geschlechter. Das Reinvestieren der erworbenen Mittel in den eigenen Betrieb hilft, die Qualität stets weiterzuentwickeln – und zwar stets umweltgerecht. Die Ropress war weltweit die erste Druckerei, die bereits im Jahr 2000 mit dem mittlerweile Mainstream gewordenen FSC-Label zertifiziert wurde. Was den Stolz etwas mindert, ist die Ernüchterung darüber, dass sich das Netzwerk für Selbstverwaltung aufgelöst hat und viele Betriebe eingegangen sind. Zwar gibt es kleinere Ko-

operationen und neue Betriebe. Aber insgesamt hat die soziale Ökonomie in den letzten Jahren keineswegs zugelegt. Die Digitalisierung ist für die Ropress eine große Herausforderung. Viel Stabilität bringt die eigene, großzügige Liegenschaft, in die die Ropress während Jahren systematisch investierte.

Hans Peter Vieli und Thomas Heilmann arbeiteten beide auch im Verwaltungsrat der Alternativen Bank Schweiz zusammen, die in den 1980er-Jahren entstand und sich in ihrer Selbstdarstellung auf den 68er-Aufbruch bezieht. Die selbstverwalteten Betriebe, die damals aufkamen, benötigten sozial und ökologisch verträgliches Geld. Nach Finanzskandalen wollten immer mehr Menschen ihr Geld ethisch verantwortbar anlegen. So entstand 1987 eine Trägerschaft für eine alternative Bank. Der Verein sammelte das nötige Aktienkapital und erhielt 1990 von der Eidgenössischen Bankenkommission grünes Licht. Heute zählt die Bank rund 100 Mitarbeitende, 5000 Aktionärinnen und Aktionäre sowie eine Kundschaft von über 30 000 Personen. Wer bei der Alternativbank sein Geld anlegt, weiß wofür. «In die Realwirtschaft investieren, statt spekulieren», lautet die Devise. Zu den Gründungsmitgliedern zählen die EvB, die Aktion Finanzplatz Schweiz, Greenpeace und der WWF. Trotz höherem Eigenkapital muss die relativ kleine Alternativbank die Risiken gut abschätzen. Sie kann nicht alle Projekte unterstützen, die sie unterstützen möchte. Thomas Heilmann gehörte von 1990 bis 2001 dem Ausschuss des Verwaltungsrats an, von 1995 bis 2001 präsidierte er den Verwaltungsrat. Dabei musste auch er, obwohl antimonopolistisch orientiert, kapitalistische Prinzipien akzeptieren. Aber immerhin war und ist es der Bank möglich, klar auf erneuerbare Energien zu setzen und keinen Franken für die Rüstungs- oder Atomenergie bereitzustellen.

Einen interessanten Ansatz der Selbstverwaltung praktiziert seit bald einem halben Jahrhundert Longo Mai. Nach dem Mai 1968 vereinigten sich die Schweizer Lehrlingsgruppe Hydra und die Wiener Gruppe Spartakus zu Longo Mai. Der Gründungskongress fand 1972 in Basel statt. Als Grundlage diente das Papier «Die Krise, ein Angriff». In Basel befindet sich heute noch das Büro, das die Aktivitäten der gegründeten Kooperativen administrativ koordiniert. Ein Zentrumshof mit eigenem Regionalradio befindet sich in Limans in der Provence. Als Europäisches Bürger-Forum und Comité Européen pour la Défense des Réfugiés et Immigrés (CEDRI) konstituiert, publiziert Longo

Mai auch eigene Nachrichtenblätter und Zeitschriften. Rund zweihundert Personen leben in selbstverwalteten Kooperativen. Sie betreiben Landwirtschaft, leben alternativ und suchen den demokratischen Konsens ohne Abstimmung. Die propagierte freie Liebe erwies sich bald einmal als schwierig. Der Militärputsch in Chile 1973 förderte die internationale Ausrichtung des politischen Engagements.

Zu ihrem 40-jährigen Bestehen beschrieb Longo Mai in einer Selbstdarstellung die «Kunst des organisierten Durcheinanders» (2012: 14). Die Kooperativen sind horizontal strukturiert, ohne formale Hierarchie. Entscheidungsprozesse verlaufen zuweilen etwas turbulent. «Sogar ein Soziologe bekäme manchmal Kopfweh.» Die Selbstorganisation unterscheidet sich von einer Selbstverwaltung, die stärker bürokratisiert ist. Nick (2017: 1) ist seit vierzig Jahren bei Longo Mai. Er arbeitet in der Baugruppe, die schon drei verfallene Höfe neu aufgebaut hat, vorwiegend mit Trockenmauern aus selbstbearbeiteten Steinen, die an Ort und Stelle liegen. So entstanden «Werke, deren Schöpfer namenlos sind»: in Weiler Grange Neuve, St-Hippolyte und Le Pigeonnier. Als neues Projekt bearbeitet er ein dreistöckiges Generationenhaus für fünfzehn Personen. Die Baugruppe integriert auch Flüchtlinge. Kooperationen gab es da und dort auch zwischen Longo Mai und Jenischen, die eine eigene Lebensweise anstreben, sich engen Kontrollversuchen der Behörden zu entziehen versuchen und mit ihrer Radgenossenschaft ebenfalls auf die 68er-Tradition berufen. Diese habe ihnen vor allem vor Augen geführt habe, wie wichtig es ist, sich zu wehren und sich für die eigenen Interessen und jene der Kinder einzusetzen.

«Es bringt etwas,
wenn du dich
wehrst»

Im Oktober 2017 veranstaltete das Museum Lagerhaus in St. Gallen eine Ausstellung und Veranstaltungsreihe zum 80. Geburtstag des Kunstmalers Walter Wegmüller. Manfred Papst würdigte ihn in der *NZZ am Sonntag* (24.9.2017: 67) als «Grenzgänger zwischen Kunst, Krautrock und Tarot». Der ehemalige Verdingbub Walter Wegmüller, selbst Sohn von Fahrenden, präsidierte von 1978 bis 1981 die Radgenossenschaft, die er in unserem Gespräch in seinem Atelier am Pelikanweg beim Basler Zoo als «Kind der 68er-Bewegung» bezeichnete. Zudem gehörte er zu jenen Kunstschaffenden, die als Gruppe Farnsburg den Basler 68er-Aufbruch mit initiierten.

Walter Wegmüller kam 1937 in einer Familie von Fahren- den in Bern zur Welt. Seine Mutter war ledig und jenisch – ein Fall für die Fürsorge. Die Behörden nahmen ihr den Bub weg, steckten ihn in ein Heim und gaben ihn, vierjährig, als billige Arbeitskraft zu einem groben, ja brutalen Bauern nach Aegerten ins Berner Seeland. Der Bauer war oft betrunken, jähzornig und sadistisch. Walter Wegmüller wuchs unter misslichen Bedin- gungen auf. Er bekam oft Prügel und wenig zu essen.

Dieses Schicksal teilten viele Kinder von Jenischen. 1926 entstand das Pro-Juventute-Projekt «Kinder der Landstraße». Der Schweizer Bundesrat Heinrich Häberlin, Stiftungsratspräsi- dent der Pro Juventute, bezeichnete damals «die Jenischen» als «dunklen Fleck in unserm auf seine Kulturordnung so stolzen Schweizerlande», den es zu beseitigen gelte. Die Vormundschafts- behörden entzogen rund 900 Kinder von (fahrenden) Jenischen ihren Familien. Diese Praxis hielt bis Anfang der 1970er-Jahre an. Lehrpersonen, Geistliche und gemeinnützige Einrichtungen deckten sie. Walter Wegmüller flüchtete immer wieder «zu den Zigeunern». Er konnte sich jeweils eine Zeitlang verstecken. «Aber der Weg führte gnadenlos zurück.» In der Erinnerung nahm er Bilder von Tarotkarten auf, die er mit Kohlen und Krei- den nachzeichnete. Die harte Arbeit auf dem Hof hinderte ihn allerdings daran, die Volksschule ordentlich zu beenden.

Die nächste Station war eine Erziehungsanstalt in Wabern, in der er «dank dem Zeichnen überlebte». Danach folgte eine Be- rufslehre als Flachmaler bei einem Tessiner Lehrmeister, der ihn unterstützte. Nach dem Lehrabschluss in Biel arbeitete Walter Wegmüller tagsüber als Flach- und abends als Wappen- und Kunstmaler, was ihm früh Erfolge und Preise eintrug. Ein gut zweijähriger Abstecher folgte in den Basler Rheinhafen mit gut bezahlter Schichtarbeit und «läbigen Beizen, in denen auch das Geld floss, allerdings in die falsche Richtung, vom eigenen Sack an die Theke». Allmählich reaktivierte Walter Wegmüller seine Kontakte zur Kunstszene. Sie führten auch zu Sergius Golowin und zu Friedrich Dürrenmatt, der ihm ein Bild für 15 000 Fran- ken abkaufte. Später kaufte Walter Wegmüller dieses «Herz- blut-Bild», den *Frontfüssler*, wieder für den gleichen Betrag zu- rück. Die Zeiten, die er nun an der Staffelei arbeitete, verlänger- ten sich. Eindrückliche Malereien, Tarot- und Kunstkarten entstanden. Seine sehr kreative und produktive Phase nach 68 hielt im Grunde bis heute an.

Wo immer sich Walter Wegmüller aufhielt, in Paris, London oder der Schweizer Bundesstadt, er nahm stets neue Elemente auf und entwickelte so seinen Stil weiter. Er organisierte ausgefallene Kunstfestivals mit und trat international auf, zum Beispiel mit dem 1974 publizierten Zigeuner-Tarot mit 78 Bildern, die seit 1968 entstanden. Als Mitbegründer der Basler Farnsburggruppe beteiligte sich Walter Wegmüller auch an Film- und Musikprojekten. Eine Zusammenarbeit ergab sich mit dem polizeilich verfolgten Timothy Leary (1920–1996). Der amerikanische Psychologe propagierte als Autor der Hippie-Bewegung den Konsum von Drogen zur Bewusstseinerweiterung. Walter Wegmüller half ihm, sich zu verstecken. 1975 begründete er die Radgenossenschaft der Landstraße mit, die Dachorganisation der Schweizer Fahrenden, wie sie sich zeitweise selbst nannte. Sie legt Wert darauf, alle Jenischen und Sinti zu vertreten und wendete sich mit Nachdruck gegen das Image, das Hippies vermittelten, die sich mit ihnen verschwistern wollten, um auf diese Weise in die Ferne zu schweifen. In ihren Anfängen entsagte die Genossenschaft auch gestrengen «Revoluzzern», die die Jenischen gerne etwas marxistischer gehabt hätten. «Was ich jedoch an den 68ern schätzte», so Walter Wegmüller, «war das Aufbegehren und der Mut, sich zu wehren. So betrachtet bin ich auch ein 68er; aber kein ideologischer.» In seiner Zeit als Präsident der Vereinigung musste er in vielen Konflikten vermitteln. Wichtig war für ihn die 68er-Erfahrung: «Es bringt etwas, wenn du dich wehrst, vor allem kollektiv.»

Trampen, Drogen und Widerstand

«Fünzig Jahre Hippie-Trail» hat Dominik Imseng (2017:4) seine Hommage an das kollektive Reisefieber, das die Welt verändert habe, betitelt. Gemeint ist die Innenwelt jener, die Wärme in der Ferne suchten. Heerscharen angehender Hippies pilgerten nach Indien oder Nepal. Oft führte der Weg über die Türkei in den Iran und dann weiter, mit Zwischenstation in Afghanistan oder Pakistan. Plädierten die, die die Welt gesehen hatten, nun geläutert für mehr Toleranz und globale Gerechtigkeit?

In Istanbul starteten die Busse in den Iran. Schwarze Bretter dienten der Kommunikation. «Dieter! Sind schon mal los! Wir sehen uns in Delhi!» So zitiert Dominik Imseng (ebd. 9) einen An-

schlag. Er beschreibt auch den weiteren Verlauf typisierter Reisen und wie die Blumenkinder an der iranischen Grenze das Warten lernten. Im Hindukusch bewunderten sie riesige Buddha-Statuen. In Kabul interessierte sonst viele Globetrotter der Schwarze Afghane. Je weiter man nach Osten kam, desto besser schien das Haschisch, und desto zugänglicher das Opium und Heroin. Das änderte sich 1979, als sowjetische Truppen in Afghanistan einfielen. Mit dem Sturz des Schahs veränderte sich im Iran die Einstellung gegenüber nackter Haut. Zentral blieb aber die innere Erleuchtung. Die Sinnsuche endete oft im indischen Mekka, in Goa.

Eugen Sorg (2008) hat seine Erfahrungen als Gammler in *Mein Leben als 68er* beschrieben. Er fuhr per Autostopp nach Istanbul und reiste von dort mit seiner Freundin und seinem Freund durch die Türkei, Persien, Afghanistan, Pakistan und Indien nach Nepal. «Wir wussten nichts von diesen Ländern.» (2008: 30) Unterwegs in den Bussen und Abstiegen, trafen sie stets «neue Bekannte». Einige entzogen sich mit diesen Reisen drohenden Gerichtsverfahren wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt. «Aber alle konsumierten Drogen, die in den meisten durchquerten Ländern so einfach und billig aufzutreiben waren wie Fladenbrot. Die ersten der jungen Barrikadenflüchtlinge waren bereits in Istanbul süchtig geworden, hatten ihr Reisegeld für Opium verbraucht und blieben als kranke Reisende in der Stadt hängen. Andere strandeten erst in Kabul, wo sie Morphinum rezeptfrei in der Apotheke und Wasserpfeifen mit hochpotentem Haschisch über den Zimmerservice beziehen konnten. Abstürze in die Psychose wiederum kamen eher in Kathmandu vor. Eine neue Fluglinie, unter den jungen Reisenden ‹Trans Love Airways› genannt, verband San Francisco direkt mit der nepalesischen Hauptstadt.» Eugen Sorg beschreibt dann auch ein Erlebnis in Kandahar im Süden Afghanistans. (ebd. 32) Er saß mit andern Reisenden auf einem Hügel in einem Park. «Eine Opiumpfeife machte die Runde, als etwa zwanzig Meter von uns entfernt einige Afghanen einen Landsmann herbeischleppten, ihm das Hemd auszogen, ihn an einen Baum fesselten und mit einer Rute heftig auszupeitschen begannen.» Sorg und seine verladenen Kollegen schauten einfach zu. «Ich verspürte kein Mitgefühl. Wir waren eingebettet in die wohlige Wolke des Opiumrauschs.» Einer, der seinen Fotoapparat vermisste, hatte sich zuvor bei den Afghanen beklagt. Diese wählten dann als Opfer

einen Bruder des vermuteten Diebs. Soweit Sorg – recht offen und selbstkritisch.

«Furchtbar
enttäuscht»

Der in Biel lebende Soziologe und Psychotherapeut Peter Trübner ist «von 68 und den Folgen furchtbar enttäuscht» und erinnert an «Maoisten, die ‹Ho-Ho-Ho Chi Minh› skandierten, und Stalinisten, die bei den Demonstrationen gerne vorne liefen». Heute ist er dankbar, «dass die 68er nicht an die Macht kamen». Peter Trübner, der mit dem Soziologen Urs Jaeggi befreundet ist, ist ein sozial engagierter Intellektueller; die 68er-Bewegung beurteilt er sehr kritisch.

Er verweist auf den ehemaligen «Jungsozialisten Gerhard Schröder», der, wie der britische Premierminister Tony Blair, als Kanzler den Neoliberalismus propagiert und den Sozialstaat abgebaut habe. Er erwähnt auch den 68er-Anwalt Horst Mahler, der inzwischen die extreme Rechte unterstützt. «Und der grüne Otto Schily verteidigte als Innenminister sogar Gesetze, die er als 68er bekämpft hat.» Diese Liste ließe sich lange fortsetzen, bis hin zum Thema Drogen: Aus dem Schrei «Make love not war» der Hippies sei Timothy Learys «Turn on, tune in, drop out» geworden.

Peter Trübner beklagt, wie viele Drop-outs in der Psychiatrie oder beim Heroin landeten. Ihr Widerstand gegen die Konsumgesellschaft habe zu keinem neuen politischen Bewusstsein geführt, sondern zum Rückzug in die Privatsphäre. Für Peter Trübner ist 68 «eine Zeit, in der vermeintliche Rebellen reaktionäre Praktiken sozialistisch begründeten». Das habe auch der Soziologe Pierre Bourdieu in *Homo Academicus* kritisiert. Und der Philosoph Theodor W. Adorno sei an einem Herzinfarkt gestorben, «weil er nicht ertrug, dass Studierende sich auf seine Kritische Theorie beriefen und wie Nazi-Schergen auftraten».

Peter Trübner kam 1951 in Jena (Thüringen) zur Welt. Er besuchte 1968 ein Gymnasium in Bitburg, das sich damals noch als Eliteinstitution verstand. Von 165 Jugendlichen, die 1961 in das kleinstädtische Gymnasium eintraten, schlossen 63 mit dem Abitur ab. Peter Trübner war 1968 Schulsprecher. Im Mai jenes Jahres beteiligte er sich an Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze. Er erlebte den 68er-Aufbruch als moralischen Protest gegen ehemalige Nazis, gegen den Vietnamkrieg, gegen die Kolonisation der sogenannten Dritten Welt. Peter Trübner

engagierte sich für einen demokratischen Staat auf der Grundlage eines kategorischen Imperativs: «Handle so, dass dein Handeln allgemeines Gesetz werden kann.» Am Gymnasium erkämpften die älteren Schüler eine Mitbestimmung, die heute kaum mehr bestehe. «Lehrpersonen mussten ihre Bewertungen transparent begründen. Aber viele setzten sich bald wieder darüber hinweg.» 1970 erlebte Peter Trübner dann im Studium der Soziologie, Psychologie und Philosophie «die Restbestände der 68er-Bewegung» in Frankfurt am Main und in Berlin. «Die Maoisten hielten die rote Mao-Bibel in der Hand. Sie träumten von einer Kulturrevolution und vertraten ein Proletariat, das sie gar nicht kannten.» Von Daniel Cohn-Bendit überzeugte ihn die Aussage, wer revolutionäre Veränderungen wolle, müsse bei sich selbst beginnen. In Frankfurt erlebte Peter Trübner aber, «wie Cohn-Bendit niederschrie, wer eine andere Meinung vertrat». Und in Berlin schloss ihn der marxistische Philosoph Wolfgang Fritz Haug von einem Seminar aus, «weil ich sein stalinistisches Verständnis von Dialektik hinterfragte».

Hippies träumten, wie Peter Trübner sie beschreibt, von Cannabis, LSD, Mescaline, Frieden, Freiheit und Gleichheit. Die Beatles standen für «All you need is love». Bereits im November 1968 sangen sie auf ihrem weißen Album: «Happiness is a warm gun». «Gun» war, so Trübner, die Bezeichnung der Opiatsüchtigen für ihre Spritze. Smoke-ins und Love-ins sollten dem Frieden dienen, Drogenkonsum und psychedelische Musik das Bewusstsein erweitern. Bob Dylan sang «Everybody must get stoned», die Small Faces «I got high» und Jefferson Airplane «One pill makes you larger».

In Berlin kämpften «herumschweifende Haschrebellen» zunächst an der Seite der APO. Ihr «kiffender Protest» kennzeichnete laut Peter Trübner ihre Suche nach neuen Lebensformen. Der widerständig gemeinte Drogenkonsum verstärkte jedoch den Rückzug. «Er verband die Gemeinschaft. Gleichzeitig trug die Verinnerlichung des Rauschs dazu bei, dass die Drogenkonsumenten immer weniger nach außen aktiv wurden. Der ursprüngliche kollektive Protest wich der Suche nach dem individuellen optimalen Genuss.» In seiner Arbeit als Therapeut hörte Peter Trübner häufig von sogenannten Horrortrips, die LSD-Konsumierende statt des erhofften «Durchblicks» erlebten. «Mit der Verbreitung von Opiaten wurde bald deutlich, dass Drogenkonsumenten kein revolutionäres Potenzial mitbrachten.» Viel-

mehr bräuchten sie Hilfe zur nachholenden Sozialisierung. Das Potenzial an Gesellschaftskritik und Bewusstseinsweiterung, das die Hippies für sich beanspruchten, sei mit der Legalisierung dem unauffälligen Rausch gewichen. Dabei sei der gleichzeitige Konsum von Alkohol und Cannabis inzwischen selbstverständlich. «Der ehemalige Protest gegen den Alkoholkonsum der Eltern wurde aufgegeben.» Hohe Konzentrationen der Wirkstoffe im Indoor-Cannabis erhöhten heute zudem die Einweisungen in die Psychiatrie zur Behandlung von Folgepsychosen.

Viele, die einmal ausbrechen wollten, sind laut Peter Trübner inzwischen von jener Gesellschaft vereinnahmt worden, gegen die sie 1968 noch protestierten. Zynisch sei heute der verbreitete Gebrauch leistungssteigernder Drogen. So etwa von Kokain, Crystal Methedrin, Ritalin und neuen Designerdrogen. Drogenkonsum sei zum festen Bestandteil der Leistungsgesellschaft geworden. Die ehemalige Verweigerung der Hippies gegenüber der Konsum- und Leistungsgesellschaft habe umgeschlagen. Die Leistungsgesellschaft habe eine Beschleunigung erreicht, in der Stress mit stimulierenden Drogen bewältigt werde. «Hier wird ersichtlich, wie selbst die Drogen der ehemaligen Gesellschaftsverweigerer inzwischen zum Funktionieren des Systems beitragen. Und da fragt sich: Was ist an emanzipativer Kraft von 1968 geblieben?»

Antiautoritäre Erziehung

Wer 1968 die Waggons einer Eisenbahn durchschritt, entdeckte da und dort einen Buchrücken mit dem Titel *Summerhill*. Der Bestseller über die antiautoritäre Erziehung löste intensive Debatten aus – später auch über die antiautoritär Erzogenen.

Summerhill und Scuola di Barbiana

Summerhill handelt von der Theorie und Praxis der antiautoritären (Heim-)Erziehung. Das Buch erschien 1960 in englischer Sprache und 1965 in deutscher Übersetzung mit dem Untertitel *Das revolutionäre Beispiel einer freien Schule*. Die «antiautoritäre Erziehung» tauchte dann in der Taschenbuchausgabe von 1969 auf, von der sich innert vier Monaten 200 000 Exemplare verkaufte. 1921 gegründet, versucht das Internat bis heute seine Regeln mit den Kindern auszuhandeln. 1968 war bereits die Tochter des

«Urvaters» Alexander Sutherland Neill für das avantgardistische Projekt zuständig, in dem damals achtzig Kinder lebten und acht Erwachsene unterrichteten. Wer das Internat abschloss, gestaltete die eigene Zukunft offenbar recht solide und erfolgreich. Erziehe die Kinder freiheitlich, lautete die Botschaft, die der Dichter Khalil Gibran und der Sozialpsychologe Erich Fromm im Vorwort (in: Neill 1969:9f.) zusammenfassten: Erziehe sie ohne Angst, Zwang und Schuldgefühle. Es sind nicht deine Kinder. Sie gehören sich selbst, nicht dir. Du kannst ihnen deine Liebe schenken, aber nicht ihr Denken bestimmen. Es gibt keine problematischen Kinder, nur problematische Eltern. Neill regte an, Kindern möglichst viel Selbstbestimmung zu gewähren, sei es beim Schulbesuch oder in der Freizeitgestaltung. Wobei ihm viel daran lag, gemeinsam Vereinbarungen zu treffen und die Kinder nicht einfach sich selbst zu überlassen, wie Wolfgang Klingler berichtet, der in der Schweiz das Longo-Maï-Projekt mitinitiiert hat, Summerhill besuchte und nach ähnlichen Prinzipien eine eigene Schule gründen wollte. Seine frühere Partnerin, Muriel Klingler, die sich ebenfalls bei Longo Maï engagierte, ist von einem anderen Projekt beeindruckt: der Scuola di Barbiana. Pater Lorenzo di Milani gründete diese «Schüler-Schule» in der Toscana für Kinder von Landarbeitenden, die in der öffentlichen Schule «versagten». Er schaffte die Noten ab, stimmte das Tempo auf die Langsamsten ab, setzte die älteren Kinder als Lehrende ein und orientierte den Unterricht in erster Linie an den Fragen der Schulkinder. Dies mit dem Resultat, dass nun alle Kinder die Abschlussprüfung bestanden. Nach Marianne Gronemeyer (1976) veränderten sich das «Versagen» und die Resignation, indem eine produktive Handlungsalternative entstand. Von sich aus unternahmen die Eltern und Kinder zunächst nichts mehr. Die tief verwurzelte Überzeugung von der eigenen Unzulänglichkeit lähmte sie. Ein externer Impuls half, Unrecht aufzudecken und eigene Ressourcen zu mobilisieren. Die Scuola di Barbiana regte weitere alternative Schulen an. Die Debatten beeinflussten auch staatliche Schulsysteme, vor allem bei der Integration von Kindern mit Lern- und Verhaltensstörungen. Als ähnliche Projekte entstanden die Schule für offenes Lernen (SOL) in Liestal oder die Gesamtschule Schüpberg in Schüpfen bei Bern.

Von Summerhill inspiriert, arbeitete Dorothee Deimann 1968 in einem Kinderladen in Berlin-Charlottenburg. Sie lebte in einer Wohngemeinschaft und tauschte sich über pädagogische Fragen gerne mit Ulrike Meinhof aus. Zu den Grundlagen gehörten Schriften von Otto Rühle, der sich für mehr Chancen benachteiligter Kinder engagierte. Ein weiterer Bezugspunkt war die Frankfurter Schule, die die Erziehung radikal erneuern wollte. Die Kritische Theorie beurteilte die Erziehung in der abgeschlossenen Familie als autoritär. Der Anstaltscharakter könne faschistische Tendenzen nähren. Am meisten beeindruckte Dorothee Deimann aber, wie Alexander Sutherland Neill in Summerhill versuchte, eine möglichst freiheitliche und kreative Erziehung zu verwirklichen. In diesem Sinne entstanden 1967 vornehmlich in Universitätsstädten selbstverwaltete Kinderläden, die sich anti-autoritär ausrichteten und Kindern keine glaubensmässigen oder pädagogisch festgefahrenen Erziehungsmethoden vermitteln wollten. Einige Kinder wuchsen auch mit andern Kindern und weiteren Erwachsenen zusammen in Wohnkommunen auf. So ergab sich eine größere Vielfalt der Bezugspersonen. «Es sollte keine Anpassung oder gar Unterdrückung geben», erinnert sich Dorothee Deimann. «Die Kinder konnten weitgehend selbst entscheiden, wann und wo sie etwas tun wollten. Das Ziel bestand darin, Kreativität und Selbstbewusstsein durch Freiraum zu ermöglichen, ohne Drohung oder Strafe. ›Love and Peace‹ und ›sexuelle Befreiung‹ hießen die Lebensideale. Die alternative Kultur differenzierte die Kinder weniger nach deren Entwicklungsalter. Im Wunsch nach gleichberechtigtem Miteinander, einer neuen Form der Gesellschaftsfähigkeit, mündeten diese Versuche später oft auch ins Chaotische.»

Aufgrund praktischer Erfahrungen emanzipierte sich jedoch der Erziehungsstil, so Dorothee Deimann. «Im Rahmen bestehender Grenzen zwischen Pädagogen und Kindern wollte man anstelle der rigoros antiautoritären Erziehung – Lustprinzip, Egoismus, Spaß haben – mehr Akzeptanz, Pflichtbereitschaft und Rücksichtnahme fördern.» Eine kindgerechte Erziehung berücksichtige unterschiedliche Hintergründe und Entwicklungsstufen der Kinder. Sie achte die Kinder als eigene Wesen. Diese Sicht wurde laut Dorothee Deimann «bleibend in das gesellschaftliche Bewusstsein aufgenommen». Allerdings gelte es, diese Errungenschaft zu verteidigen. Denn neue Anforderungen kämen etwa über die digitale Entwicklung ins Kinder-

zimmer, die wiederum einseitige Abhängigkeiten mit sich bringen und eine empathische Kommunikation gefährde. «Der Pädagoge steht der Übermacht globaler Bilder und Zeichenwelten gegenüber, die in ihrer Vielfalt und Schnelligkeit ein unabhängiges Denken erschwert.» So bleibe das Bemühen, «die kindliche Individualität friedlich zu fördern». Aus den libertär-antiautoritären Ansätzen, die «die Herrschaftsverhältnisse zwischen Erzieher und Kind keineswegs aufhoben», könne sich «ein Prinzip Hoffnung entwickeln, das Eigenständigkeit und Selbstverantwortung» hochhalte. Soweit Dorothee Deimann. Sie lebt heute als freie Schriftstellerin und koordiniert die Vereinigung Kunst-raumrhein. Ihre vier Töchter sind alle pädagogisch engagiert und praktizieren die möglichst demokratische Erziehung weiter, die sie von Kindesbeinen an schätzen lernten. Von sich selbst sagt Dorothee Deimann, so ganz bürgerlich etabliert fühle sie sich noch immer nicht. Für sie gelte noch immer «Empört euch» statt «Macht kaputt, was euch kaputt macht». Der Geist der 68er wehe weiter. «Wie eine Sehnsucht, die sich immer wieder neu in Erinnerung bringt durch die Zeitgeschehnisse. Nicht als morsche Nostalgie, sondern als Essenz, die für die Gegenwart nützlich sein könnte.»

Kinderhaus

Lisa Schläpfer kam 1949 in Herisau (AR) zur Welt. Sie wuchs in einem kleinbürgerlich mittelständischen Haushalt auf, mit einer Mutter, die ihr und ihren drei Schwestern aber schon eine etwas aufmüpfige Haltung vermittelte. Der Vater, ein ausgebildeter Kaufmann, stieg in einer Konservenfabrik zum Direktor auf und fühlte sich der FDP verbunden.

1968 war Lisa Schläpfer «eine brave Seminaristin» in St. Gallen. Noch nahm sie dort keinen gesellschaftlichen Aufbruch wahr. Auch nicht in Stein am Rhein, wo sie als Kindergärtnerin arbeitete und sich etwas einsam fühlte. So zog sie 1971 mit einer Freundin nach Basel, lebte in einer WG, nahm im staatlichen Kindergarten «als halbe Polizistin» 31 Kinder in Obhut und wechselte dann ins private Kinderhaus, das aus einer 68er-Elterninitiative entstand. Es gab wöchentliche Vollversammlungen mit den Eltern, die Mittagsverpflegung der Kinder bestand aus etwas Suppe, Tee und einem selbst mitgebrachten Znüni-Brot. «Das reichte», erzählt Lisa Schläpfer, die sich nebenbei noch zur Heilpädagogin weiterbildete. Ein Jahr vor ihrem Abschluss

wurde sie 1976 als Großrätin ins kantonale Parlament gewählt. Hier blieb sie bis 1981 als Vertreterin der Progressiven Organisationen, denen sie sich schon 1971 angeschlossen hatte und denen sie sich bis zum Schluss, 1991, verbunden fühlte – wenngleich sie die vielen Sitzungen im verrauchten «Rosshof» mit den langen Reden der Männer manchmal etwas mühsam fand. Auch glaubte sie nie an das Heil einer Revolution. Wichtig waren ihr die menschliche Gerechtigkeit, der soziale Ausgleich und konkrete Aktionen. Da machte sie gerne mit. Und überhaupt öffnete sich nach 68 eine Welt für sie. Das war für sie «als Mädchen aus dem Appenzellerland ein großer Befreiungsschlag».

Lisa Schläpfer ist der Ansicht, 68 habe viel bewirkt, der Geist dieser Zeit dürfe nicht verloren gehen. Die staatlichen Kindergärten hätten inzwischen viel von privaten Initiativen wie dem Kinderhaus übernommen und ebenfalls die Öffnungszeiten ausgeweitet. Vor allem hätten sich aber die Geschlechterverhältnisse stark verändert. So habe der 68er-Aufbruch auch persönlich viel gebracht. Heutige Jugendliche erlebt sie allerdings als teilweise zu pragmatisch und auf sich selbst konzentriert. Das gemeinsame politische Engagement fehle, das sie noch sehr stark in der Gewerkschaft Erziehung erlebte, die heute, in den VPOD integriert, etwas lahm und zahm sei. Wenn Lisa Schläpfer heute mit ihrer Familie im Appenzell ihre Schwester Marianne Kleiner trifft, die für die FDP im Nationalrat politisierte und gesellschaftspolitisch zwar liberal, aber doch sehr wirtschaftspolitisch orientiert sei, dann vermeiden sie mittlerweile heftige Diskussionen.

1968 geboren

Antonia Brix arbeitet als Regisseurin im deutschsprachigen Raum. Sie kam 1968 zur Welt und sagt heute: «Ich bin eine 68erin.» Damit meint sie nicht ihren Jahrgang, sondern «meine eigenen Ansprüche an eine demokratische Gesellschaft und einen weniger hierarchischen Theaterbetrieb». Zu ihrem «Jahrgang 68» sagt sie: «Das spricht sich für mich leicht und irgendwie gut aus. Dass mein Geburtsjahrgang für eine Bewegung, für ein Aufbegehren gegen Unterdrückung und Bevormundung steht, ist schmeichelhaft. Sehr viel angenehmer, als wenn das Jahr beispielsweise für einen Kriegsbeginn stünde. Es wird erzählt, dass ich im Bauch meiner Mutter an einer Demonstration teilgenommen habe. Auch diese Begebenheit erfreut mich, weil es in mir

die Hoffnung weckt, dass etwas von der damaligen Stimmung auf mich abgefärbt hat. Meine Eltern waren kein aktiver Teil der 68er-Bewegung. Dennoch waren sie interessiert und aufgeschlossen. So wurde ich beispielweise an dem frisch gegründeten Kindergarten des Instituts für Frühpädagogik angemeldet, das anwendungsbezogen forschte. Die Kinderliteratur für meine Schwester und mich war antiautoritär, ebenso die Hörspiele und Musikschallplatten. Die erste Diskrepanz setzte mit der Schulzeit ein. Sowohl in der Grundschule als auch auf dem Gymnasium herrschte ein äußerst autoritäres Klima. Die Lust zu studieren verebbte, da der ersehnte Ort, einen Raum zu finden, indem man gemeinsam denkt, sich für mich als Institution des Wiederkäuens darstellte, wo die eigene Meinung und Meinungsbildung keinen Platz hatten. Mein Unvermögen im Umgang mit Autoritätspersonen blieb mir lange erhalten, weil ich es nicht vermochte, sie außerhalb ihrer hierarchischen Ordnung zu betrachten. Meinen Einstieg ins Theater und als Theaterregisseurin fand ich in einem kleinen Theater, geleitet von 68ern, die mir trotz meines jugendlichen Alters von damals zwanzig Jahren auf Augenhöhe begegneten.»

Übergriffe

«Was die Mädchen von uns wollen», titelte die Jugendzeitschrift *Bravo* im Juni 1967. Im abgedruckten Brief «Ich liebe meinen Lehrer» schrieb die sechzehnjährige Liselotte, sie habe gelesen, dass man dafür ins Gefängnis komme. Aber das sei ihr egal. *Bravo* antwortete auf das «Problem der Woche», es gebe viele Liselottes, und richtete das Wort direkt an sie: «Finger weg, ihr Liselottes, die ihr einen Lehrer aufs Korn genommen habt.» Und: «Ihr solltet euch lieber auf Prüfungen seriös vorbereiten, um gute Noten zu erhalten.» *Bravo* erweckte den Anschein, als ob das Verlangen der Schülerinnen das Problem sei.

Sophie Dannenberg hat in ihrem Roman *Das bleiche Herz der Revolution* (2004) beschrieben, wie auch eine schrankenlose 68er-Erziehung dazu führen kann, sich übergriffig zu verhalten. Der Übergang zwischen der Bejahung der kindlichen Körperlust und sexueller Grenzüberschreitung sei zu fließend. Im *Kursbuch 17* finden sich die Protokolle von Cohn-Bendit und namenloser Kinderladen-Kollektive. Aussagen der Kommunnarden Eike Hemmer und Eberhard Schulz kämen, so Dannenberg in einem neueren Aufsatz (2017: 17), wie pädophile Agitationstexte daher.

Der schöne Schalk der Kommune I und II lasse sich nicht von dem trennen, was sie ihren Kindern antaten. Für Anna Ratti, die Bündner 68er-Aktivistin, ist «Pädophilie ist ein Tabu-Thema der 68er». Offen sprach die ehemalige Hüttenwartin im selbstverwalteten Bildungszentrum in Salecina das Überschreiten von Grenzen an wie auch die Versuche, solche Praktiken theoretisch zu rechtfertigen. Deshalb sei es dringlich, dieses Thema auch in der Linken ernsthaft anzugehen.

Der Journalist Eugen Sorg (2008:8) hat geschildert, wie ihn im Februar 1969 zwei Kriminalbeamte in der Mini-WG weckten. «Es war frühmorgens, und wir schliefen noch auf unseren Matratzen, die wir alle in einem Raum ausgelegt hatten.» Die Beamten suchten einen ausgerissenen Jugendlichen und fanden ihn nicht, dafür seine Schwester – auf dem Schlafplatz des Wohngesossen Rico, dessen Freundin sie gerade war. «Weil sie splitternackt und erst 15 war, nahmen die Polizisten sie mit auf die Wache, und gegen Rico wurde ein Verfahren wegen «Unzucht mit Kind» eingeleitet. Es wurde aus Mangel an Beweisen wiedereingestellt. Wir drei andern hatten vor dem Untersuchungsrichter geschworen und dabei versucht, möglichst ernst dreinzublicken, dass nichts Ungesetzliches zwischen den beiden vorgefallen sei. Nicht einmal, betonten wir, ein Zungenkuss. Ein solcher hätte bereits den Tatbestand der Unzucht erfüllt. Dies hatte uns ein befreundeter Jurist erklärt, den wir vor dem Gerichtstermin konsultiert hatten.»

Der Pädagoge und Publizist Jürg Jegge, geboren 1943, gestand 2017, mit «weniger als zehn» Buben sexuelle Kontakte eingegangen zu sein. Die Übergriffe sind verjährt und nicht mehr strafbar. 1976 veröffentlichte Jürg Jegge seinen Bestseller *Dummheit ist lernbar*. Darin begründete Jegge eine zwangsfreie Reformpädagogik und plädierte dafür, Ausbildungen den individuellen Fähigkeiten von Kindern anzupassen. Jürg Jegge trat auch als Liedermacher und als Moderator in Fernsehsendungen auf. Seine Bekanntheit verlieh ihm eine Machtposition, die er offenbar ausnutzte. Wobei er die Übergriffe als eine Form der Therapie für die Buben kaschierte. Jürg Jegge gründete 1985 die Stiftung Märtplatz zur beruflichen Eingliederung junger Menschen mit Startproblemen. Er leitete die Eingliederungsstätte bis 2011. Täter machen immer wieder geltend, im Einverständnis der Minderjährigen oder sogar auf deren Wunsch hin gehandelt zu haben.

Der Zürcher Pädagoge Heinz Moser, der selbst mit der 68er-Bewegung verbunden ist, hat sich im *InfoSperber* (24.10.2017) mit dem «tiefen Fall des Lehrers der Nation» auseinandergesetzt. Er erinnerte daran, wie Jürg Jegges Buch immerhin eine Auflage von 200 000 Exemplaren erreichte, und fragte: «Waren wir alle naiv gewesen?» Die Stärke des Buchs lasse sich auch beim heutigen (Wieder)Lesen empfinden, so Moser. Es enthalte pädagogisch viel Überzeugendes. Einzelne Erzählungen wirkten indes etwas plakativ. Und Jegge komme in den Fußstapfen von Jean-Jacques Rousseau und Heinrich Pestalozzi daher, deren Praxis auch nicht einfach den vertretenen Idealen entsprach. Wie bei Jegge, der teilweise recht chaotisch agiert, aber ansprechend aufzeigt, wie Schulen auch «Dummheit» produzieren und «schwierige Kinder» stigmatisieren. Jegge plädierte zu Recht dafür, vorhandenen Kompetenzen zu fördern. Aber wie? Er fokussiert die Beziehungsebene und sieht den Lehrer als Therapeuten und Kameraden. Die Nähe zum Kind erscheint als hilfreich. Und da verschwimmen das Rollenverständnis und die Distanz, die zur Fachperson gehört. Gerade wenn ihn ein Schüler zum Kaffee einlädt, was Jegge als günstige Gelegenheit erwähnt, sich näherzukommen. Und da thematisiert Heinz Moser das doppelsinnige Verhältnis zur Macht. Jegge kritisiert zum einen, wie Autoritätspersonen ihre Macht über Kinder und Jugendliche ausüben, und kaschiert zum andern die eigene Macht, die so hilfreich und gut gemeint erscheint. Jegge war zwar bei sexuellen Praktiken klar, dass er strafbar handelte. Indem er jedoch die gesellschaftliche Norm problematisierte, legitimierte er sein persönliches Verhalten, statt seine persönlichen Interessen zu analysieren.

Rotes Schülerbuch und Schülerzeitungen

Vier Jahre nach dem *Roten Buch* von Mao Tse-tung erschien 1969 in Kopenhagen *Das kleine rote schülerbuch*. Von der deutschen Ausgabe (Andersen et al. 1970) setzte der Verlag Neue Kritik innert weniger Monate über 100 000 Exemplare ab. Weitere Übersetzungen folgten. Das «Handbuch» erinnerte von der Aufmachung her an die «Mao-Bibel». Die rund 150 Kapitel kamen kurz, knapp und witzig daher. Sie regten dazu an, selbst zu denken und einen interessanten Unterricht einzufordern und mitzugestalten. Zum Lernen sei es sehr wichtig, aufmerksam zu sein, Lust dazu zu haben und Fragen zu stellen. (Andersen et al. 1970: 16) Eigentlich sollten Lehrpersonen ähnliche Interessen

haben. Es könne nicht nur darum gehen, Arbeitskräfte für die Wirtschaft zu produzieren. Bündnisse seien möglich und vor allem im Klassenverbund wichtig, um kollektiv zu handeln – falls nötig mit Streik. Weitere Kapitel befassten sich mit Strafen, Sex, Drogen, Prüfungen, Schulversagen, Sitzenbleiben, dem «süstem» und der Sprache, die einfach und verständlich sein solle. Die Schule als Spiegel der Gesellschaft. Um die Schule zu ändern, müsse man die Gesellschaft verändern. Und um die Gesellschaft zu ändern, müsse man die Schule verändern. Lehrende und Lernende müssten bei diesen Veränderungen möglichst zusammenarbeiten. Zwischen ihnen bestehe kein notwendiger Gegensatz. Die Anregungen aus dem *schülerbuch* erheiterten und erregten viele Gemüter. Die Schuldirektion der Stadt Bern warnte 1970 vor dem «subversiven Büchlein» und erwirkte, dass die Einfuhr zeitweilig gestoppt, eine Radiosendung abgesetzt und einige Bücher beschlagnahmt und aus dem Verkauf gezogen wurden. Die Hysterie wirft ein Licht auf die damalige Zeit. Sie erhöhte selbstverständlich auch die Attraktivität dieses wohlwollenden und keineswegs klassenkämpferischen Büchleins, das dann auch viel Stoff für Schüler/innen-Zeitungen hergab.

Auseinander- setzung in der Schule

Kurt Seifert engagierte sich 1968 in einem «Schülerrat». Zwei Jahre später studierte er, 21-jährig, Sozialpädagogik in Tübingen. In den 1970er-Jahren gehörte er maoistischen Organisationen an. Seit 1984 lebt er in der Schweiz. Er erarbeitete mehrere Studien für Pro Senectute und verfasste 2002 mit Guntolf Herzberg eine Biografie des Philosophen und Sozialökologen Rudolf Bahro (1935–1997), *Glaube an das Veränderbare*. Heute ist Kurt Seifert Redaktor der religiös-sozialistischen Zeitschrift *Neue Wege*.

Kurt Seifert politisierte sich im Vorfeld von 1968. Er gründete 1966 am Hans-Thoma-Gymnasium in Lörrach ein «Aktionskomitee für Demokratie in der Schule» und hängte Plakate auf, in denen er die neue Hausordnung kritisierte. Die Aushänge verschwanden schnell. Kurt Seifert verfasste einen Artikel in der Schülerzeitung *Echo* und drängte mit einem kleinen Kreis erfolgreich darauf, ein Schülerparlament zu bilden. Zu diesem Zeitpunkt dachte er noch nicht daran, «die Konfrontation mit der Schulleitung zu suchen». Er wollte einfach «ernst genommen werden». Dem Wunsch, einer Gemeinschaft anzugehören und

diese selbst beeinflussen zu können, standen die hierarchischen Strukturen der Schule entgegen. Oberstudiendirektor Alfred Klar verkörperte diese idealtypisch.

Im Mai 1968 verließ beinahe die gesamte Oberstufe in der fünften Stunde den Unterricht, um gegen das Oberschulamt in Freiburg zu protestieren, das eine Veranstaltung zu den Notstandsgesetzen kurzfristig untersagt hatte. Einzelne Schüler gründeten eine «Aktion Demokratische Schule» (ADS). Anlass zur Aktion bot der Vizedirektor des Gymnasiums mit seiner Aussage, es gebe «zu viele Proletarier» an den Schulen und Universitäten. Die Aktionsgruppe reagierte mit einem Flugblatt. Nach weiteren Auseinandersetzungen verbot die Schulleitung das Verteilen von Flugblättern in der Schule. Im Dezember 1968 protestierten zehn Schüler mit einem weiteren Flugblatt gegen dieses Verbot. Sie wurden daraufhin vom Unterricht suspendiert. Unter ihnen befand sich auch ein Sohn des Direktors: Christian Klar, der spätere Exponent der RAF. Dazu erklärte Kurt Seifert: «Wir haben uns damals über autoritäre Strukturen und pseudo-demokratische Zustände empört, wir wollten eine neue Schule in einer anderen, humaneren Gesellschaft. Ein paar von uns sind den Weg der Gewalt gegangen – weil sie glaubten, nur so die Welt verändern zu können. Dieser Weg hat sich als Sackgasse erwiesen. Die Notwendigkeit, die Verhältnisse auf dieser Erde menschlich einzurichten, bleibt.»

Gewerkschaft Erziehung

Bewegte 68er-Lehrerinnen und Lehrer gründeten 1973 in Basel, durch die POCH mitinitiiert, die Gewerkschaft Erziehung (GE), die viele Debatten über Bildungsfragen anregte. Sie kritisierten, wie das herrschende Bildungssystem soziale Ungleichheiten reproduzierte, und verlangten mehr Chancengleichheit für alle sowie zeitgemässe Lehrformen und Lehrinhalte. Auch Schülerinnen und Schüler sollten mehr zu sagen und vor allem förderliche Lernbedingungen haben. Die GE wollte bessere Ausbildungs-, Weiterbildungs- und Arbeitsbedingungen für Lehrerinnen und Lehrer. Sie lancierte gleich zu Beginn eine erfolgreiche Initiative für kleinere Schulklassen.

Der GE-Aktivist Rolf Häring kam 1973 als Vertreter der POCH in den Basler Großen Rat, dem er, zeitweise auch als Fraktionspräsident, bis 1984 und später nochmals angehörte. Beruflich arbeitete er als Sonderklassenlehrer. 1968 trug wesentlich zu

seiner Politisierung bei. Seinen Horizont öffneten auch längere Reisen nach Afrika und Asien. Ja, die GE sei als eigene Gewerkschaft aus der POCH entstanden. «Vielleicht war das ein wenig instrumentell konzipiert», räumt er ein. «Aber überaus erfolgreich.» Das Gefäß habe einem echten Bedürfnis entsprochen, sich über das Klassenzimmer hinaus zu artikulieren, bekräftigt auch Lisa Schläpfer im Gespräch, die sich ebenfalls für die GE engagierte. 2007 schloss sich die GE mit dem VPOD zusammen, um gemeinsam wirkungsvoller agieren zu können. Seither sei sie etwas marginalisiert und relativ wirkungslos, befinden sowohl Lisa Schläpfer wie auch Rolf Häring. Es gebe zum Beispiel kaum noch Widerstand, wenn die Behörden das Rektorat eines Gymnasiums bestimmten, ohne das Lehrpersonal maßgeblich einzubeziehen. Auch die Bürokratisierung mit lauter Zwischenhierarchien setze sich offenbar unbehindert fort.

Gegen geistige Enge

Wie wichtig engagierte Lehrpersonen sind, zeigt das Beispiel von Walter Dellers, stellvertretend auch für andere, die gegen geistige Enge antreten. Er trug 1968 als vierzigjähriger Vater von sieben Buben einen langen Bart, war mit der Kunstmalerin Helen Dellers verheiratet, bot an der Basler Kantonalen Handelsschule einmal in der Woche über Mittag freiwilligen Philosophieunterricht an und hielt seine Hand schützend über aufmüpfige Schülerinnen und Schüler. Walter Dellers mochte sich nie parteipolitisch betätigen. Er agierte, wie er es selbst formuliert, «einfach so, als Einzelmaske» oder, anders ausgedrückt: als Persönlichkeit mit Zivilcourage. Er durchbrach das Prinzip von «Schüler fragt, Lehrer antwortet». Walter Dellers prägte als offener Geist viele Heranwachsende. Er tat dies «auch ein wenig im Sinne von 68» und deutete «eigentlich schon lange vorher» an, wie eine andere Ausbildung möglich ist oder möglich sein sollte. Am Vortag seines 90. Geburtstags vom 28. Februar 2018 erzählt mir Walter Dellers, wie er einst im Klassenzimmer die Bänke in Hufeisenform zusammenschieben ließ, damit alle einander sehen konnten. Aber die Kollegen drängten darauf, das wieder zu ändern. Denn während der Stunde würden die Schüler sich zublinzeln und während der Prüfungen abschreiben. Walter Dellers erzählt weiter, wie 1971 eine Gymnasialklasse ein brisantes amerikanisches Theaterstück gegen den Vietnamkrieg aufführte. Ohne das Stück gelesen zu haben, woll-

te der Rektor die Aufführung verbieten. Er drohte sogar mit der Polizei. Das Stück richte sich gegen den Krieg und damit gegen die Schweizer Armee. In Windeseile verbreitete sich die Nachricht. Alle Aufführungen fanden in der voll besetzten Aula statt. Weiter geschah nichts.

In den 1960er-Jahren reiste Walter Dellers mit einer Klasse zehn Tage nach Berlin. Bei einem Tagesbesuch in Ostberlin forderte er alle auf, ein Exemplar der neuen DDR-Verfassung mitzunehmen, die am Grenzübergang auflag. Im Geschichtsunterricht verglichen sie dann die neue DDR-Verfassung mit der Schweizer Bundesverfassung, damals noch die von 1874. Erstaunlich, wie demokratisch der DDR-Text war, wie patriarchalisch der schweizerische. Kein Frauenstimmrecht, kein Recht für Frauen, der Mann ist das Haupt der Familie, er bestimmt den Wohnsitz, verwaltet die Finanzen. «Aber wir verglichen auch den Verfassungsinhalt mit der Realität in der DDR: Anpassung, Unterwürfigkeit, die Partei hat immer recht. In der Schweiz besteht hingegen eine relative Freiheit im Alltag, im Denken, im Reden», so Dellers. Nach Beschwerden eines einflussreichen Vaters eröffnete ihm der Schulleiter, aus pensumtechnischen Gründen das Fach Geschichte mit dem Freifach Latein abtauschen zu müssen.

Popmusik und Politsongs

Der Musiker und ehemalige DRS-Redaktor Martin Schäfer interessiert sich für das Zusammenspiel von Politik und Musik. Das Miteinander zeige, wie sehr die 68er-Szene über die studentische Bewegung hinausreichte. Das hätten aber auch viele Involvierte kaum wahrgenommen und es sei erst allmählich entstanden. «Ich glaube nicht», stellt er fest, «dass irgend jemand von uns mit einem politischen Bewusstsein begann. Mit Ausnahme von Dylan.» (2008: 28) Die Anfänge erlebte er «mehr sozial als politisch», bis eben persönliche Gefühle auch als politische galten. Selbst die Rock'n'Roller der 1950er-Jahre hätten ihre Musik der «Halbstarken» eher als rebellisch denn politisch verstanden. Und der 68er-Song der Beatles, «Revolution», höre sich fast wie eine Absage an die Politik an. Erst später sei John Lennon ein Friedensaktivist geworden. Und doch hätten schon vorher, über den plakativen Agitpop und die Politsongs der Liedermacher hinaus, Lieder wie «Like a Rolling

Stone», «Sergeant Pepper», «Light my Fire» und «Satisfaction» intuitiv politisch gewirkt. Vielleicht sogar mehr als theoretische Abhandlungen. Wer den 68ern vorwerfe, ihre Bewegung sei eine Sache von Kopf und politischer Moral gewesen, verkenne die Stimmungslage und das lustvolle Hier und Jetzt. Die Verbissenheit sei erst mit den ideologischen Abgrenzungen und dem langen Marsch durch die Institutionen aufgekommen. Vorher galt es, wie Marcuse postulierte, das Realitäts- in ein Lustprinzip zu verwandeln. «I can't get no satisfaction» habe geheißen, man wolle keinen weiteren Lustaufschub akzeptieren. Wobei sich dann schon gezeigt habe, «dass der Prozess der Veränderung effektiv eher unromantisch ist und nicht sehr dramatisch» (ebd. 28). In Tat und Wahrheit sei er sogar «sehr langsam und sehr klein». Er gehe, wenn überhaupt, in Zentimetern vor sich, trotz – oder wegen? – des Imperativs, die Utopie in den Alltag zu integrieren. Hier sieht Martin Schäfer auch eine Bedeutung und einen Unterschied zu heute. «Es schien damals noch vorstellbar, die negative Dystopie zur positiven Utopie zu wenden.» Die Songs förderten zutage, was unmittelbar und wahr sei. Und so müsse sich die Wahrheit politischer Worte auch in der konkreten Lebenswirklichkeit zeigen.

Rebellische Aargauerin

Trudy Müller-Bosshard kam 1947 im Aargau zur Welt. Ihr Vater war «Werkzeugmacher, später Werkmeister und gerecht», wie sie im Gespräch erzählt. Wenn die Leistung stimmte, spielte die Nationalität für ihn keine Rolle. «Er behandelte alle gleich.» Die italienischen «Fremdarbeiter» schätzten ihn. Trudy spürte seinen Rückhalt. Sie freundete sich mit der Tochter einer italienischen Familie an, was damals, als man die Italiener noch «Tschingge» nannte, nicht von allen gern gesehen wurde. Der Mutter lagen katholische Konventionen am Herz, Trudy schon bald die Sounds der frühen 1960er-Jahre. Dank Bob Dylan lernte sie Englisch und Ausdrücke, die ihr (darob oft verzweifelter) Lehrer nicht kannte. Als Sechzehnjährige spielte sie in einer Band, mit der sie zwar nur zweimal auftrat, die sich aber bis heute alljährlich trifft. Nach der Matura an der Kantonsschule Aarau brach sie im April 1968 mit 400 Franken in der Tasche nach England auf. Ihr Ziel: «Swinging London». Tagsüber arbeitete sie in einem Büro und abends probte sie mit einer Band. Bis zur Erschöpfung. Nachdem sie aber beim Passieren eines Plattenladens Janis Jop-

lin gehört hatte, gab sie ihren Traum von der Sängerrinnenkarriere ernüchtert auf.

Wieder in der Schweiz, gründete Trudy Müller-Bosshard eine Presseagentur. Über ein Interview mit Led Zeppelin kam sie zum *Pop*-Magazin, für das sie fast ein Jahrzehnt arbeitete und schrieb. Den Herausgeber, Jürg Marquard, erlebte sie «als großzügig, liebevoll und etwas einsam». Schon als Jugendliche fühlte sich Trudy als Rebellin. Sie sang und schrieb gegen die Enge an. Auch mit einer schulischen Hausarbeit über die Stones. Das Referat, das sie dazu hielt, kommentierte der geschockte Deutschlehrer mit dem Satz: «Leute wie die sollte man an die Wand stellen.» Und der Rektor, bei dem sie wegen ihren Hosen «antanzeln musste», versetzte ihr einen Fußtritt.

1971 arbeitete Trudy Müller-Bosshard als Assistentin bei der Werbeagentur, die die Frauenstimmrechtskampagne begleitete. Nach zehn Jahren *Pop* wechselte sie zur Zeitschrift *Magma*, später gründete sie das Spielmagazin *Aha* mit, das unter ihrer Leitung bald zum Satireblatt wurde. Die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl 1986 fuhr der damals jungen Mutter gehörig in die Knochen. Sie trat der SP bei, arbeitete für die Greenpeace-Mitgliederzeitung. «Ich war, als Jugendliche eher unbewusst, immer ein politischer Mensch. Nach Tschernobyl realisierte ich, dass ich die politische Arbeit organisierter angehen musste.»

Vor ein paar Jahren stand sie bei «Turgi macht Musik» wieder einmal auf der Bühne, zusammen mit ihrer Tochter. Ab und zu schreibt sie noch den einen oder andern Artikel, und einmal im Jahr stellt die leidenschaftliche Strickerin ihre Arbeiten aus. Ihre «Pussyhat»-Pulswärmer spielten unlängst tausend Franken ein, die sie dem Frauenhaus Aargau/Solothurn spendete. Geblieben ist auch die Leidenschaft für Rockmusik. «Midnight Rambler» werde sie immer zum Wippen bringen, «auch wenn ich dereinst am Stock gehe». Die Sechzigerjahre waren für sie «vor allem auch eine Rockrevolution, die erfolgreich gegen eine verkrustete Gesellschaft ankämpfte».

Ihren «linken Touch» merke man auch ihren Kreuzworträtseln an, die sie seit 1993 für das Magazin des *Tages-Anzeigers* kreiert. Gleichwohl blieb der ehemalige FDP-Nationalrat Ernst Mühlemann, der Direktor des Schweizerischen Bankvereins und im Militär Brigadier war, bis zu seinem Ableben (2009) ihr größter Fan. Vierteljährlich wollte er sich mit ihr über ihre Kreuzworträtsel austauschen. Solche «Fachgespräche» sucht Trudy Mül-

ler-Bosshard sonst zu vermeiden, weil sie mit den Einwänden der Löserschaft und mit der daraus resultierenden Schere im Kopf nicht arbeiten kann.

**«Uns bewegten
die Beatniks»**

Der Musiker Hardy Hepp organisierte im September 1967 den Zürcher «Summer of Love», ein Hippie-Meeting auf der Allmend Brunau. «All You Need is Love» lautete das Motto. Hardy Hepp lebte damals in der WG im «Haus zum Raben», in der allerlei Prominenz verkehrte. Er lässt diese Zeit gerne aufleben, so auch in unserem langen Gespräch im Zürcher Landesmuseum. Hardy Hepp distanziert sich von «diesen Deppen», die «Ho-Ho-Ho Chi Minh» skandierten und das Mao-Büchlein wie eine Bibel zitierten. «So ein Seich.» Wenn schon, dann fühlt er sich als 67er. Vor allem wegen der Musik. Seine erste Single erschien bereits 1966. Einige Alt-68er erlebt er heute als «Füdlbürger». «Wir Popmusiker galten schon damals als Ungeziefer und sind es teilweise heute noch.»

Heinrich Hepp kam 1944 zur Welt. Er wuchs im Zürcher Oberland auf, besuchte die Zürcher Kunstgewerbe- und später die Schauspielschule, gründete ein Folk-Duo, verkaufte Platten im Globusprovisorium, moderierte Radio- und Fernsehsendungen und spielte ab 1969 in der legendären Zürcher Blues-Band Krokodil. In den 1970er-Jahren schlug er eine Solokarriere ein und ließ sich auf den Spuren von Henry Miller in den USA inspirieren, aber nicht durch profitgierige Produzenten instrumentalisieren. Die Bedeutung der Musik hält er hoch. Mit «I can't get no satisfaction» hätten die Stones die Welt mehr verändert «als der deutsche Dramatiker Botho Strauss oder irgendwelche tiefgründigen Abhandlungen». Und doch seien die Stones «zur brutalsten Kommerzmaschinerie mutiert». Explizite 68er, wie Moritz Leuenberger oder Thomas Held, hätten mit seiner Art zu leben wenig zu tun gehabt. «Uns bewegte weder Marx noch Engels. Es waren vielmehr die Beatniks Jack Kerouac und Allen Ginsberg oder die Troubadoure Pete Seeger, Woody Guthrie, Ramblin' Jack Elliott und Bob Dylan.» Aus dem Stegreif fügt Hardy Hepp noch etwa ein Dutzend Namen an. Er erzählt von seiner Zeit, als er im Zürcher «Odeon», im «Africana» und vor allem im «Schwarzen Ring» an der Kruggasse als Kellner arbeitete und Pläne schmiedete – wie eben den Summer of Love.

Heute will Hardy Hepp mehr verstehen, was die Welt im Innersten zusammen hält. Er frage sich öfter, «woher wir kommen, was wir sind und wohin wir gehen». Im Sinne von Joseph Beuys seien wir alle Künstlerinnen und Künstler. Wer gerne spiele, zeichne, male, tanze, singe und musiziere, führe ein gutes Leben. Vor allem in einer Zeit, in der uns die Erwerbsarbeit aussehe. Da helfe auch der Mut, einfach zu leben, den einige Hippies mit der 68er-Bewegung teilten. Viel Freude verbreitete er mit seinem ansprechenden Heppchor. Dass es etwas ruhiger um ihn geworden ist, ist ihm «noch so recht». Sein Malen und Kunstschaffen erfordere vermehrte Einsamkeit. So entstehe eine neue, mehr innere Lebendigkeit. Aber die ganze Geschichte mit dem Aufwärmern der damaligen bewegten Zeit sei für ihn eine ambivalente Angelegenheit, erklärt Hardy Hepp. «All die meterlangen Betrachtungen und die gängigen Klischees treffen auf mich wenig und sehr oft überhaupt nicht zu. Mich nervte auch der dümmliche Ausspruch: Trau keinem über dreißig. Ich interessierte mich immer für ältere Menschen.» Und heute, selbst in vorgerücktem Alter stehend, betrachte er sich als Glückspilz, treu seinem Credo, «einen Platz und Werkzeuge für meine Arbeit zu haben». Und so hoffe er «auf weitere Jahre kreativen Schaffens».

«Revolutionäre Kraft der Musik»

Mit 2000 geliehenen Franken gründete Jürg Marquard 1965 die Jugendzeitschrift *Pop*. Von 1970 bis 1973 moderierte er die Schweizer Hitparade, danach stieg er zum Medienunternehmer auf. Sein Vater, ein Zahnarzt, empfahl ihm, bloß nicht in seine Fußstapfen zu treten, und nannte ihn einmal «Kommunist». Aber damals wogte der übliche Konflikt zwischen den Generationen heftiger als heute, erzählt Jürg Marquard in seiner Villa oberhalb von Herrliberg. Während der Kantonsschule schrieb er schon als Siebzehnjähriger für das Lokalblatt und für die Frauenzeitschriften *Femina* und *Annabelle*, die ihm bald eine ganze Seite zur Verfügung stellte.

1968 expandierte Jürg Marquard mit der *Pop* nach Deutschland. Seit fünf Jahren hörte er damals schon begeistert die Beatles, während das Schweizer Radio sie ignorierte. Das motivierte ihn, der revolutionären Musik eine Plattform zu schaffen. Anfänglich noch ohne kommerzielle Absicht. Die Popmusik prägte neue Lebensstile. In der NZZ las er einmal, die langhaari-

gen Affen würden die Jugend verderben. Er setzte sich moderat dafür ein, weiche Drogen zu legalisieren. Flower Power gefiel ihm. Und das Love-in wollte er stark propagieren. Bis der Polizeivorsteher bei ihm intervenierte. Der Polizei warf er vor, mit zu autoritärem Verhalten den Globuskrawall mit angefacht zu haben. In der *Pop* verabschiedete er nach ein paar unruhigen Nächten die «absolutistische Entscheidungshoheit» über das, was gut oder schlecht ist. «Ich wollte einfach nur noch darstellen, was ist, und das Bewerten den Lesenden überlassen.» Das sei auch kommerziell besser vereinbar. «Empfehlungen von oben wirken lächerlich. Ich muss bringen, was die Leute gerne lesen, und nicht, was ich gut finde.» Wie bei der Hitparade. Die Verkaufszahlen entschieden darüber, welche Schnulzen auf die Liste kamen. «Da konnte ich mir ab und zu eine kritische Bemerkung nicht verkneifen.» Trotz seiner Anti-Establishment-Einstellung sei er nie zensiert worden. Und die Jugendlichen mochten ihn. Er organisierte Popkonzerte, holte Sponsoren ins Boot. Die Ausgaben stiegen. Der Druck auch. Löhne fielen an. Und doch dominierte «das Gefühl neuer Freiheit».

Nach der Wirtschaftsmatura und dem guten Start mit *Pop* fusionierte Jürg Marquard seine Zeitschrift mit andern Magazinen zur *Pop/Rocky*, das hinter der *Bravo* zur zweitgrößten Jugendzeitschrift im deutschsprachigen Raum avancierte. Mit der Frauenzeitschrift *Cosmopolitan* baute Marquard 1981 sein Imperium in den Frauen- und Zeitschriftenmarkt aus. Der Fall des Eisernen Vorhangs eröffnete für Marquard neue Geschäftschancen. Doch obwohl er bald in Ungarn und Polen viele Tageszeitungen verlegte, darunter auch politische, drängte es ihn nie zu politischer Macht. Sein Amt als Generallhonorarkonsul Ungarns in Zug bezeichnet er als unpolitisch.

Jürg Marquard konzentriert sich seit über fünfzig Jahren auf seinen Verlag. Er steigerte den Absatz und konnte Einbrüche, wie nach der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008, wettmachen, unter anderem mit Publikationen über Mode, Lifestyle, Unterhaltung. Heute ist Marquard in Deutschland an den Standorten Fürth, Berlin, Hamburg, Köln und München mit seiner CMG Media Group tätig, die mit zwölf Magazinen, unzähligen Webportalen sowie Events und Konferenzen die Bereiche Gaming, Electronic Lifestyle und IT bedient. In Polen und Ungarn verlegen Marquards Verlage eine Reihe von Frauen-, Männer- und Lifestylezeitschriften.

Heute komme bei uns wieder «eine neue Prüderie» auf, kritisiert er. So eine Gegenbewegung sei bislang unvorstellbar gewesen. Jürg Marquard setzte sich in der *Cosmopolitan* für ein neues Frauenbild ein: weg von den drei K – Kinder, Küche, Kirche –, hin zu beruflichem Erfolg und (allenfalls wechselnder) Partnerschaft. Darin sah er seine Berufung – «ohne göttlichen Auftrag wie Blocher. Ich wollte einfach Veränderungen darstellen und Unterhaltung bieten». Die Antibabypille ermöglichte viel sexuelle Freiheit. «Und ich stand auf der hellen Seite des Lebens.» Heute sehe es etwas trüber aus. Aber als Jürg Marquard in Ungarn einen Mathematikprofessor traf, der nebenbei noch Taxifahrer und ihm eine Wohnung vermitteln wollte, realisierte er: «Das Land und die Leute sind innovativ.» So gehe es aufwärts. Auch die Straßenmusik vermittele einen Hauch von Freiheit. «Ja, da sind wir wieder bei 68 und der revolutionären Kraft der Musik, die mich geprägt hat. Und so bin ich zwar sicher kein Revolutionär, aber ein unkonventioneller Mensch geblieben.»

Songpoet

Aernschd Born machte 1968 eine Berufslehre als Reproduktionsfotograf. Er lebte mit seinen bürgerlich-liberalen Eltern und seinen beiden jüngeren Schwestern in einer Fünfstübliwohnung in Basel. Hier ist er, «als Berner», aufgewachsen. 1967 begann er, Politsongs zu schreiben. Von den Beatles und den Hippies fasziniert, bedrückte ihn das Elend der Welt. Interessiert verfolgte er die Proteste in Deutschland und Frankreich, die Demos gegen den Vietnamkrieg, den Aufbruch in eine neue, offenere Zeit. Die «Drämmli-Demo auf dem Barfi» gegen die Erhöhung der Fahrpreise schaute er sich 1969 aus sicherer Distanz von der Kohlenbergstrasse aus an. Als Lehrling empfand er diese Revolten als eine Sache von Studierenden, deren Sprache und Argumente er nicht so richtig verstand. Aber als einer, der abends gerne auf der Klagemauer beim Barfüsserplatz saß, fühlte er sich emotional durchaus zugehörig. «Mir fehlten jedoch noch die Argumente», erinnert er sich bei unserem Gespräch im Rollerhof. Und sagt: «Eigentlich war ich immer irgendwie engagiert.»

Aernschd Born machte aktiv mit: im Schulkabarett, bei der Pfadi-Zeitung, in kirchlichen Gottesdiensten mit Rockmusik, beim Theaterspielen, dann im Jugendhaus Holee-Center in Binningen, wo er Konzerte organisierte, oder im Speak-out mit dem VW-Bus auf dem Barfüsserplatz. «Bei dieser Straßenarbeit

für Drogengefährdete begann ich, die politische Ebene der Drogenproblematik mehr zu verstehen. Ja, das Elend der Welt hat System. Ich lebte ab 1974 von meinen Liedermacher-Auftritten und betrachtete mich als Einzelkämpfer. Die Besetzung in Kaiseraugst öffnete mir erst die Augen für gemeinsame, organisierte Aktionen. Das prägt mich bis heute. Eigentlich bin ich ein Spät-68er. Der 68er-Geist beantwortete viele meiner Fragen nach den Ursachen des Elends der Welt. Er wurde zum Kompass meines Lebens.» Solidarität, Gleichberechtigung und ein schonungsvoller Umgang mit Ressourcen gehörten dazu. Aber auch Lebensfreude, Neugierde und Lust am Gestalten eigener Lebensumstände. «So gesehen, geistern die 68er noch heute durch meine Aktivitäten, auch wenn mich vieles davon nicht mehr begeistert.»

Auf die Frage, was ihn rückblickend am 68er-Aufbruch störe, antwortet Aernschd Born: «Das kategorische Nein zum Staat.» Und das habe sich in den letzten fünfzig Jahren bei ihm verändert. Skandalöse Zustände wie Armut und Ausbeutung beschäftigten ihn noch heute. «Damals war ich Gegner des Staats. Und heute verteidige ich ihn gegen die Zerstörer von rechts. Das hätte ich 1968 als sehr spießig empfunden. Heute bin ich ein kritischer Teil des 68er-Establishments. Und die Musik gibt mir die Möglichkeit, das einigermaßen differenziert mit Zwischentönen zu kommunizieren.»

«Als junger Mann stand ich ganz klar auf der Seite der Guten. Die Trennlinie zur bösen Welt lag außerhalb meiner Person», bilanziert Aernschd Born. «Heute läuft die Grenze zwischen Gut und Böse mitten durch mich hindurch. Ich bin ein wandelnder Widerspruch, wie viele andere auch, stehe dazu und bin deshalb angreifbar gegenüber radikalen Forderungen, denen ich mich aber stelle. Wehmütig stimmt mich das nicht. Ich finde es aufregend.» Was ihn emotional anno 1968 berührte? «Ganz klar, die Ermordung von Martin Luther King und der Einmarsch der Russen in die Tschechoslowakei. Mich faszinierten und schockierten auch die wilde Kommune an der Basler Austraße und die Autonome Republik Bunker in Zürich. Aber an beiden Orten war ich bloss ein staunender und ein wenig verliebter Zaungast.» Und was erinnert Aernschd Born heute an die 68er? «Leider kommen die povokativen Ansätze heute von rechts. Trump, AfD, Le Pen, Köppel und so weiter stellen uns und unsere Errungenschaften radikal in Frage. Dadurch werden heute wieder die grundsätzlichen Trennlinien sichtbar. Das beginnt uns und auch

die jungen Leute wieder zu politisieren, wie 1968. Nicht gleich, aber vergleichbar. Die Auseinandersetzung findet im Netz statt, aber auch wieder vermehrt auf der Straße.» Soziale Gegensätze, bezahlbarer Wohnraum, Migration und Kriegsgefahren, das seien die Themen, auf die auch die Musikwelt reagiere.

Mit dem Saxofon unterwegs

Die Musikerin Ariane Rufino Dos Santos mag ihren neuen Namen. Dos Santos bedeute «von den Heiligen», sei hingegen in Brasilien so häufig wie der Name Müller. «Einfach nicht mehr ckdt», sagt sie im Gespräch im Bistro Train Bleu beim Basler Bahnhof, vor der Rückfahrt in den Jura, wo sie mit einer kleinen WG versucht, sich möglichst selbst zu ernähren. Hauptberuflich ist sie weiterhin freischaffende Musikerin.

Ariane Burckhardt, wie sie damals hieß, kam 1953 in Basel zur Welt. Ihre Mutter stammte aus gehobenen russischen Kreisen, ihr Vater Lukas Burckhardt war damals liberaler Regierungsrat. Er stand dem Finanzdepartement vor und wäre als «Cheese» eigentlich gern bei seiner Jazz-Karriere geblieben. Immerhin konnte er seine Liebe zur Musik an seine Tochter weitergeben. 1968 verkehrte die damals fünfzehnjährige Ariane mit ihrem älteren Bruder und einer Cousine in einschlägigen Lokalen, so etwa in der verruchten «Spectromachie», und machte bei den Tramdemos mit. Der Versuch von Lehrkräften, sie trotz guter Leistungen vom Mädchengymnasium zu verbannen, scheiterte wohl an ihrem familiären Hintergrund. Sonst wollte Ariane nie vom Vitamin B profitieren. Und ihr Vater machte ohnehin auf Understatement. «Aber er hatte das ckdt im Blut. Und gab das Selbstverständnis, etwas Besseres zu sein, irgendwie weiter.» Wobei die Mutter aus noch nobleren Verhältnissen kam, aber im Basler Daig keine Anerkennung fand «und ihre Unsicherheit dann gerne mit etwas Arroganz überspielte».

Nach einem Zwischenjahr mit Vorpraktikum im Zürcher Justizdepartement besuchte Ariane Burckhardt von 1973 bis 1976 die Schule für Sozialarbeit. «Wir machten viel Stunk.» Sie fehlte oft. Auch, weil sie sich gegen das geplante Atomkraftwerk in Kaiseraugst wehrte und als Musikerin in verschiedenen Bands bei linken Veranstaltungen auftrat. Ariane lebte in Abbruchhäusern, engagierte sich in der Frauenbefreiungsbewegung, spielte an Demonstrationen Saxofon, stritt mit ihrem Vater über Freiräume und war zufällig kurz abwesend, als das von ihr mitbe-

setzte Frauenzentrum polizeilich geräumt wurde. Das trug ihr den sehr verletzenden Vorwurf ein, vom Vater vorinformiert worden zu sein.

Ariane Burckhardt arbeitete auch zwei Jahre in der Not-
schlafstelle. Sie unterstützte die Heimkampagne, indem sie auch
einmal einen Zögling bei sich zu Hause unterbrachte, was zu ei-
nem öffentlichen Skandal führte. Ein andermal erzählte ihr ein
Heroinabhängiger, einen Schwulen umgebracht zu haben. Sie
schenkte dem vermeintlichen Geschwätz keine große Beachtung
und kam nachher in die Schlagzeilen, weil die Geschichte leider
stimmte. So verließ sie dann ihre Arbeitsstelle, verdiente in der
Genossenschaftsbeiz Hirscheneck noch etwas Geld und reiste
anschließend zwei Jahre mit ihrem Saxofon alleine durch die
Welt. Zurück in der Schweiz, stellte sie fest, dass sie schwanger
war. Ihr Mann kam nach, konnte hier aber nicht Fuß fassen. So
lebten sie von 1983 bis 1988 in Brasilien und finanzierten sich mit
Deutschunterricht, journalistischen Aufträgen und Auftritten
ihrer Band in Rio de Janeiro. Eine anstrengende Zeit. Als es zum
Krach kam, reiste die inzwischen verheiratete Ariane Rufino dos
Santos mit ihrer Tochter in die Schweiz zurück. Sie jobbte und
musste wegen ihres Ficheneintrags wieder ganz von vorn anfan-
gen. Die Mitarbeit im Basler Frauenhaus war der Beginn eines
jahrelangen Engagements gegen häusliche Gewalt.

Wie nonkonformistisch ihr liberaler Vater war, entdeckte
Ariane Rufino dos Santos erst spät. Für sie gehörte er einfach «ge-
nauso zum Establishment», obwohl er selbst für mehrere Skan-
dale sorgte – nicht nur wegen seines zerknitterten Mantels oder
weil er ein Militärdefilee mit offenem Hemd und ohne Krawatte
abnahm. Auch, weil er für einzelne 68er-Anliegen ein «zu offe-
nes Ohr» hatte, wie es in eigenen Reihen hieß. Er nahm auch mit
einer gewissen Genugtuung die Pionierarbeit wahr, die seine
Tochter für die Interventionsstelle gegen Gewalt leistete, etwa bei
der Ahndung häuslicher Gewalt als Offizialdelikt oder dem
Wegweisungsgesetz. Ariane Rufino dos Santos hatte mittlerwei-
le auch viele Schulungskurse für die Polizei gegeben. Dass diese
Errungenschaften heute wieder mehr infrage gestellt werden, de-
primiert sie.

Film, Fotografie, Literatur

Debatten über Film, Fotografie, Literatur und Medien spielten 1968 eine wichtige Rolle. Sie dokumentierten Kriegsverbrechen sowie persönliche und gesellschaftliche Veränderungen. Und sie mobilisierten widerständige Kräfte, die den Gang der Dinge beeinflussen wollten.

«Außenseiter, Oppositionelle und Querulanten»

Felix Aeppli (1992:187) hat «Außenseiter, Oppositionelle und Querulanten im Schweizer Film» in einem Buch beschrieben. 1966 produzierte Fredi M. Murer den Film *Chicorée*, in dem er den Untergrundpoeten Urban Gwerder porträtierte. Farbige Happenings hellten den grauen Alltag auf. Im Januar desselben Jahres zeigte Fredi M. Murer an den ersten Solothurner Filmtagen seinen in letzter Sekunde fertiggestellten Film *Pazifik oder Die Zufriedenen*, ein Epos vom Hause Plattenstraße 47 in Zürich. Der Film, der «nur dank des energischen Einspruchs einer nicht stimmberechtigten Gattin angenommen» (Seiler 2008:99) wurde, entpuppte sich als große Entdeckung. Er vermittelte die «graziöse Beschwingtheit jugendlichen Lebensgefühls im Triumph über die Lebensfeindlichkeit einer griesgrämig selbstzerstörerischen Gesellschaft» (ebd. 100).

1967 kam *Blow Up* in die Schweizer Kinos, ein britischer Spielfilm von Michelangelo Antonioni aus dem Jahr 1966. Der Film, der London in den Swinging Sixties zeigte, wurde beim Filmfestival in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet. Kaum hatte ihn die Schweizer Sängerin Trudy Müller-Bosshard gesehen, brach sie unverzüglich nach England auf. Im Zentrum von *Blow Up* steht ein Fotograf namens Thomas. Er arbeitet an einem Bildband mit Straßenfotografien und verbringt eine Nacht mit Obdachlosen. Im Maryon Park fotografiert er ein Liebespaar und kommt so einem möglichen Mord auf die Spur. Der Fotograf ist verunsichert. Sein Bild ist unscharf, sein Freund, den er in einem Drogenlokal beizieht, ist bekifft. Im Szenenlokal zerschmettert Jeff Beck seine Gitarre. Zurück im Park, fehlt die Leiche. Auf dem Heimweg sieht Thomas junge Leute. Sie spielen auf einem Platz pantomimisch Tennis, ohne Schläger. Ein imaginärer Ball fällt vor ihm auf den Boden. Er nimmt ihn auf und wirft ihn zurück. Was bleibt, ist die Frage nach dem Fiktiven und Realen.

Markus Imhoof inszenierte 1967 *Happy Birthday* und thematisierte, wie ein ausbrechender Jugendlicher sich freiheitlich selbst verwirklichen wollte. 1969 erschien von Alain Tanner

Charles mort ou vif. Charles Dé, ein fünfzigjähriger Fabrikant, brach während den Festivitäten zu seinem runden Geburtstag aus. Er legte die Brille ab und begann nun klarer zu sehen. Er versteckte sich auf dem Land bei einem Paar, das im Konkubinat lebte. 1971 legte Alain Tanner in *La Salamandre* mit einer jugendlichen Aussteigerin nach. Die verfolgte Salamanderin ging durchs Feuer, ohne Schaden zu nehmen. Sie rebellierte und exponierte sich. Alle diese Filme ließen unterschiedliche Menschen selbst zu Wort kommen. Sie klärten auf, ohne aufzuklären, und unterschieden sich damit von missionarischen politischen Plakaten.

Autoren wie Alain Tanner vertrieben ihre ersten Spielfilme selbst. Eine Ausnahme erkämpfte sich 1965 Alexander J. Seiler. Sein *Siamo italiani* kam direkt in die Kinos. Was den «Neuen Film» kennzeichnete, hat Alexander J. Seiler (2008: 80) im Mai 1967 in der *Weltwoche* als Dialektik und Reflexion beschrieben. Im Vordergrund standen nicht: kleines Budget, mehr Dokumentarisches, weniger Arbeit im Studio. Nein, es ging vielmehr darum, alles Formale zu verabschieden. Der alte Film bilde reale und fiktive Wirklichkeiten ab, der neue setze sich kritisch mit ihnen auseinander. «Der Neue Film lebt in und aus der Reflexion auf den eigenen Reproduktionscharakter, der ihm als Selbsttäuschung bewusst geworden ist.» (ebd. 81) Man werfe ihm zwar Selbstbezogenheit, Narzissmus und Esoterik vor. Doch das Gegenteil sei wahr. Im Neuen Film habe sich der Film endlich selber als das anerkannt und akzeptiert, was er längst sei: ein wirklicher Bestandteil der Wirklichkeit. Eine Generation, die ihre Welterfahrung, ihre Bildung im weitesten Sinn ebenso aus Film und Fernsehen beziehe wie aus dem Leben und aus Büchern, erfahre Filme nicht mehr als Reproduktion der Fiktion, sondern als eigene Wirklichkeit, die sich auch neue Foren suche.

1968 entstand in Zürich Der andere Film (DAF) als Alternative zum alten Filmclub. In Basel revolutionierte der 1931 gegründete Le Bon Film sein Programm, den 1968 Frank Weiss, der Vater der Ethno-Psychoanalytikerin Florence Weiss, leitete; diese engagierte sich ebenfalls in der Filmredaktion und erinnert im Gespräch gern an diese lebendige Zeit. Das 68er-Winterprogramm startete am 8. November mit *La revanche de l'acteur* von Kon Ichikawa. Der unkonventionelle Sozialkritiker enttabuisierte erotische Dimensionen des japanischen Kabuki-Theaters. Im Januar 1969 folgte *Mord und Totschlag* von Volker

Schlöndorff, in dem Marie ausprobierte, wie sich frau ungestraft verhalten kann.

Eigene Filme als Gegenöffentlichkeit zu fördern, darauf zielte ab 1972 die Zürcher Filmkooperative ab. Sie vertrieb auch den Film *Krawall* (1970), den Jürg Hassler über die Zürcher Jugendunruhen gedreht hatte. Die Schweizerische Arbeiterbildungszentrale konnte und wollte da nicht mithalten. Aber die Gewerkschaften finanzierten den Film *Ein Streik ist keine Sonntagsschule* über den Bieler Klavierbauerstreik (1974) mit. Vorab erschienen Filme von Hans Stürm *Zur Wohnungsfrage* (1972) und von Richard Dindo über *Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg*. Sehr professionell kam auch *Die Erschießung des Landesverrätters Ernst S.* daher. Laut dem Autor Mathias Knauer (1988:96), der am Film über das geplante AKW in Kaiseraugst mitarbeitete, entwickelte sich so das Zürcher Filmkollektiv. Filmemacher wie Dindo, Graf, Hassler, Koerfer und Stürm wollten keine traktathaften Polit-Filme drehen, sondern soziale Fragen mit einfachen Mitteln und handwerklich hoher Professionalität ergründen und kommunizieren. Mit Blick darauf, wie Menschen miteinander umgehen. Ohne plumpe Militanz und ohne «die Glaubwürdigkeit ihrer eigenen Utopie» (ebd.98) aufzugeben. 1976 realisierte Alain Tanner seinen Spielfilm *Jonas qui aura 25 ans en l'an 2000*. Auf dem Weg nach oben, den nun Yersin, Koerfer, Dindo und andere gingen, arrangierten sich einzelne Filmemacher immer mehr mit früheren Widersachern. 1983 kaufte ein ehemals von ihnen inspirierter Financier die Liegenschaft auf, in dem das Filmkollektiv arbeitete. Er stellte die alte Crew überraschend auf die Straße. Im Kontext karrieristischer Konkurrenz brachen nun die Aktivitäten der kollektiven Kooperative ein. Dazu trug auch ein mangelnder Rückhalt in den politischen Bewegungen bei. «In den frühen 1970er-Jahren waren wir eine Avantgarde», bilanzierte Mathias Knauer (1988:101). Aber eine tiefgreifende Analyse und Revolutionierung der künstlerischen Methoden «in einem materialistischen Sinne» blieb aus. All dies schien nun auch «im Schweizer Film das unwendbare Schicksal der 68er-Bewegung zu werden» (ebd.103).

**Soziale
Bewegungen
dokumentieren**

Die 1968 in Fribourg politisierte Filmerin Sus Zwick kam 1973 in eine Basler WG, in der sie zuerst einen Kinderladen betrieb. Wie sie in ihrem Hinterhofatelier im Kleinbasel berichtet, gelangte

sie erst allmählich über die fotografische Dokumentation zum Film. Impulse und Grundkenntnisse erhielt sie schon über ihren früheren Freund, den Fotografen Heiner Vogelsanger. In der Frauenbewegung realisierte sie erste Tonbildschauen und Frauenkalender für die OFRA. Die teure Technik förderte die Kooperation und die Gründung einer Basler Videogenossenschaft. Eigene Erfahrungen als Mutter und feministische Aktivistin führten zum ersten Video, *Kinder oder keine, wer entscheidet das alleine?* Die Kombination von Ton und Bild halfen auch, soziale Bewegungen zu dokumentieren und weiter zu animieren. Etwa mit Filmen über die Anti-Atomkraft-Bewegung. Der Besuch der Video-Fachklasse mit Pipilotti Rist, Uri Urech, Muda Mathis und andern an der Basler Kunstgewerbeschule inspirierte und professionalisierte die eigenen Fertigkeiten. Dann kam am 1. November 1986 «Tscherno-Bâle», die Brandkatastrophe in Schweizerhalle, die in der Öffentlichkeit heruntergespielt wurde. Sus Zwick drehte, betroffen und empört, den Film *Der Rest ist Risiko*, den das Schweizer Fernsehen ausstrahlte. Weitere Produktionen entstanden auch als Gruppenarbeit. Mehrere Künstlerinnen formierten sich in der Ateliergemeinschaft VIA: AudioVideoFotoKunst, die heute noch existiert und sich mit künstlerischen und experimentellen Mitteln mit gesellschaftlichen Entwicklungen auseinandersetzt. Der intensive gemeinsame Austausch gehört zum Konzept, das die 68er-Debattierfreudigkeit hochhält und im Bewusstsein dieser Tradition weiter pflegt.

«Panoptikum»

Roland Gretler kam 1937 in St. Gallen zur Welt. Nach der Handelsschule erlangte er am Basler Tropeninstitut ein Diplom als Pflanzer. Ein landwirtschaftliches Praktikum führte ihn in den Gutsbetrieb Maggi Kempththal. In Zürich bildete er sich bei Johannes Meiner und René Groebli zum Fotografen aus und leitete dann das Fotoatelier der Werbeagenturen Walter Greminger und Rudolf Farner. Danach selbständig arbeitend, interessierte sich Roland Gretler immer mehr für die bildende Kunst. Er besuchte auch politische Veranstaltungen, trat 1963 aus Protest in die PdA ein und half mit, die Junge Sektion zu gründen und als möglichst autonome Kraft zu konstituieren. Er gab auch von 1965 bis 1969 vierzehn Nummern der theoretisch ansprechenden *Diskussion-Dokumente* heraus. In dieser Zeit faszinierte ihn die chinesische Kulturrevolution, die ihn später irritierte.

Roland Gretler dokumentierte aktuelle Ereignisse und historisch relevante soziale Bewegungen. Schon in den 1970er-Jahren legte er ein Archiv mit vielen Fotografien, Grafiken, Plakaten über die Geschichte der Industrialisierung und Arbeiter/innen-Bewegung an, das heute, sozialhistorisch stark erweitert, immer noch bei Forschenden und Medienschaffenden gefragt ist. Das international bekannte «Panopikum» befindet sich im Dachgeschoss des Kanzlei-Schulhauses am Zürcher Helvetiaplatz gegenüber dem Volkshaus. Bei meinem spontanen Besuch im Oktober 2017 nutzte gerade ein Redaktor des Schweizer Fernsehens die eindruckliche Dokumentation und das enorme Wissen von Roland Gretler (1937–2018) und seiner Frau Annelies.

«Bücher verändern die Welt»

Von 1947–1967 konstituierten sich deutschsprachige Schriftsteller als Gruppe 47. Dazu gehörten Heinrich Böll, Günter Grass und Martin Walser. Sie wollten sich gegenseitig ein Korrektiv sein und Jüngere fördern. 1965 verlieh die Gruppe Peter Bichsel ihren Literaturpreis. Ein Jahr später tagten sie in Princeton. Der 24-jährige Peter Handke warf den Etablierten «Beschreibungsimpotenz» (Henning 2017: 5) vor. 1966 führte das Frankfurter Theater am Turm Handkes Stück *Publikumsbeschimpfung* auf. In den folgenden Jahren erschienen von ihm *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt* (1969) und *Die Angst des Tormanns beim Elfmeter* (1970).

Pfarrer Kurt Marti veröffentlichte schon 1959 «republikanische Gedichte». Sein umfangreiches Werk «hätte als klassische Themenpalette eines 68ers durchgehen können», schreibt Felix E. Müller (2017: 13) in seiner Würdigung in der *NZZ am Sonntag* zum Tod von Kurt Marti.

Kurt Marti, 1921 geboren, drückte mit Friedrich Dürrenmatt die Schulbank und studierte an der Universität Basel Theologie. Von Karl Barth geprägt, engagierte er sich als Pfarrer gegen Atomwaffen, Atomkraftwerke und die US-Intervention in Vietnam. Er begründete 1968 die EvB mit sowie die Autorengruppe Olten, die sich aus Protest gegen den Schriftstellerverband formierte, dessen Präsident das kaltkriegereische *Zivilverteidigungsbuch* ins Französische übersetzt hatte. Die Berner Regierung verhinderte 1972 Martis Wahl zum Professor für Homiletik (Predigtlehre) an der Universität Bern. Mit seiner «Bärner Umgangssprache» prägte er die moderne Schweizer

Mundartdichtung von Beat Sterchi, Guy Krneta, Pedro Lenz und andern. 1967 erhielt er bereits den Literaturpreis des Kantons Bern, 1997 den Kurt-Tucholsky-Preis. 2011 erschien von ihm *Geld und Revolte: die Gedichte am Rand*.

1967 erschien von Max Frisch «Griechenland und wir» und von Friedrich Dürrenmatt eine Rede, die er im Zürcher Schauspielhaus nach dem Sechstagekrieg hielt: «Israels Lebensrecht». An der Berner Literaturfeier 1969 reichte Dürrenmatt den erhaltenen Preis drei Nonkonformisten weiter: dem Militärdienstverweigerer Arthur Villard, dem Mythenforscher Sergius Golowin und dem Herausgeber der Zeitschrift *Neutralität*, Paul Ignaz Vogel. Etwas später publizierte Otto Marchi seine *Schweizer Geschichte für Ketzer* (1971) und Otto F. Walter seinen Roman *Die ersten Unruhen* (1972).

Für den Historiker Georg Kreis (1988:327) verfügen Literaturschaffende über «eine feinwittrige Frühwahrnehmung». Sie nehmen gesellschaftliche Veränderungen und Einflüsse seismografisch auf. So erschien die gesellschaftskritische, politisch-philosophische Zeitschrift *Polemos* von 1971 an mit der prominenten Literaturbeilage *Poesie*. Die beiden Schriftsteller Frank Geerk und Tadeus Pfeifer verantworteten sie.

Medien berichten

Medien sollen eine demokratische Informations-, Bildungs- und Kontrollfunktion ausüben. Sie gelten als vierte Gewalt im Staat. 1968 dominierten allerdings parteiliche Medien. Sie berichteten ziemlich berechenbar aus einer Optik. Das änderte sich. Die Vielfalt der Medien nahm zu, leidet mittlerweile aber unter zunehmendem Ökonomisierungsdruck. Medien messen ihren Erfolg heute mehr kommerziell als publizistisch. Sie sind Teil einer Produktpalette, die gewinnbringend sein muss. In der Schweiz dominieren die vier Konzerne Tamedia, Ringier, die NZZ-Gruppe und die az-Medien den nationalen Markt. Die Konkurrenz unter ihnen erhöht die journalistische Vielfalt kaum. Die ökonomische Logik orientiert sich an einem nivellierten Publikumsgeschmack. Ihr folgend, wird journalistische Arbeit weniger an religiösen oder parteipolitischen Werten gemessen, sondern an der marktgerechten Verwertung von publiziertem *content*. Damit bleibt die Forderung nach einer demokratischen Funktion der Medien aktuell.

Vietnam

Im Jahr 1966 analysierten die Soziologen Urs Jaeggi, Rudolf Steiner und Willy Wyniger, wie Medien über den Vietnamkrieg informierten. Sie werteten alle Berichte aus, die acht verschiedene Medien zwischen dem 1. und dem 31. Januar 1966 publizierten. Die NZZ, die damals noch dreimal täglich erschien, veröffentlichte in diesem Zeitraum 277 Artikel. Sie schrieb prinzipiell pro-amerikanisch und titelte schon in der Neujahrsausgabe: «Die amerikanische Friedensinitiative im Vietnamkonflikt» (1/1966: 3, nach Jaeggi et al. 1966: 13). Die Autoren der Studie kritisierten die Dominanz von Stereotypen und Schwarzweißmalereien in der Berichterstattung. Sie deckten auch das Frisieren von Fakten auf und illustrierten diesen happigen Vorwurf mit dem Artikel «Giftgas gegen die Reisernte», den die *National-Zeitung* am 23. Dezember 1965 in Übereinstimmung mit *New York Times* und *Le Monde* brachte. Die NZZ vom selben Datum titelte indes missverständlich «Krieg um Reis» und deutete im Text den klaren Sachverhalt irreführend um. Die NZZ übernehme die Linie der US-Regierung, hielten die Autoren fest: «Dem Leser werden nicht Fakten geboten, die Alternativen in sich schließen, so dass er sich selber ein Urteil bilden kann.» (Jaeggi et al. 1966: 31) Unter den 277 Beiträgen finde sich bloß ein einziger Artikel, der über die Lage der Zivilbevölkerung informiere.

«Wehret den Anfängen»

«Dame mit Vergangenheit», betitelte der 1968 geborene Historiker Urs Hafner seinen Beitrag, in dem er im Buch zur Emeritierung von Claudia Honegger über «die subversiven Anfänge der *Neuen Zürcher Zeitung*» schrieb. Die NZZ sei in der Schweiz eine singuläre und legendäre Institution. Sie gelte als die qualitativ beste Tageszeitung. «Ihre meist fundierten Artikel verzichten auf jegliche Effekthascherei.»

«Wehret den Anfängen!», betitelte die NZZ 1968 ihren Separatdruck mit eigenen Artikeln, die in jenem Jahr zu den Revolten erschienen waren. «Da und dort mag die Erregung des Augenblicks die Feder mitgeführt haben», räumte der damalige Chefredaktor Fred Luchsinger in der Einleitung (NZZ 1968: 3) ein. Und führte weiter aus, «dass die Ursachen der Unruhe in Kreisen der Jungen gesehen und erfasst werden müssen» (ebd. 4). «So nicht», betitelte Fred Luchsinger seinen Artikel in der Morgenausgabe vom 16. April 1968. Er reagierte damit auf Demonstrationen nach dem Attentat auf Rudi Dutschke, das er nur kurz

erwähnte. Verständnis brachte er dafür auf, dass der Springer-Verlag «mit einem Massenblatt fragwürdiger Sorte ebenso fragwürdige Instinkte mobil hält» (ebd. 8). Die Primitivität der Vereinfachung und der Demagogie erinnere aber an eine «Bewegung» anderer Couleur in den 1930er-Jahren. Und so fragte Fred Luchsinger: «Wird ›Springer‹ für den gärenden deutschen Linksradikalismus heute das, was der ›jüdische Parasit‹ damals für den deutschen Rechtsradikalismus war?» (ebd.)

Man möge zögern, schrieb Luchsinger weiter, die Methoden der Agitation direkt als «fascistisch» zu bezeichnen, komme aber nicht darum herum, «ihre frappierende Ähnlichkeit mit denen der fascistischen Kolonnen von ehemals festzustellen» (NZZ 1968: 9). Die Linksextremisten genossen dabei die wohlwollende Toleranz eines Teils der deutschen Intelligenz – «ausgerechnet jener, die sich gerne als ›humanistisch‹ bezeichnet, nicht zu vergessen einige der allerchristlichsten Theologieprofessoren», die zu etwas «‹Rabatz› auf der Straße zu ermuntern pflegten» (ebd.). Wo die öffentliche Ordnung gestört werde, handle der Staat im vollen Recht und im Interesse seiner Bürger, wenn er seine Mittel einsetze. (ebd. 11) Soweit der damalige Chefredaktor der NZZ. Un erwähnt blieb, wie die Berliner Demonstrierenden zunächst schwiegen und sich friedlich verhielten. Molotow-Cocktails, die später geschmissen wurden, stammten vom Verfassungsschutz. Aber das sickerte erst im Nachhinein durch. In der Abendausgabe vom 17. Juni 1968, dem Tag der Globuskrawalle, stellte Fred Luchsinger (1968: 35) fest, die «Gaudi» sei nicht mehr harmlos. Die «Bewegung» wolle die Autorität der Behörden systematisch untergraben. (ebd. 36) Mit dem Globus-Ultimatum benutze sie «eine neue Sprache in diesem Land» (ebd. 36). Die gewählten Instanzen dürften aber nicht «unter dem Druck der Straße handeln». Die Demonstranten hätten das Entgegenkommen des Stadtrats als Schwäche verstanden. (ebd. 37) Es sei aber nicht mehr zu übersehen, «dass in der Bürgerschaft der Unmut über das Treiben der Provokationsgrüpplein steigt und der Sinn für große Toleranz schwindet» (ebd. 39). Am Schluss folgte der sachlich und vernünftig wirkende Aufruf, «die Auseinandersetzungen von der Straße weg in ihre geordneten demokratischen Bahnen zu weisen». Er richtete sich «an die Adresse derer, die diese Ordnung erst stören und dann zerstören wollen» (ebd.).

Otmar Hersche verfolgt seit etlichen Jahren, wie sich die Medienwelt schon vor 1968 bis heute entwickelt hat. Sie sei zu einer Geschäftswelt verkommen, bilanziert er im Gespräch. «Wenige Verlagshäuser bestimmen immer mehr, wie und worüber berichtet wird.» Dieser Trend zeichne sich auch beim Radio und Fernsehen ab. Kommerzielle Anbieter tummeln sich in einem Supermarkt, bei dem vorwiegend Marktanteile interessierten. Otmar Hersche stellt diese Entwicklungen in den Zusammenhang gesellschaftlicher Entwicklungen. So lasse sich auch besser verstehen, wie Medien und 68er-Bewegungen aufeinander reagierten.

Otmar Hersche kam 1934 zur Welt. Er arbeitete nach dem Studium zuerst für *Die Ostschweiz*, dann als Redaktor für das *Aargauer Volksblatt* und als Programmgestalter «Wort» im Radiostudio Bern. Die Auseinandersetzung mit dem Marxismus und mit der 68er-Bewegung waren Schwerpunkte seiner damaligen Tätigkeit. Mit einzelnen Protagonisten führte er immer wieder ausführliche, vertiefende Gespräche. So etwa mit Adorno, Horkheimer und weiteren Exponenten der Kritischen Theorie. Dabei gelang es ihm, anspruchsvolle Inhalte breiteren Bevölkerungskreisen zu vermitteln. Zu einer öffentlichen Livesendung mit Adorno über «Die Kunst und die Künste» kamen 1966 zwar nur etwa 25 Personen in den Großen Saal des Radiostudios, aber zu Hause hörten Tausende mit. In mehreren Sendungen zwischen 1967 und 1972 wehrte sich Horkheimer dagegen, die Kritische Theorie dogmatisch in der Praxis umzusetzen. Das würde sonst die kritisierten Zustände in der verwalteten Welt nur verstärken. Die Kritische Theorie habe stark auf das Aufkommen des Faschismus reagiert. Heute sei es indes wichtig, kulturelle Errungenschaften weiter zu entfalten. Horkheimer begrüßte entsprechende studentische Reformprogramme, distanzierte sich aber von «Revolutionsallüren». Und über solche Debatten nahm auch Otmar Hersche einen sehr anregenden Einfluss auf das Gesehen.

Der Radiojournalismus entwickelte in dieser Zeit ein eigenes Profil, das sich, wie sich Hersche erinnert, «von einem politisch gefälligen, ausgewogenen Journalismus emanzipierte» und Nonkonformisten wie den politischen Philosophen Arnold Künzli und Mitarbeitende der jugoslawischen Zeitschrift *Praxis* protegierte. Von 1964 an organisierte die philosophische Gruppe rund um diese Zeitschrift während zehn Jahren jeweils im August auf der dalmatinischen Insel Korčula eine Sommerschule.

Unter den Teilnehmern waren Persönlichkeiten wie Ernst Bloch, Erich Fromm, André Gorz, Jürgen Habermas, Georg Lukács, Herbert Marcuse, Danko Grlić und aus der Schweiz Arnold Künzli und Otmar Hersche, der die *Praxis*-Leute auch im Schweizer Radio auftreten ließ und damit interessante Kontroversen auslöste. Im Frühjahr 1969 sprach zum Beispiel Danko Grlić, ein eminenter Vertreter der marxistischen *Praxis*-Gruppe, im Radio DRS über «Neue Tendenzen im Sozialismus». Seine Rede war ein engagiertes Votum für einen humanen demokratischen Sozialismus im Sinne der Selbstverwaltung. Das war einige Wochen nach dem Ende des Prager Frühlings. Der Geist sei stärker als Waffengewalt, meinte Grlić. Diese Zuversicht erwies sich allerdings als Illusion. Das Scheitern hatte Arnold Künzli vorausgesagt, denn Selbstverwaltung sei unvereinbar mit einer allmächtigen Einheitspartei.

Otmar Hersche blieb während seines beruflichen Lebens mitten in der Medienlandschaft, die er kritisch analysierte und konstruktiv mitprägte. 2008 publizierte er seine *Erinnerungen an den Journalismus*.

**Als 68er zum
Wirtschafts-
magazin *Bilanz***

Gerd Löhner ist ein 68er. Als kleiner Bub einer Familie von Auslandsschweizern kam er nach dem Zweiten Weltkrieg ins aargauische Rheinfelden, wo die Familie zunächst in einer Baracke im Auffanglager lebte. Bald fand sie eine Wohnung im neu gebauten Robersten-Quartier. Gerd besuchte die Primarschule mit zwei Jahrgängen in einem Klassenzimmer. Nachdem sein Vater eine Stelle als Schreiner in Kleinbasel gefunden hatte, zog die Familie um. Gerd kam ins Bläsi-Schulhaus, wo Buben und Mädchen auch im Pausenhof getrennt blieben. Aus seiner Klasse schaffte es jeder fünfte Schüler ins Gymnasium. Das war ein hoher Anteil für ein Arbeiterquartier, der sich auch dem engagierten Lehrer Walter Stebler verdankte. Am Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasium (MNG) lernte Gerd Löhner Maja Wyss kennen. Sie gehörte 1961 zu den ersten Mädchen, die ans MNG wechseln konnten. Ein Paar sind die beiden freilich erst seit 1967. Beide studierten Ökonomie, stiegen 1968 auf die Barrikaden und arbeiteten ein Leben lang im Journalismus.

Am 28. Juni 1968 eröffnete Gerd Löhner als Präsident der PSB das Petersplatz-Meeting zur «Studentenrevolte». Er kam direkt aus dem Militärdienst, den er nachher verweigerte. Das Di-

vionsgericht 4 verurteilte ihn zu fünf Monaten Gefängnis. Die *National-Zeitung* skandalisierte die Urteilsbegründung des zuständigen Oberleutnants Alfons Burckhardt, der alsbald seine politischen Ämter verlor – er war unter anderem Statthalter im Großen Rat und wäre im folgenden Jahr dessen Präsident geworden.

Nach dem Studium arbeitete Gerd Löhler für die *National-Zeitung*, die Kundenzeitschrift des Bankvereins, die *Luzerner Neusten Nachrichten* und, von 1977 bis 2004, für das Wirtschaftsmagazin *Bilanz*, davon einige Jahre als stellvertretender Chefredaktor. Nach 27 Jahren wurde er entlassen. Das machte ihm sehr zu schaffen. «Ich weiß bis heute nicht, wer damals die treibende Kraft war, der neue Verlagsdirektor Filippo Leutenegger oder der neue Chefredaktor René Lüchinger. Jedenfalls verletzte mich deren Vorgehen sehr. Erstaunlich war allerdings, dass die Anstellung meiner Frau Maja einfach weiterlief.» Sie betreute die Bücherseite der *Bilanz* bis über ihr Pensionsalter hinaus.

Gerd Löhler fand schnell wieder Boden unter den Füßen: «Kaum hatte sich meine Kündigung herumgesprochen, meldeten sich mein früherer Chefredaktor Medard Meier und Thomas Held von Avenir Suisse; sie boten mir einen befristeten Job an.» Der frühere Chefredaktor der *Weltwoche*, Rudolf Bächtold, und Ringier-Publizist Frank A. Meyer öffneten ihm die Tür zum *Blick*. «Dem blieb ich bis zu meiner Pensionierung treu, was manche 68er-Kollegen nicht so recht verstanden. Ich hatte aber beim *Blick* genügend Freiraum, auch sehr kritische Beiträge zu publizieren. Das galt übrigens auch für die *Bilanz*, die sich politisch offen, dynamisch und kritisch präsentieren wollte – da kam der eine oder andere Linke ganz gelegen. Heute wäre das wohl etwas schwieriger; da findet man gehaltvolle linksliberale bis linke Beiträge ja am ehesten noch in der NZZ und in der *Zeit*.»

Gerd und Maja Löhler denken gerne an den 68er-Aufbruch zurück. Sie konnten das kritische Hinterfragen auch in ihrem beruflichen Alltag ausleben. Das ging nicht ohne die eine oder andere Konzession. Aber richtig verbiegen mussten sie sich nie. «Einmal aber doch», schränkt Gerd Löhler ein. «Da kam ich im Zuge einer Recherche zum überraschenden Schluss, dass skandalisierte Mieterhöhungen und Kündigungen in einer Basler Liegenschaft eigentlich nachvollziehbar waren. Der Chef meinte, ich müsse mehr Verständnis für die «armen» Mieter aufbringen, die ja auch zur «Blick-Klientel» gehörten. Da war ich offenbar zu wenig links.»

Ein weiterer Medienprofi ist der 68er Res Strehle. Er gilt als links, kommentierte die Medienwelt stets kritisch und wurde dennoch Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*. Im Gespräch thematisiert er die Entwicklung der Medien, die besser seien als ihr Ruf. Fachkompetenz sei nach wie vor zentral. Auf vielen Redaktionen werde intensiv diskutiert, meistens auf der Grundlage eines breiteren Meinungsspektrums, zumal Vielfalt dynamisiere. Und zwar nicht nur beim «Tagi». Auch Mainstreammedien thematisierten relevante gesellschaftliche Fragen. Angriffe auf die Medienfreiheit gebe es wohl, aber auch demokratische Kräfte, die sich dagegen und ebenso gegen vereinzelte Diffamierungen von Medienschaffenden wehrten.

Res Strehle kam 1951 in Zürich zur Welt. Sein Vater war Wirtschaftsanwalt an der Zürcher Bahnhofstraße und Divisionsrichter. Res Strehle studierte an der Hochschule St. Gallen Wirtschaftswissenschaften und promovierte 1978 bei Silvio Borer über Interdisziplinarität in den Sozialwissenschaften. Anschließend war er im Gottlieb Duttweiler Institut in Rüschlikon für die Medienarbeit und später auch für das Zentrum für Bürgerinitiativen im Le Corbusier-Haus verantwortlich. 1981 begründete er die WOZ mit, die er 1986 nach einer Debatte über die Computerherrschaft verließ. Nach freiberuflichen Tätigkeiten als Autor und Dozent an Hochschulen arbeitete Res Strehle als Journalist beim Nachrichtenmagazin *Facts*, von 1998 an verantwortete er das Ressort Wirtschaft bei der *Weltwoche*. Von 2001 bis April 2008 war er für das Magazin des *Tages-Anzeigers* tätig, zuerst als stellvertretender Chefredaktor, dann als Chefredaktor und Geschäftsführer. Von 2009 bis 2012 teilte Strehle mit Markus Eisenhut die Chefredaktion des *Tages-Anzeigers*, die er schließlich bis Anfang 2016 ganz übernahm.

Seit Januar 2016 ist Strehle freier Autor beim *Tages-Anzeiger*. Er berät die Tamedia publizistisch, präsidiert die Schweizer Journalistenschule MAZ in Luzern und wirkt im Vorstand der Solothurner Filmtage mit. 2013 bezichtigte die *Weltwoche* Res Strehle in mehreren Artikeln, in den 1980er-Jahren Kontakte zur gewaltbereiten linksextremen Szene unterhalten zu haben. Der Presserat rügte diesen Kampagnenjournalismus, der Tatsachen entstelle und die Privatsphäre verletze. Im März 2018 präsentierte Res Strehle seinen Roman *Gehversuche auf neuem Gelände*. Feine Unterschiede zwischen Wahrheit und Wahrnehmung

bringen zum Vorschein, wie fragil und zwiespältig menschliche Identitäten sind. Mit Eugen Sorg zusammen schreibt Res Strehle im Buch *Echtzeit* (2008) über «Mein Leben als 68er». Brisant ist, wie der NZZ-Aufruf (nach dem Globuskrawall), «den Anfängen zu wehren», dazu führte, alles zu überwachen, «was sich links des Freisinns und der katholisch-konservativen Partei bewegte» (ebd. 10). Dabei tat sich der spätere CVP-Nationalrat Edgar Oehler hervor. «Ohne Oehler ist uns wöhler», lautete deshalb ein St. Galler 68er-Spruch. «Einer seiner Mitstreiter war Robert Näf vom Liberalen Institut Zürich, heute ein Kronzeuge der wahren liberalen Bewegung.» Strehle beschreibt weiter, wie sie in der Aula der Hochschule einen Dokumentarfilm über den Vietnamkrieg anschauten und «die Rechte» bei jedem Bombenabwurf klatschte. Er selber sollte nach der Vorstellung seines Vaters «entweder Rechtsanwalt, NZZ-Redaktor oder zumindest Offizier» werden. Um sich von der Offiziersschule zu befreien, bezeichnete er die Schweizer Armeeführung in einem Aufsatz als «Sammelbecken reaktionärer und faschistischer Kräfte» (ebd. 11). Als Chefredaktor der studentischen Zeitschrift *PRISMA* erhielt er viel Kritik, als er eine ganze Ausgabe ausschließlich Autorinnen überließ. Journalistisch inaktiv blieb sein Kommilitone Gerhard Schwarz, der sich dann später als Wirtschaftschef der NZZ (und Direktor von *Avenir Suisse*) hervortat. Laut Strehle interessierte sich Schwarz damals vornehmlich für Skirennen, ein anderer Studienkollege, der spätere Verleger Michael Ringier, für Tennis. Als besonders trinkfest erwies sich im St. Galler Café Seeger der spätere Headhunter Björn Johansson, der so wichtige soziale Bande knüpfte. «Dass Netzwerke auch betriebsblind machen können, zeigte sich daran, dass auch jene Kaderangehörigen, die Johansson der SWISSAIR vermittelte, das Desaster nicht verhindern konnten.» (ebd. 25) Vielleicht auch deshalb, weil parteipolitisches Kalkül mitspielte. Nach einer «Zyschtigclub»-Sendung dazu lobte der Headhunter mir gegenüber Fähigkeiten des damaligen SBB-CEOs Benedikt Weibel, der aber das falsche Parteibuch habe, um bei multinationalen Konzernen mittelbar zu sein.

«Im steilen Aufstieg befand sich damals der junge Journalist Niklaus Meienberg», schreibt Strehle weiter. Und erzählt auch von einem Zerwürfnis, das die beiden Freunde, die sogar eine Zeitlang zusammenwohnten, voneinander entfremdete. Aber zunächst stand Meienberg Pate beim journalistischen Ein-

stieg von Res Strehle. Nachdem sich Meienberg vom Leben verabschiedete, schrieb Marco Mäder in der *Basler Zeitung* (29.9.1993): «Kenne einen, der schreibt, über das, woran er sich reibt. Doch das, woran er sich reibt, worüber er schreibt, bleibt. Kannte einen, der schrieb, über das, woran er sich rieb. Doch das, woran er sich rieb, worüber er schrieb, blieb.» Und der Schriftsteller Otto F. Walter, der ein Jahr später starb, sagte uns zuvor in der Basler Kunsthalle zu Meienberg: «Er war mein Freund, der sich oft wie ein Feind zu mir verhalten hatte.» Was Strehle über Meienberg schreibt, und wie er über ihn schreibt, berührt. Mehr als das, was über de Weck, Cincera und andere folgt.

Geist von Aufklärung und 68

Philipp Cueni, langjähriger Chefredaktor des Medienmagazins *Edito* (deutschsprachige Ausgabe) und Sekretär für Medienpolitik beim Schweizer Syndikat Medienschaffender (SSM), ist seit Mitte 2017 pensioniert. Als Gymnasiast um 1968 in Basel beschreibt er sich als protestierend und gleichzeitig sehr brav, kritisch gegenüber der traditionellen Gesellschaft und ablehnend zum Beispiel gegenüber den Tramblockaden 1969. Er schrieb für die Schüler-Redaktion bei den *Basler Nachrichten* über das Erziehungsheim Erlenhof oder über antiautoritäre Erziehung, für das Schülertheater bearbeitete er mit Kollegen Jean-Paul Sartres Text *Les jeux sont faits*. An der Universität, wo er Soziologie und Geschichte studierte, verantwortete er das Wochenblatt der Studentenschaft *Kolibri*. Er engagierte sich pazifistisch, student politisch, stadtpolitisch – auch mit Hausbesetzungen. Über diese Themen gelangte er zur POB und war für sie unter anderem dreizehn Jahre im Großen Rat.

«Die damalige Medienlandschaft war bürgerlich geprägt und parteipolitisch orientiert», stellt Philipp Cueni fest. Aber es gab nonkonformistische Stimmen etwa in der damaligen *National-Zeitung* oder im *Magazin* mit auch für Linke interessanten Inputs. Und mit der *Leserzeitung*, dem *Focus*, der *WOZ* und so weiter gab es neue Publikationen aus der Linken.

Die Medienszene änderte sich: mehr Investigation und kritische Optik, weniger Verlautbarungen, die Medien öffneten sich für einen breiteren Diskurs. «Demokratiepolitisch eine erfreuliche Entwicklung», so Cueni. Diese offenere und kritischere Rolle der Medien war auch ein Resultat des 68er-Geistes. Aber auch in der Linken gab es Tendenzen, die Medien nur als Macht-

instrument zu verstehen. Heute sei die aufklärerische Rolle der Medien durch die Kommerzialisierung des Journalismus und den Versuch rechtsnationaler Kreise, die Medien machtpolitisch zu instrumentalisieren, wieder in Frage gestellt: Der Markt garantiere die Finanzierung eines unabhängigen Journalismus nicht mehr, und die öffentliche Absicherung werde politisch bekämpft. «Das ist eine gefährliche Entwicklung», bilanziert Philipp Cueni, «denn sie unterläuft einen seriösen Journalismus. Ein offener, breiter und kritischer gesellschaftlicher Diskurs gehört zum Erbe aus 68 und er ist die Voraussetzung für Demokratie.»

Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit

Macht und soziale Ungleichheit hat Thomas Piketty in seinem Werk über *Das Kapital im 21. Jahrhundert* (2014) thematisiert. Als wichtigsten Treiber der Ungleichheit erwähnt er die Tendenz, das Kapital zu vermehren und das wirtschaftliche Wachstum zu erhöhen. Die damit einhergehende einseitige Vermögensverteilung untergräbt den sozialen Frieden. Die strukturelle Ungleichheit verletzt die Menschenwürde und die Menschenrechte. Nach dem Zweiten Weltkrieg brachte der angestrebte politisch-liberale Kompromiss zwischen Kapital und Arbeit einen beschränkten sozialen Ausgleich mit sich. 1968 galten Kapital und Arbeit in etwa als gleichwertig. Das änderte sich mit der Ära der Reaganomics und mit dem eigentlich erfreulichen Aufbrechen der Berliner Mauer und des Ost-West-Gegensatzes. Seither drängt das Kapital viel offensiver dorthin vor, wo es sich am besten verwerten lässt. Und Geld ist Macht. Macht korrumpiert zuweilen auch jene, die versuchen, eine Gegenmacht aufzubauen.

Wichtig sind Diskurse über Menschenrechte. Sie lebten mit den offensichtlichen Folgen sozialer Ungleichheit auf. Die Soziologin Silvia Staub-Bernasconi ist jeweils irritiert, ja verärgert, wenn man unterstellt, dass sie das Thema Menschenrechte als Lehrstoff zur Statusaufbesserung der sozialen Arbeit eingeführt habe. Der erste «offizielle» Meilenstein war eine Konferenz im Jahr 1968 des Council of Social Welfare zum Thema «Social Welfare and Human Rights» in Helsinki. Inzwischen haben die zentralen internationalen Vereinigungen (aus Theorie und Praxis) die Menschenrechte als ethische Basis integriert. Sie sind Bestandteil der internationalen Definitionen sozialer Arbeit. Silvia

Staub-Bernasconi prägt den Diskurs seit Jahrzehnten, auch im 2016 mitgegründeten *Journal of Human Rights and Social Work*, und verknüpft ihn mit differenzierten Machtanalysen.

In den späten 1960er-Jahren unterrichtete Silvia Staub-Bernasconi an der Hochschule für Soziale Arbeit. Gleichzeitig studierte sie Soziologie an der Universität Zürich. Die Vorlesung von Arthur Rich mit dem Thema «Der Marxismus als Frage an den christlichen Glauben – der christliche Glaube als Frage an den Marxismus» prägte sie dabei. Sie stritt mit ihm bis zur mündlichen Prüfung über die Frage, ob die Sozialrechte der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte justiziabel seien. 2008 votierte die UNO-Generalversammlung dafür! Mit Blick auf ihre USA-Erfahrungen fragte sich Silvia Staub-Bernasconi auch immer wieder, ob die Protagonisten der Bewegung an den Universitäten etwas Genaueres über jene wussten, deren Anliegen sie gegenüber der Kapitalistenklasse vertreten wollten?

Walter Hollstein und Marianne Meinhold definierten 1973 die soziale Arbeit als «Reproduktions-, Kompensations-, Oppressions- und Disziplinierungsagentur des Kapitals». Sie bemängelten «die von Frauen gelehrte Einzelfallhilfe». Kapitalkritische Bewusstseinsbildung sollte die Klientel auffordern, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Von einem Autorenkollektiv erschien ferner, für Heimkampagnen relevant, *Gefesselte Jugend – Fürsorgeerziehung im Kapitalismus* (1976). Beide Bücher wurden ernst- oder scherzhaft als «Bibeln» bezeichnet, mit denen sich alle in der sozialen Arbeit Tätigen auseinandersetzen mussten. Laut Silvia Staub-Bernasconi erhofften sich die Autor/innen jedoch von der Gemeinwesenarbeit zu große sozialstrukturelle Veränderungen.

Silvia Staub-Bernasconi selbst intensivierte ihre Auseinandersetzung mit dem Thema Menschenrechte in Folge des Militärputschs in der Türkei von 1980. Ein Absolvent der Schule erwirkte die Bereitschaft der Abteilung für Soziale Arbeit (und später auch weiterer Abteilungen), politisch Verfolgte als Studierende aufzunehmen. 1989 feierte die westliche Welt den Sieg des Kapitalismus. Die Ideale einer gerechteren Gesellschaft schienen über Nacht begraben, eine neue Orientierung war erforderlich. Silvia Staub-Bernasconi setzte sich in einem Seminar mit dem möglichen Beitrag der Menschenrechte auseinander. Teilnehmende Studierende luden danach, umsetzungsorientiert, in die Rote Fabrik zu einer öffentlichen Veranstaltung ein.

Ab 2002 mussten alle drei Berliner Universitäten aus Spargründen ihr Budget um die Hälfte kürzen. Dies bedeutete 2003 das Aus für das Institut für Sozialpädagogik an der TU Berlin, an der Silvia Staub-Bernasconi als Professorin unterrichtete. Die Mitarbeitenden, die sich mit Menschenrechten befassten, entwickelten daraufhin ein neues Curriculum, das sie auch mit Unterstützung von Silvia Staub-Bernasconi aktiv umsetzten. So entstanden ein sehr erfolgreicher zweijähriger Berliner Masterstudiengang «Soziale Arbeit als eine Menschenrechtsprofession» sowie ein gleichnamiges internationales Masterprogramm auf Englisch an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin. An der Weltkonferenz von 2010 in Hongkong erhielt Silvia Staub-Bernasconi den Katherine Kendall Award für ihre Verdienste. Und zu ihrem 80. Geburtstag zitierte ihre Tochter in Erinnerung an die Zeit der Gutenachtgeschichten Astrid Lindgren: «Wenn Pipi Langstrumpf jemals eine Funktion gehabt hat, außer zu unterhalten, dann war es die, zu zeigen, dass man Macht haben kann, ohne sie zu missbrauchen. Und das ist wohl das Schwerste, was es im Leben gibt.»

Gegen staatliche Überwachung

Im Oktober 2017 protestierten die Demokratischen Juristinnen und Juristen der Schweiz (DJS) in Bern gegen Kürzungen bei der Sozialhilfe. Die DJS entstanden in den 1970er-Jahren – im Geist der 68er-Bewegung. Sandra Egli engagiert sich bei den DJS. Sie wurde Ende der 1990er-Jahre politisiert, als junge Leute aus Bosnien, die mit ihr in ein Zürcher Gymnasium gingen, die Schweiz wieder verlassen mussten. «Wir setzten uns dafür ein, dass sie ihre Ausbildung in der Schweiz zu Ende bringen können.» Die DJS entstanden, «weil die Justiz sehr bürgerlich geprägt war und linke Juristinnen und Juristen kaum Chancen hatten, wichtige Stellen in Gerichten zu besetzen. Es gab sogar Berufsverbote für unsere Mitglieder. Auch der Anwaltsverband war bürgerlich geprägt, weshalb wir in Bern immer noch Mitglieder haben, die nicht im Anwaltsverband sind.»

Ein Thema, das die DJS von Anfang an bis heute stark beschäftigt, sei die staatliche Überwachung. So etwa die Kritik am Nachrichtendienstgesetz und am vermehrt präventiven Strafrecht. Auf kantonaler Ebene seien die DJS, wie gerade in Bern, stark in die Revisionen der Polizeigesetze involviert. «Die aktuelle Stossrichtung geht hier klar Richtung mehr Mittel, Instru-

mente und Kompetenzen für die Polizei. Wir hingegen fordern eine Öffnung der Polizei für Ausländerinnen und Ausländer, eine unabhängige Beschwerdestelle für die Überprüfung von polizeilichen Maßnahmen und die individuelle Kennzeichnungspflicht für alle PolizistInnen.»

Ein permanentes Thema sei der Zugang zum Gericht. «Aktuell wird das Bundesgerichtsgesetz revidiert und wir fordern, dass der Ausnahmekatalog für die Beschwerden ans Bundesgericht nicht weiter erhöht wird. Weniger aktiv als früher sind wir bei Gleichstellungsthemen. Das Thema soziale Sicherheit ist hingegen eher neu.»

Bundesverfassung revidieren

Werner Kallenberger ist ehemaliger Bezirksanwalt und Professor für Recht und Kommunikation an der ZHAW Winterthur. Er bringt zu unserem zweiten Gespräch gleich eine Bundesverfassung mit, die seit 1848 ganz zentral und – im Sinne alter 68er-Postulate – immer weiter zu revidieren sei. Die Bundesverfassung stütze bereits eine friedliche Entwicklungs- und Gesellschaftspolitik. Nun gelte es, sie noch enger mit den Grundrechten und der globalen sozialen Gerechtigkeit zu verknüpfen.

Werner Kallenberger wuchs in Amriswil im Kanton Thurgau auf. 1965 kam er nach der Lateinmatura in Frauenfeld nach Zürich. Aus einer bürgerlichen Familie stammend – sein Vater führte ein kleines Unternehmen –, kannte er nur die NZZ und den *Amriswiler-Anzeiger*. «Entsprechend einseitig konservativ war auch mein Weltbild, das sich erst in Zürich zunehmend nach links verschob», erklärte er. 1968 studierte er an der Universität Zürich Jus und lebte im Studentenheim an der Pestalozzistraße «in einer sehr offenen, kritischen, internationalen, politisch interessierten Gruppe junger Leute aus allen Fachrichtungen. Ich begann mit der irrigen Vorstellung Jus zu studieren, wonach Recht und Gerechtigkeit weitgehend identisch seien, und erkannte dann bald, dass das herrschende Recht das Recht der Herrschenden ist.» So interessierte er sich stärker für das öffentliche Recht und verfasste 1978 eine rechtspolitische Dissertation über Konzeptionen der Bodenreformen.

In der ersten Hälfte der 1960er-Jahre spürte Werner Kallenberger in der Ostschweiz noch keine Aufbruchsstimmung. «Wir waren an der Sekundarschule in Amriswil und in der Kantonschule in Frauenfeld weitgehend unkritische und angepasste

Bürgerkinder. Mit den Lehrern pflegten wir keinen persönlichen Kontakt. Sie waren konservativ oder unpolitisch. Und mein Vorbild war Amerika.» Das änderte sich in Zürich. «An der Uni gründeten wir 1968 die Gruppe der Kritischen Jus-Studenten (KIS), aus der Filmschaffende, Lehrpersonen, Anwältinnen sowie Richter hervorgingen. Wir setzten uns für mehr Rechte der Studierenden und Assistierenden ein und bewirkten unter anderem die Anstellung des Rechtssoziologen Manfred Rehbinder. Unsere Vorlesungskritiken bewirkten auch Verbesserungen des Unterrichts. Zudem gründeten wir die Zeitschrift *volk + recht* als Vorläuferin von *plädoyer* und setzten uns somit generell für mehr Sozial- und Grundrechte sowie für mehr Beteiligungsrechte im Arbeits-, Gesundheits-, Miet-, Planungs-, Prozess- und Strafrecht ein. Wir trugen so zu einer reformerischen Rechtsetzung bei. Spätere Promis wie Moritz Leuenberger, Peter Nobel oder Martin Killias machten nicht bei uns mit. Aus der KIS entstanden dann die DJS. Sie sind heute als Vernehmlassungspartnerin in der Gesetzgebung eine wichtige linke beziehungsweise alternative Stimme.»

Werner Kallenbergers Eltern reagierten zunächst «wenig erfreut» auf den politischen Werdegang ihres Sohns. «Mit meinem freisinnigen Vater und Fabrikdirektor kam es zu heftigeren Diskussionen nach 1968. Er kritisierte meine Haltung als «kommunistisch», was aber nicht zutraf. Meine bürgerlich-sozial engagierte Mutter musste immer wieder vermitteln. Insgesamt verhielt sich mein Vater mir gegenüber großzügig und finanzierte mir auch das ganze Studium. Ich verbrachte in den ersten sechs Semestern auch regelmässig die Wochenenden bei meinen Eltern in Amriswil, wo mir meine liebe Mutter immer die Wäsche machte. Meine Eltern hofften, dass ich nach dem Studium wieder «vernünftiger» würde. Meine ehemaligen Kollegen von Amriswil und Frauenfeld blieben meist konservativ-liberal oder unpolitisch. An Klassenzusammenkünften wunderten sich einige über meine neuen Ansichten.»

Werner Kallenberger hofft, mit seiner Aufklärungsarbeit ein wenig zu einer humaneren Welt beigetragen zu haben. «Insgesamt würde ich unsere Wirkung als «Post-68er» als fortschrittlich reformerisch, keinesfalls aber als revolutionär bewerten. Die allermeisten suchten und fanden einen «befriedigenden Beruf» und «normale Familienverhältnisse» im oberen Mittelstand.»

Zu den 68er-Erinnerungen von Werner Kallenberger zählen: «Willkürliche Verhaftungen, die NZZ-Schlagzeile ‹Wehret den Anfängen›, die heftigen verbalen Auseinandersetzungen an der Uni, die Bespitzelung und Verdächtigung aller Protestierenden, unsägliche politische Kämpfe zwischen den linken und ‹noch linken› Organisationen, prominent auftretende Frauenorganisationen, unrealistische Einschätzungen von rechts und links über die Zukunft der Schweiz und Europas».

Heutige Jugendliche erlebt Werner Kallenberger eher angepasst und politisch wenig interessiert. Einen neuen Aufbruch nimmt er nicht wahr. «Viele Jugendliche sorgen sich heute nur um ihre beruflichen Anstellungen. Sie sind nicht mehr so optimistisch, wie wir es waren.» Strukturelles Denken weiche zudem einem mehr psychologischen, das die gesellschaftlichen Verhältnisse generell individualisiere.

Demokratische Psychiatrie

1958 gründeten Paul und Goldy Parin-Matthèy, Fritz Morgenthaler und andere das Psychoanalytische Seminar (PSZ) an der Kirchgasse im Zürcher Oberdorf, das sich einen lockeren Umgang mit dem Reglement der ständisch-konservativen Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV) erlaubte, aber zunächst weiterhin mit der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse (SGP) kooperierte. Dass sich Analysierende und Analysierte im Seminarsetting außerhalb der Therapie regelmässig trafen, irritierte konventionelle Professionelle. Skepsis bestand auch im Umfeld der Frankfurter Schule, die sich zwar für die Theorie der Psychoanalyse interessierte, aber die praktische Umsetzung eher als individuelle Anpassung und als entpolitisiert kritisierte. In den 1960er-Jahren verbreitete sich auch die Antipsychiatrie, die vor allem kritisierte, wie die Psychiatrie als Institution die Anpassung der Individuen fördere. Sie arbeite mit autoritär-paternalistischen Abhängigkeiten und diagnostiziere auffälliges und widerständiges Verhalten als Krankheit. In Italien führten entsprechende Kritiken und alternative Versuche des Psychiaters Franco Basaglia (1924–2000) zu einem neuen Gesetz, das 1978 verfügte, die psychiatrischen Anstalten abzuschaffen. Der Soziologe Erving Goffman erhellte bereits 1961 in seiner Studie über Heime institutionelle Prozesse der Etikettierung und Ausgrenzung, die Men-

schen schädigen. Und so postulierte auch Basaglia, psychisch belastete Menschen ambulant zu behandeln.

Emilio Modena ist ein profilierter 68er aus der Zürcher Bewegung und als Arzt und Psychiater mit dem PSZ vertraut. 1941 in Neapel geboren, kam Emilio Modena 1950 in die Schweiz. 1968 schloss er sein Medizinstudium an der Universität Zürich ab und bildete sich dann neben seiner ärztlichen Tätigkeit am Psychoanalytischen Seminar bei Paul Parin zum Psychoanalytiker aus. Seit 1974 führt er eine eigene psychoanalytische und psychotherapeutische Praxis. Als Student begründete Emilio Modena die Fortschrittliche Studentenschaft Zürich (FSZ) mit, in den 1970er-Jahren die Revolutionäre Aufbau-Organisation (RAZ). Er gründete die (Wohn-)Genossenschaft Hellmi 2000 mit und präsidiert heute das Hilfswerk Ecosolidar. Immer noch beschäftigt ihn die Frage, wie sich psychoanalytisch erhellte subjektive Faktoren politisch mehr berücksichtigen ließen. Revolutionäre Prozesse verändern zwar gesellschaftliche Machtverhältnisse, vernachlässigen jedoch innerseelische Strukturen, so Emilio Modena (1988: 73). Er plädierte damals wie heute dafür, den Marxismus durch eine kritische Theorie des Subjekts weiterzuentwickeln. Sie kann auch helfen, die von Herbert Marcuse thematisierte «repressive Toleranz» besser zu verstehen. Eine politisch-ökonomische Umwälzung bringe noch keine demokratisch-sozialistische Gesellschaft hervor.

«Ethnopsychanalyse»

Florence Weiss arbeitete bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 2007 als Dozentin am Ethnologischen Seminar der Universität Basel. 1967 entschloss sie sich, zu studieren. «Ich wuchs in einer linken und kunstinteressierten Familie auf. Mein Großvater mütterlicherseits nahm am Generalstreik teil und verlor deshalb seine Stelle. Eine Tradition studierender Frauen gab es nicht. Als ich an die Universität ging, wusste ich nur, dass ich mir Wissen aneignen wollte, wie es vor allem den Männern zugestanden wurde. Eigentlich wollte ich Kunstgeschichte im Hauptfach studieren. Aber der «Gnädiges Fräulein»-Professor hatte kein Interesse an gesellschaftlichen oder sozialkritischen Fragen. Deshalb verlagerte ich meinen Schwerpunkt in die Ethnologie und die Politische Philosophie. Die Professoren, Assistenten und Studentinnen schienen mir hier aufgeschlossener und experimentierfreudiger als anderswo. Das Besondere dieser Zeit war, dass an allen

Universitäten in Europa und den USA diese Aufbruchstimmung herrschte. Wir waren nicht alleine. Unzufriedene Studentinnen organisierten Vorträge, Meetings, man schloss sich zu Lesegruppen zusammen, Texte von Karl Marx und Sigmund Freud waren besonders beliebt, und an einigen Instituten wurde gestreikt und die Absetzung der Professoren gefordert.»

1968 lebte nebst der Soziologie auch die Ethnologie auf. Als innovativer Ansatz erwies sich die Ethnopschoanalyse. Sie verband die Ethnologie und die Psychoanalyse. Paul und Goldy Parin-Matthèy entwickelten sie zusammen mit Fritz Morgenthaler auf der Grundlage von Studien in Westafrika. Sie waren die Ersten, die mit Frauen und Männern traditioneller Gesellschaften regelmäßige Gespräche führten, um ihr Denken und ihre Gefühle besser zu verstehen. Die Beziehung, die sich im Verlauf der Gespräche entwickelte, wurde zum Brennpunkt, an dem kulturelle Differenz sichtbar und erforschbar wurde. Neu an diesem Ansatz war, dass die Menschen fremder Kulturen als gleichwertige und in ihrer Psychologie und Biografie eigenständige Personen wahrgenommen wurden. Dieser Paradigmenwechsel zeigte sich in den Publikationen; es wurde Einblick gegeben in die Gespräche, die Beziehung und ihre Entwicklung wurden nachvollziehbar gemacht. Die Psychoanalyse stellte auch neue Fragen: Welchen Einfluss haben gesellschaftliche Strukturen auf unsere Identität, unser Bewusst- und Unterbewusstsein? Welche Rolle spielt dabei die Kleinkindererziehung, die Religion, die soziale Struktur, die Adoleszenz, das Geschlechterverhältnis?

Florence Weiss erinnert sich: «Das große Interesse Ende der 1960er-Jahre an der Ethnopschoanalyse hing damit zusammen, dass viele von uns, die nach dem Krieg aufgewachsen waren, andere Lebensweisen als nur unsere kapitalistische kennenlernen wollten. Die allgemeine Stimmung in der kriegsverschonten Schweiz war besonders selbstzufrieden und beschränkt. Selbst die Tatsache, dass wir Frauen kein allgemeines Stimmrecht hatten, versuchte man uns als Vorteil zu verkaufen. Unerwartet schnell bot sich mir die Gelegenheit, eine eigene Feldforschung zu machen. 1970 stellte Meinhard Schuster, der neue Institutsleiter, ein Team von sechs Studentinnen und Studenten zusammen, das die Kultur der Iatmul am Sepik-Fluss in Papua-Neuguinea erforschen sollte. Objekte der Iatmul gab es im Museum für Völkerkunde, das heute Museum der Kulturen heißt, viele, doch Informationen über ihre Kultur nur wenige. Wir soll-

ten von den Iatmul erfahren, wie sie selbst ihre Welt wahrnahmen. Zusammen mit Milan Stanek, der 1968 als Flüchtling aus der Tschechoslowakei nach Basel kam und mein Lebensgefährte wurde, forschte ich fast zwei Jahre im Iatmul-Dorf Palimbei. Diese einmalige und großartige Erfahrung hat mich tief verändert und aus mir eine Wissenschaftlerin gemacht. Forschen wurde für mich zur lebenslangen Leidenschaft.»

Und wie kam die Zusammenarbeit mit den Zürcher Psychoanalytikern Paul und Goldy Parin-Matthèy und Fritz Morgenthaler zustande? «Ich hatte ihre Bücher über die Dogon und Agni in Westafrika gelesen», erzählt Florence Weiss. «Zu einer persönlichen Begegnung kam es durch ihren Vortrag in Basel auf Einladung von Professor Schuster. Im Juni 1972, kurz vor der Abreise unseres Teams nach Papua-Neuguinea, berichteten sie über ihre Forschung in Afrika. Ich denke heute, dass die Aufbruchstimmung von 1968 zu dieser Einladung beigetragen hat. Es entsprach der Zeit, über den eigenen Zaun zu schauen. Die Ethnologen interessierten sich für die Arbeitsweise und die Forschungsergebnisse der Psychoanalytiker, und diese waren an einem Austausch mit den Ethnologen interessiert. Der Vorlesungssaal war gefüllt, es kamen Zuhörerinnen aus allen Fakultäten, und die Diskussionen dauerten bis spät in die Nacht. Meinhard Schuster schlug den Psychoanalytikern vor, unsere Forschungsgruppe am Sepik zu besuchen. Fritz Morgenthaler nahm das Angebot an. Wenige Monate später kam er nach Papua-Neuguinea und wohnte drei Wochen im Dorf, wo Milan Stanek und ich arbeiteten. Wir diskutierten viel, lernten uns besser kennen, und es entstand der Plan, bei den Iatmul eine ethnopsychanalytische Forschung durchzuführen.»

Zurück in der Schweiz, schrieben Milan Stanek und Florence Weiss ihre Dissertationen. Sie machten eine freudsche Psychoanalyse und führten 1979/80 zusammen mit Fritz Morgenthaler und seinem Sohn Marco Morgenthaler in Palimbei ethnopsychanalytische Gespräche. Heute, fast vierzig Jahre später, ist die Ethnopsychanalyse zu einer etablierten Wissenschaft geworden.

«**Psychiatrie reformieren**»

Remo Gysin kam 1945 zur Welt. Er studierte Nationalökonomie, engagierte sich in der 68er-Bewegung und leitete von 1984 bis 1992 als Basler Regierungsrat das Sanitätsdepartement. In dieser

Funktion setzte er ein mündig-emanzipatorisches Konzept einer demokratischen Psychiatrie um. Die Reform nahm partizipative 68er-Anliegen auf. Sie orientierte sich an einer gemeindenahen Psychiatrie und an therapeutischen Gemeinschaften. Diese Postulate kamen schon nach dem Zweiten Weltkrieg auf. Aber bei sozialpsychiatrischen Reformen verstärkten sich zunächst antipsychiatrische Haltungen, die eine institutionelle Psychiatrie grundsätzlich ablehnten. Das Auflösen psychiatrischer Einrichtungen in Italien und in den USA führte allerdings zum Verwahrlosen vieler psychisch Erkrankter und zur Erkenntnis, dass ambulante Versorgungsnetze dringend nötig sind. In der Schweiz debattierte der Kanton Waadt schon 1964 in diese Richtung.

Remo Gysin knüpfte auf der Grundlage einer breiten Vernehmlassung daran an. Als Leitgedanken seines Konzepts erwähnt er das Stärken der ambulanten Versorgung und der Betreuungskontinuität in stadtteilbezogenen Einheiten. Zudem setzte er auf mehr Autonomie von Patientinnen und Patienten. Das Kantonsspital eröffnete eine Krisenintervention und ergänzte die Notfallstation mit psychiatrischer Kompetenz. Die Psychiatrische Universitätsklinik bot neu eine Tagesstruktur und eine externe psychotherapeutische Tagesklinik an. Hinzu kamen eine offene Rehabilitationsabteilung, eine separate Drogen- und Alkoholentzugsstation, neue alterspsychiatrische Dienste, familienähnliche Klein-Wohnheime für Menschen mit geistigen Behinderungen, ein niederschwelliges allgemeines psychiatrisches Ambulatorium, eine Koordination privater psychiatrischer Dienste sowie Infrastrukturen und Subventionen für die Genossenschaft der Selbsthilfegruppen, den Verein Freyzytlaade Basel, die Gesellschaft für Arbeit und Wohnen (GAW) oder die Psychosoziale Arbeitsgemeinschaft (PSAG).

All diese Projekte drückten einen Paradigmenwechsel in der Begleitung von Menschen mit psychischen Krankheiten oder geistigen Behinderungen aus. Sie dienten auch dazu, über öffentliche Diskurse das Verständnis von und den Umgang mit psychischen Beeinträchtigungen zu verändern. In jüngerer Zeit wurden allerdings wesentliche Errungenschaften wieder rückgängig gemacht, öffentliche ambulante Dienste zentralisiert und eine niederschwellige Anlaufstation, die auch für die ambulante Nachsorge im Kleinbasel zuständig war, aufgehoben. Was den früheren Regierungsrat Remo Gysin, der sich von 1995 bis 2007 auch als Nationalrat engagierte und neu die Auslandschweizer-

Organisation (ASO) präsidiert, sehr enttäuscht. Zudem wirkt Remo Gysin als Co-Präsident der Grauen Panther Nordwestschweiz.

Denknetz

«So standen die Zeichen schlussendlich sogar ein wenig auf Hoffnung», bilanzierte die WOZ den dreitägigen «Reclaim Democracy»-Kongress, den das Denknetz im Februar 2017 organisierte. 1800 Teilnehmer/innen diskutierten an der Universität Basel darüber, wie sich auch wirtschaftliche Bereiche demokratisieren und bestehende Projekte weiter vernetzen ließen.

«Eine Bewegung wie 1968 wäre jeder Generation zu wünschen», sagt Beat Ringger, Geschäftsleiter des «Denknetzes», eines sozialkritischen Thinktanks mit gegenwärtig 1400 Mitgliedern. Beat Ringger kam 1955 in Bern zur Welt. Nach der Matura und dem Lehrerseminar unterrichtete er drei Jahre an einer Zürcher Volksschule. Es folgten eine Ausbildung zum Maschinenmechaniker, eine zweijährige Tätigkeit in einer geschützten Werkstatt und ein Studium der Elektrotechnik in Winterthur. Danach arbeitete Beat Ringger zehn Jahre bei IBM Schweiz, bevor er zu den Gewerkschaften wechselte. Zwölf Jahre lang, bis Sommer 2015, war er als Zentralsekretär der VPOD tätig. Für das Denknetz arbeitet er nun seit dreizehn Jahren, zunächst in einem kleinen Teilzeitpensum, heute als Haupttätigkeit. Früh politisiert, interessierte sich Beat Ringger schon als Schüler für das Weltgeschehen. 1974 trat er der RML bei. In den 1980er-Jahren engagierte er sich für den Aufbau grün-alternativer Organisationen. 1994 war er maßgeblich an der Lancierung einer Volksinitiative für die Halbierung des motorisierten Straßenverkehrs durch die Umweltorganisation umverkehR beteiligt. 2014 wandte er sich als Vorstandsmitglied der Gruppe «Raus aus der Sackgasse» (RASA) mit einer weiteren Volksinitiative dagegen, die Migration aus EU-Ländern zu kontingentieren. In vielfältigen Schriften hat sich Beat Ringger mit aktuellen Themen auseinandergesetzt, so etwa mit dem bedingungslosen Grundeinkommen, der Rückverteilung von Steuern, einer Allgemeinen Erwerbsversicherung oder der Zukunft der Demokratie, wobei die Monografie *Maßt Euch an! Auf dem Weg zu einem offenen Sozialismus* (2011) herausragt.

In der Rückschau scheint bei Beat Ringger Trauer auf. Er spürt, dass der 68er-Aufbruch in dieser Form einmalig gewesen ist. «Eine weltweite Bewegung des Aufbruchs, die praktisch alle Sphären des Lebens verbindet: Herrschaftskritik mit der Gestaltung des Alltagslebens, Musik mit Sinnfragen, Selbstverwirklichung mit neuem Gemeinschaftssinn, Kleidung, Gestaltung öffentlicher Lebensräume, Bildung, Erotik, Umwelt, Genderverhältnisse – einfach alles. In unglaublicher Vielfalt. Mit Langzeitwirkung auf dreißig Jahre und mehr. Natürlich auch konfliktthaft, manchmal verkrampft, oft mit Repressionen konfrontiert. Aber eben doch genial. Ich wünschte mir, jede Generation könnte sowas erleben.» Beat Ringger war 1968 erst dreizehnjährig. Er erinnert sich an die Ereignisse in Paris, in der ČSSR und den Globuskrawall, den er zufällig aus der Nähe erlebte. Im Gymnasium präsidierte er Anfang der 1970er-Jahre die Schülerorganisation. Das Rektorat verbot zuerst die Ausstellung, die er über die portugiesischen Kolonien mitinitiierte, gewährte sie dann jedoch nach heftigen Protesten. Die Drogenpolitik bewegte ihn ebenfalls. Beat Ringger setzte sich gegen Profite mit harten Drogen ein und fragte sich: Wie kommen wir aus der bürgerlichen Enge raus zum richtigen Leben? Die Radikalität der trotzkistischen Bewegung, die auch den Stalinismus kritisierte, überzeugte ihn. 1973 empörte ihn der Putsch gegen den demokratisch gewählten Sozialisten Salvador Allende in Chile. Für Beat Ringger zeigte sich nun umso deutlicher: «Es brauchte einen Bruch mit der Vorherrschaft des Kapitals, nicht einfach einen Regierungswechsel.» Dazu passte: «Traue keinem über dreißig. Der Generationenkonflikt spielte eine damals wichtige Rolle.» Wobei seine Mutter klar für die Gleichberechtigung eintrat und der Vater immerhin eine Zeitlang beim Landesring mitwirkte.

Im April 1974 weckte die Nelkenrevolution in Portugal gegen die Salazar-Diktatur neue Hoffnungen. Sie beförderte auch die Unabhängigkeit der Kolonien in Angola und Mosambik. In der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre gewannen jedoch die bürgerlichen Kräfte wieder die Oberhand. Die verschiedenen linken Gruppierungen steckten fest und verrannten sich teilweise in sektiererischen Debatten. Beat Ringger wandte sich vermehrt grünen und sozialpolitischen Themen zu. Er kandidierte in Winterthur im Namen der Sozialistischen Alternative für die Exekutive, engagierte sich in umverkehR, übernahm später die Projektleitung für eine neue online-Gewerkschaft, dann im

VPOD-Zentralsekretariat die Leitung der Gesundheitsbranche. Von da führte ein fließender Übergang zum Denknetz.

Mit dem Denknetz will Ringger quer zu allen bestehenden Parteien und Organisationen am Aufbau einer linken Diskursgemeinschaft mitwirken, die über das parteipolitische Alltagsgeschehen und über thematische Kampagnen hinaus wieder weiterführende Reformansätze entwickelt und auf das gesellschaftliche Ganze zielt. Über hundert Personen arbeiten im Denknetz regelmässig ehrenamtlich mit. So auch für den «Reclaim Democracy»-Kongress im Februar 2017, der vom Denknetz in Kooperation mit 25 weiteren Organisationen und Instituten organisiert wurde. «Das Ende der Geschichte ist nicht erreicht und wird nie erreicht werden», sagt Beat Ringger kurz nach dem Kongress im Café Isaak beim Basler Münster. «Die 68er haben den Acker umgepflügt. Mit vielen Erfolgen.» Jetzt müssten sich Ehemalige mit der neuen Generation verbünden, im Sinne einer radikalen Nachhaltigkeit gegen neoliberale Eroberungen. Das Denknetz biete eine geeignete Plattform, um den Kapitalismus als Formation zu untersuchen – strukturell, über soziotechnische Kritik und blosses Schräubchendrehen hinaus.

Ringger erinnert sich an seine Arbeit in einer Behindertenwerkstatt und an die Liebe, die er für die Menschen mit Behinderungen entwickelte, «für Menschen, die sich unverstellt öffnen können und keine steifen Rollenbilder erfüllen müssen». Diese Begegnungen haben die Frage aufgeworfen, was wirklich zentral ist im Leben. «Lebendigkeit entsteht, wenn wir Resonanz zulassen.» Vielleicht war das auch eines der stärksten Motive der 68-Bewegung: Das kämpferische Eintreten für solche Resonanz Erfahrungen. «Nicht zufällig war die Musik, waren Konzerte, Demos, Happenings von so zentraler Bedeutung.»

Trotz aller Enttäuschungen und Niederlagen der Linken werden Visionen einer neuen Gesellschaft immer wieder von neuem belebt. «Ich bin da optimistisch. Aber die Suche nach einfachen Rezepten müssen wir verabschieden. Unsicherheit gehört zum Kern eines offenen sozialistischen Projekts, in dem sich Menschen frei entfalten können – im Rahmen einer substanziellen Demokratie, in der nicht das Kapital die Grundspur definiert. Das ist ein Wagnis mit offenem Ausgang. Aber nur in diesem Wagnis können wir die Energien von breiten Bevölkerungsteilen mobilisieren, und nur so kann ein grundlegender gesellschaftli-

cher Wandel gelingen. Und dabei könnte das, was 1968 in Bewegung gebracht hat, dann doch noch wiederbelebt, ja weit übertroufen werden.»

Institutionelle Politik

Im Wintersemester 1967/68 gründete sich die Progressive Studentenschaft Basel (PSB), die sich zunächst 1970 mit andern Gruppierungen zu den Progressiven Organisationen Basel (POB) zusammenschloss und sich dann 1971 mit weiteren Sektionen in Baselland, Zürich, Solothurn und St. Gallen zur POCH vereinigte. Später kam auch eine Aargauer- beziehungsweise Fricktaler Gruppe hinzu. Zwischen 1987 und 1993 lösten sich alle regionalen Sektionen wieder auf. Viele Mitglieder traten den Grünen oder der SP bei. 1969 bildeten sich in Genf und Lausanne, unter anderem, weil einige Mitglieder aus der PdA ausgeschlossen wurden, die RML, die sich an der trotzkistischen Vierten Internationalen orientierte und sich später als Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) konstituierte. Sie löste sich Ende der 1980er-Jahre ebenfalls auf. Wie Maos Nachhut in der Schweiz. Oder die Kommunistische Partei der Schweiz. Die Parteien der neuen Linken benötigten viel Energie, um sich voneinander abzugrenzen. Die POCH gewichteten die parlamentarische Arbeit relativ stark und erreichten dabei einige politische Erfolge. Die SAP versuchte, die Werktätigen zu mobilisieren und sich selbst in Betriebe zu integrieren. Der Aufwand verdient Anerkennung, erwies sich aber als wenig erfolgreich. Auch die breiter angelegten «Massenorganisationen» oder eigene Gewerkschaften blieben relativ marginal. Etwas instrumentell konzipiert, sollten sie dem eigenen Parteiaufbau dienen, zum Beispiel über POCH-Frauen- oder POCH-Trikont-Gruppen. So ließen sich die Kreise ein wenig ausweiten, aber die Reichweite blieb beschränkt. Auch weil viele «frohen Botschaften» kommunikativ wenig ansprechend daher kamen. Zwar entfalteten einzelne Organisationen wie die OFRA, die Gewerkschaft Erziehung oder auch das Solidaritätskomitee für Afrika, Asien und Lateinamerika ein reges Eigenleben, das Fachleute und weitere Kreise zwar interessierte, aber kaum breiter mobilisierte. Bestehen blieben immerhin die Demokratischen Juristinnen und Juristen. Aber auch ihnen gelang kein wirklicher Durchbruch. Und doch nahmen bestandene Entwicklungs- oder Frauenorganisationen

sowie Medien wichtige Anliegen auf. In einzelnen Redaktionsstuben reichten sich ehemalige 68er/innen die Hand. Viele Analysen, Debatten und Publikationen fruchteten indirekt. Oder sie flossen eben in die SP oder bei den Grünen ein, die das Gebot der Stunde – Umweltfragen und soziale Anliegen – in den Vordergrund rückten.

Parteileben

Philipp Cueni wirkte 1968 im «braven» Schülerparlament des Humanistischen Gymnasiums mit, dann im Basler Studentenrat, in der GE, später im Vorstand und in der Geschäftsleitung der POB, die er lange auch im Kantonsparlament (BS) vertrat. Nach Auflösung der POB überführte er deren Dokumente ins Staatsarchiv.

Gemäß seiner Bilanz lernte er in der POB viel aus spannenden Debatten über globale Machtblöcke, über die «Generallinie» der linken Bewegungen oder über den «Trikont». Das Manko einer vertieften Machtanalyse zur Schweiz war ein Grund, dass eine gute politische Positionierung für die POCH nicht zu einer Entwicklung in neue breitere Formationen genutzt werden konnte. Bei Cuenis Schwerpunkt, dem Kampf gegen die Stadtzerstörung, gab es breite Kooperationen mit «Betroffenen», Interessierten und Fachleuten, die aber nicht nur taktische Partner in einem «antimonopolistischen Bündnis» sein wollten. Das führte zu Friktionen mit Verbündeten. Beachtliche Wahlanteile von über zwölf Prozent schwanden wieder – auch, weil notwendige Entwicklungsprozesse durch interne Blockaden unmöglich waren. Mit vordergründigen Klarheiten verhinderte, so weiter die Bilanz von Cueni, die Neue Linke nötige Differenzierungen und tabuisierte auch Themen. Persönlich bewegte ihn, wie auch in einer autoritätskritischen Bewegung interne Arroganz von Parteileadern akzeptiert worden ist.

Zudem traten neben ein über lange Zeit enorm hohes Engagement für das Politik- und Parteileben zunehmend auch individuellere Lebenskulturen und Berufsleben. Einige Mitglieder entfernten sich radikal von der vereinnahmenden Bewegung, andere fanden sich sozial zunehmend isoliert, oder waren nach überhöhten Erwartungen enttäuscht, einzelne verloren den Halt. Gemeinsame Utopie und Ziele konnten in der Realität des politischen und privaten Alltags nicht für alle einen gemeinsamen Rahmen garantieren. Nichtsdestotrotz hat der größere Teil der

Parteibewegung die «alten» Ideale in Politik oder Zivilgesellschaft weitergetragen.

Und, freut sich Philipp Cueni: «Zu vielem, was ich an unserer Gesellschaft, Kultur, Stadt heute schätze, hat die 68er-Bewegung beigetragen.»

Lebenslang engagiert

Hinter Organisationen stehen Menschen. Fritz Witschi und Käti Ensner Witschi prägten die POCH mit. Sie kommen beide aus proletarisch-kommunistischen Familien. Käti besuchte in Basel das Gymnasium und studierte nachher, Fritz machte in Zürich eine Schreinerlehre, reiste viel und schloss das Abendtechnikum als Architekt ab. Käti und Fritz engagierten sich beide in der Freien Jugend, antifaschistisch, antirassistisch, und erlebten die Diskriminierungen der antikommunistischen Hetze. Sie solidarisierten sich mit der algerischen Befreiungsbewegung FLN, trafen sich 1963 in einem Zeltlager am Bielersee. Am Ostermarsch 1964 verliebten sie sich, zwei Jahre später kam ihr Sohn Stefan zur Welt. Sie nahmen an Vietnam-Veranstaltungen teil und erlebten 1968 als unerwartete Öffnung. Auf einmal demonstrierten viele andere mit. Vor dem Basler Petersplatz-Meeting vom 28. Juni 1968 besuchten die beiden mit Georges Degen zusammen in Frankfurt Daniel Cohn-Bendit, um ihn nach Basel zu locken. Fritz und Käti gestalteten den Übergang von traditionellen Strukturen zu alternativ-kreativen mit. Sie legten Wert darauf, die studentische Politik über die universitäre Mitbestimmung auf gesamtgesellschaftliche Bereiche auszuweiten, gegen Fremdenfeindlichkeit, für eine demokratische Verkehrs- und Stadtplanung. 1969 besetzten sie die Tramschienen mit und gehörten zu den Initianten des Gratistrams. Sie halfen, die Interkommission gründen, die Kooperation linker schweizerischer und ausländischer Organisationen, eine Antwort auf die Überfremdungsiniciativen. Diese verlieh der POB, die sich als Nachfolgerin der 68er-Bewegung betrachtete, mehr Gewicht. 1970 reisten sie für ein halbes Jahr nach Mexiko. Mit Blick auf den Pazifik kam Fritz die Idee, eine 40-Stunden-Initiative zu lancieren. Dies als linke Antwort auf die Schwarzenbach-Bewegung, die eine Verlängerung der Arbeitszeit von einer Stunde als Ausgleich für die verlangte Ausweisung von Ausländern propagierte. Die Sammlung der Volksinitiative führte zur Konstituierung der Progressiven Organisationen POCH, wie die «AHV statt Pan-

zer»-Initiative für ein tieferes Rentenalter. Mit Unterstützung der Interkommission konnte Käti als Vertreterin der neuen Linken am 1. Mai 1973 gegen Widerstand der SP eine Rede halten. «Die 68er-Bewegung half mir», sagt sie, «alle Autoritäten noch kritischer zu hinterfragen.» Nach dem Putsch vom 11. September in Chile arbeitete sie mit in der Solidaritätsbewegung Salvador Allende. Im kantonalen Parlament brachte sie sozial- und gesundheitspolitische Vorschläge ein, beruflich arbeitete sie als Kinderpsychologin. Fritz profilierte eine umwelt- und menschengerechte Raumpolitik und verantwortete die *POCH-Zeitung*.

1993 bedauerten beide das Ende der POB. Fritz sieht den Verlust der sozialistischen Alternative mit den Spaltungen und dem Zusammenbruch der sozialistischen Staaten als eine der Ursachen. Die UdSSR – im Zweiten Weltkrieg mit 26 Mio. Toten, einem zerstörten Land und fehlender politischer demokratisch-sozialistischer Basis im Innern – konnten der atomaren Aufrüstung der USA nicht ohne schmerzhafteste Verluste an Lebensqualität ihrer Bevölkerung begegnen. Emanzipatorische Bewegungen, zum Beispiel die Blockfreienbewegung, verloren einen Rückhalt, auch wenn sie sich ideologisch anders orientierten. Die Grünen kämpften nun dafür, die Umwelt zu erhalten. Aber die POCH fehle heute als Kraft, die eigenständig solidarisch «global dachte und lokal handelte» und auch den inneren Rassismus thematisierte und die SP herausforderte.

«Wir funktionierten wie eine Bewegung»

Werni Weber war 1968 Elektriker-Lehrling bei der Albiswerk AG, später Siemens. An einer Demo gegen den Splitterbombenproduzenten Honeywell spazierte er noch auf dem Trottoir. Beim Globuskravall beteiligte er sich schon aktiver. Da setzte er sich am Bürkliplatz sogar lautstark dafür ein, die Feuerwehr durchzulassen, um dann festzustellen, «dass sie gekommen waren, um uns abzuspritzen». Werni Weber machte auch im ersten Komitee des Bunkers und beim Zürcher Manifest mit. Er engagierte sich in der Progressiven Jugend, die Teil der FASS war, und in der Lehrlingsgewerkschaft. «Wir funktionierten als Gewerkschaft mehr wie eine soziale Bewegung.» Werni Weber war bereit, in den RAZ einzutreten, obwohl er ihm reichlich arrogant erschien. In dieser Zeit kam er mit Genossen in Kontakt, die eine Zürcher Sektion der trotzkistischen RML aufbauen wollten. Er

half mit, wirkte beim «Maulwurf» mit, der trotzkistischen Jugendorganisation. Nach der Lehre arbeitete Werni Weber in zahlreichen kleineren Betrieben, immer mit dem Anspruch, die Werk­tätigen zu organisieren. Bei der Escher-Wyss missglückte eine ordentliche Anstellung schon in der Probezeit. Dies im Rahmen der «Proletarisierung» der SAP. Werni Weber beteiligte sich im Gruppenvorstand der Elektriker-Gruppe des SMUV, bei den AKW-Gegnern, im Zentralamerika-Komitee und im VPOD. Er kandidierte auch für den Stadtrat. Als Mitarbeiter der liberal geführten Firma Sibir konnte er das einigermaßen «repressionsfrei tun». Er blieb über zehn Jahre bei der Sibir, die mehrere 68er beschäftigte. Später stieg auch Urs Haymoz, der als Sekretär der EvB die Kampagne für die Bankeninitiative koordinierte, leitend bei der Sibir ein. Werni Weber wechselte jedoch 1982 als Betriebselektriker zur Universität Zürich und blieb dort bis zu seiner Pensionierung. Er engagierte sich in der VPOD-Uni-Gruppe und als Personaldelegierter in der erweiterten Universitätsleitung. Von 2004 bis 2012 präsi­dierte er auch den VPOD des Kantons Zürich.

Trotz institutioneller Einbindung und trotz Konzessionen blieb Werni Weber in seinem Selbstverständnis stets ein Bewegungsmensch. Er fühlt sich den 68er-Idealen weiterhin verbunden, sagt er, und hält dafür, dass Gewerkschaften ihre Aktivitäten wieder mehr auf der Straße entfalten, Druck von unten machen und wie soziale Bewegungen agieren. So stellte der aufgestiegene «Büezer» und Gewerkschafter auch mehrfach seine erlangten Positionen zur Disposition. Er setzt sich für eine Politik von unten ein, die mit Top-Down-Ansätzen möglichst wenige Kompromisse schmiedet, was manchmal «verdamm­te schwierig» sei.

Marsch durch die Institutionen

Etliche 68er/innen, die zur SP wechselten oder klar dem Beruf den Vorrang gaben, strengten den Gang durch die Institutionen an. Das war zuweilen mit viel Anpassung verbunden. Die einen entfernten sich immer mehr von 68er-Idealen. Andere hielten diese zumindest innerlich weiterhin hoch und reflektierten ihr Erleben. Oder sie brachten sich offen ein und regten so viele kleine Veränderungen an. Der «Gang durch die Institutionen» hörte sich 1968 wie ein Schimpfwort an. Reformerische Maßnahmen würden bloß das kapitalistische System stabilisieren, hieß es. Zu Recht? Hinweise vermitteln biografische Notizen von Menschen,

die sich darauf konzentrierten, viele kleine Verbesserungen auch wirklich zu realisieren.

Renato Reinau wuchs in Argentinien auf. Seine ersten Kindheitserinnerungen, die er im Gespräch schildert, führen nach Buenos Aires. Sein Vater arbeitete dort für die Ciba. Die Familie Reinau lebte in einem «mehrbesseren Wohnviertel». Die Mutter von Renato Reinau verrichtete keine Hausarbeit. Sie leitete das Dienstmädchen und einen Gärtner an. Renato Reinau brach schon früh aus. Statt mit dem Colectivo, dem Linienbus, von der Schule zurückzufahren, kaufte er sich mit dem Busgeld Schleckereien oder Fußball-Bildchen und wanderte ganze Kilometer allein in der Großstadt. Er verbrachte seine Freizeit meist mit den Nachbarskindern oder sonst in Gruppen. Am Wochenende führte die Fahrt zum Club Suizo an Elendsvierteln vorbei. Renato stellte allerlei «dumme» Fragen, warum leben die einen so und die anderen anders, et cetera. Die peronistischen Aufmärsche der «Descamisados», die sein Vater verabscheute, faszinierten ihn. «Als ich etwa zehnjährig war, erklärte mir mein Vater, Perón sei endlich gestürzt und die Militärs würden es nun besser machen. Als Beweis diente Wirtschaftsminister Roberto Alemann. Er war ein in der Schweiz studierter Bankgeselle.»

Als die Mutter erkrankte, kehrte die Familie in die Schweiz zurück. Für Renato war das «wie eine Reise in ein Feriendland». Er fühlte sich einsam. «Jeder lebt für sich. Alles muss Wochen im Voraus geplant sein. Und die Schweizer schienen mir weniger lebensfroh zu sein.» Als Renato Reinau zum ersten Mal Schrebergärten sah, fragte er sich, ob es hier auch «villas miserias» gebe. Er lernte, sich zu benehmen.

Bald nach Ankunft in der Schweiz verabschiedete sich seine Mutter «aus der Vereinsamung und dem offenbar nicht mehr so lebenswerten Leben». Erst mit den Jahren verstand Renato Reinau, was diese Erfahrung für ein Loch in sein Leben gerissen hatte. Als sein Vater versuchte, ihm seine neue Frau als Mutter aufzuzwingen, kam es zum Konflikt. Renato kam ins Jesuiteninternat nach Feldkirch. In einer Buchhandlung entdeckte er den dialektischen Materialismus und allerlei Bücher dazu, die er ins Internat schmuggelte. Problematischer als der Marxismus war sein Atheismus. So flog er nach drei Jahren aus dem Internat und kam 1967/68 nach Basel zurück.

Die diversen Gelegenheitsjobs, die er nun annahm, brachten ihn mit der «Arbeiterklasse» zusammen. Was ihn beein-

druckte, war die rhetorische Gewandtheit gewisser Gewerkschafter, die über keine große Schulbildung verfügten. Dann kam im Nahen Osten der Sechstagekrieg. Und dann ging es in Frankreich los, Mai 1968! Renato war in Basel am Humanistischen Gymnasium. Das Radio lief heiß auf Französisch. Und das für ihn Unglaubliche: Da konnten plötzlich die beiden Welten, Studierende und Werktätige, einander verstehen und gemeinsam auf der Straße demonstrieren. Da zog es ihn an die Meetings auf dem Petersplatz. Er hatte noch nie vor einer Menge gesprochen, und siehe da, es ging.

Dann kam die Zeit, in der er sich entscheiden musste, ob er die Rekrutenschule antrat oder nicht. Endlose Diskussionen folgten. «Weil es für mich oberste Priorität hatte, von meinem Vater finanziell unabhängig zu werden, wollte ich das Risiko nicht eingehen, als Dienstverweigerer systematisch nicht angestellt zu werden.» Ein Vorteil war die soziale Durchmischung. «Es gab hier mehr Mechaniker als Akademiker.»

Akademiker wurde er dann aber doch noch. Das Studium in Neuchâtel finanzierte Renato Reinau selbst. Für seine Abschlussarbeit über die «erfrischend engagierte neue Welle des argentinischen Kinos» recherchierte er ein halbes Jahr in Argentinien. 1973 weilte Renato Reinau mit einer Arbeitsbrigade in Kuba. Von dort aus erlebte er den Staatsstreich in Chile. Laut Bundesfiche gehörte Renato Reinau zur trotzkistischen RML. Er war aber «eher Maoist». Als er sich, in der Waadt wohnhaft, von Le Brassus bis Château-d'Oex als Lehrer für so unpopuläre Fächer wie Deutsch, Latein und Altgriechisch bewarb, erhielt er nirgendwo eine Anstellung. Bis ihm ein Gymnasialdirektor in Lausanne am Telefon erklärte, er wisse alles über ihn und stelle ihn bloß für ein Jahr an. In diese Zeit fielen das Aggiornamento im Vatikan und die Befreiungstheologie in Südamerika. Trotz seines Atheismus fand Renato Reinau die Bewegung so gut, dass er unentgeltlich eine Tagung für das Romerohaus in Luzern dolmetschte. Später kam er zur Schweizerischen Kreditanstalt beziehungsweise der Credit Suisse. Die SP sammelte auf der Bahnhofstraße gegen das Bankgeheimnis. Da musste er an seiner Arbeitsstelle seine Sympathien für die Initiative verschweigen. In Bremgarten sammelte er selbst Unterschriften gegen die F/A-18 Flugzeuge und verbrachte später die Hauptzeit seiner Arbeit in Flugzeugwerken mit den Handbüchern des F/A-18. «Trotz gutem Arbeitsklima konnte ich meinen Kollegen unmöglich sagen, weshalb ich gegen diese

Flugzeuge war. Ich erzählte ihnen aber vom französischen General, den ich an einer Konferenz hoher Tiere gedolmetscht hatte. Er wollte uns keine neuen Mirages aufdrängen, sondern bloß erklären, weshalb so ein Kampfjet für die Schweiz Unsinn sei und eine intelligente Abwehr viel mehr bringe.»

Sehr international orientiert und überhaupt nicht an Renato Reinaus politischer Vergangenheit interessiert war der Pharmamulti Hoffmann-La Roche in Basel. «Leider musste ich dann den Kapitalismus ›live‹ erleben.» Weil in einem Jahr die Zuwachsraten nicht zweistellig waren, wie sie die Konkurrenz zur Novartis verlangte, wurden im Raum Basel fünfhundert Stellen gestrichen. «Der sozialdemokratische Finanzminister von Basel-Stadt machte keinen Mucks, aber angelsächsische Finanzanalysten meinten: ›In the end, Roche may have cut off more muscle than fat.›» Dass Renato Reinau seit seiner ersten Stelle immer in einer Gewerkschaft war, erwies sich beim Abgang als nützlich. Er nahm nun eine neue Stelle bei der Suva an und wollte sich für den Service public engagieren. Kritiker drängten aber immer mehr darauf, die öffentliche Einheitskasse zu privatisieren. «Der damalige HSG-Professor Franz Jaeger bemerkte in einer Studie im Auftrag von Bundesrat Couchepin, dass die Privatisierung der Suva zwar wenig bringe und sehr viel koste, aber politisch ein opportunes Zeichen setze.» So bestand dann ein Großteil der Arbeitszeit von Renato Reinau darin, interne Vorschläge eines vorausseilenden Gehorsams abzuwehren. «Als ich als Vorgesetzter immer mehr Wasser in meinen Wein schütten musste, beschloss ich, mich in eine vorzeitige Pensionierung zu flüchten, bevor ich nicht mehr in den Spiegel blicken konnte.»

Renato Reinau ist «im Herz ein 68er geblieben». Er engagiert sich auch heute noch «punktuell». Zum Beispiel im Denznetz oder in der Integrationsarbeit im Quartierhaus. Beruflich und im Militär hat er immer wieder Zugeständnisse gemacht – viel mehr, als ihm lieb war, wie er sagt. Umso mehr unterstützt er privat soziale und ökologische Projekte.

Etabliert

Ein Projekt ist ein Vorhaben, das sich über die Idee hinaus konkretisiert. Das kann ein Chor, eine Wohngenossenschaft oder eine Druckerei sein. Mit der Realisierung eines Projekts geht oft auch dessen Institutionalisierung einher. Die

Idee verwirklicht sich in der Praxis. Und dies oft widersprüchlich und strukturell nur beschränkt wirksam. Damit haftet vielen Projekten etwas Reformerischeres an. Teile der 68er-Bewegung kritisierten, Projekte wie Kinderläden würden bloss den Kapitalismus humanisieren. Andere wollten so die neue Gesellschaft erproben und ansatzweise vorwegnehmen.

Nach 1968 nahmen neue Projekte schubweise zu. Teilweise fahrlässig konzipiert, wurden etliche in Sand gesetzt. Einige hatten aber Bestand. Etabliert und normalisiert, führten oder führen sie weiter, was den Aufbruch kennzeichnete. Institutionalisiert, stabilisieren sie den Wandel, den sie teils festzurren und teils befördern. Sie tun dies im Sinne einer Gegenläufigkeit, die widersprüchlich erscheint, aber Prozesse kennzeichnet, auch dynamische.

Zu 68 gehören ausgiebige Debatten, zum Beispiel über antiautoritäre Erziehung, sexuelle Befreiung oder Dienstverweigerung. Sie dynamisierten ins Stocken geratene Prozesse. Die Flasche der Neo-Aufklärung war entkorkt. Aufbrechende Diskurse verbreiteten sich rasch. Sie führten da und dort zwar zu neuen Verhärtungen und Verengungen. Doch viele Horizonte öffneten sich. Der ausgeweitete Blick förderte eine offenerere und lebendigere Kultur der Auseinandersetzung, die allerdings noch viel Entwicklungspotenzial hat.

Die hier angesprochenen Projekte und Debatten sind selektiv ausgewählt. Viele weitere Aktivitäten bleiben unerwähnt. Einzelne, wie die Radgenossenschaft, bezogen sich erst später auf den 68er-Aufbruch, der ihnen Mut gemacht habe, sich ebenfalls mehr für eigene Interessen einzusetzen. Das Beispiel von Ursula Brunner und den «Bananenfrauen» deutet an, wie einfache Initiativen viel erwirken können.

6

Theoretische Bezüge

Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule ist eine Grundlage der 1968er-Bewegung, *Das Prinzip Hoffnung* von Philosoph Ernst Bloch eine andere. Henri Lefebvre begründete situationistische Ansätze, die den 68er-Aufbruch mehr prägten als gemeinhin wahrgenommen wird. Auch die politische Philosophie von Arnold Künzli beeinflusste die 68er-Bewegung. Künzli, der 1964 über Marx habilitierte und 1967 ein wichtiges Büchlein über die Geschichte des Vietnamkriegs publizierte, behandelte an der Universität Basel unter anderem frühsozialistische Utopien und praxisphilosophische Theorien.

«Das Ende der Biederkeit»

Die Soziologin Claudia Honegger engagiert sich seit 1968 hochschul- und frauenpolitisch. An der Zürcher 1.-Mai-Feier 1969 trat sie als offizielle FASS-Sprecherin auf. Franz Rueb, Thomas Held und andere Männer interessierten sich im Voraus sehr dafür, was sie sagen wollte und sollte. Einzelne waren auch der Ansicht, dass der Soziologe Ruedi Bautz als Arbeiterkind anstelle der «Kapitalistentochter» die Rede halten müsste. Aber das Motto war «Stimmrecht ist Menschenrecht». Und da für die Gewerkschaften ein Funktionär und für die SP Jean Ziegler sprachen, musste die «Stimme der freien und rebellierenden Jugend» halt doch eine weibliche sein.

Wissenschaftliche Neugierde kennzeichnet Claudia Honeggers Biografie und akademische Karriere. 1990 wurde sie auf den Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an die Universität Bern berufen. Dazu beigetragen hatte die damalige Erziehungsdirektorin Leni Robert, die ursprünglich für die FDP politisiert hatte, aber nach Kritik am Polizeidirektor der Stadt Bern wegen eines Gewalteinsatzes 1983 nicht mehr von ihrer Partei für den Nationalrat nominiert, dafür von einer freien Liste portiert worden war. Aus dieser ging dann die Grüne Freie Liste hervor. Leni Robert setzte sich für die Kandidatur Honegger ein, die zunächst von der Berufungskommission und Fakultät wenig Unterstützung erhielt. In der Folge prägte Claudia Honegger am Berner Institut für Soziologie inhaltliche Debatten über Familien- und Geschlechterverhältnisse, Kultur- und Wissenssoziologie sowie die Bedeutung qualitativer Sozialforschung.

Claudia Honegger kam 1947 in Wald ZH zur Welt. Ihre Mutter studierte später noch Psychologie, ihr Vater war ein liberaler Industrieller aus der Honegger-Dynastie, der zwar ein Patriarch, aber «kein Militärkopf» gewesen sei, wie sie schmunzelnd in ihrer Berner Villa mit Blick auf die Alpen erzählt. Bevor er nach dem frühen Tod des Vaters sehr jung in die Geschäftsleitung der Firma eintrat, hatte er in Berlin Nationalökonomie und Philosophie studiert, interessierte sich für Psychoanalyse und Arthur Schopenhauer und hatte ein Flair für die «Schule der Weisheit» des Grafen Keyserling. Die Großmutter mütterlicherseits war eine dezidierte Frauenrechtlerin, die im International Council of Women tätig war. So lernte Claudia schon als Kind die Anliegen der Frauen- und Stimmrechtsbewegung kennen und ging an der Frankengasse in Zürich, wo sich damals das Generalsekretariat des ICW befand, ein und aus. «Insofern war zumindest mein Engagement für die Sache der Frauen kein Bruch mit einem rigiden bürgerlichen Elternhaus. Wir lebten eher eine Art Mischform. Mein Vater verkörperte schon eher das Konventionelle, aber sowohl er wie vor allem auch meine Mutter interessierten sich sehr für Kunst und Literatur.»

Claudia Honegger besuchte von Wald aus die erst vor kurzem gegründete Kantonsschule Zürcher Oberland in Wetzikon, wo sich bereits früh «leicht antiautoritäre Tendenzen» bemerkbar machten – auch dank eher nonkonformistischen Lehrpersonen, die anderswo rausgeflogen waren. So las etwa die Deutschlehrerin mit ihnen neben Brecht und Heimito von Doderer auch

Schriften zur Ideologiekritik. Gegen Ende der Schulzeit waren sie nur noch drei Mädchen in der Klasse, die eine ziemlich verschworene Gemeinschaft bildeten und auch die bereits ein wenig kritische Schülerzeitung herausgaben. Schließlich verweigerte die ganze Klasse die Teilnahme an einem Sporttag, was zur Folge hatte, dass sie von der offiziellen Abschlussfeier in der Aula ausgeschlossen und die Maturereise in ein «Arbeitslager» im Bündnerland umgewandelt wurde. «Die Eltern sollten nicht an der separaten Veranstaltung teilnehmen, bei der uns der Rektor die Leviten las und seiner Hoffnung Ausdruck verlieh, dass aus uns doch noch was werden würde. Mein Vater ist als Einziger dennoch gekommen und hat mich anschließend zum Essen ins Baur au Lac eingeladen.»

Nach dem Gymnasium machte Claudia Honegger ein dreimonatiges Praktikum als Hilfsschwester im Balgrist. Danach war ein Medizinstudium klar keine Option mehr. Es folgte ein Sprachaufenthalt in Birmingham und London, wo es doch schon recht schrill zu und her ging und sie sich für die Mode und das Lebensgefühl der Swinging Sixties und die Musik der Stones begeisterte. Im Wintersemester 1967/68 begann sie an der Universität Zürich mit einem Studium der Nationalökonomie und Philosophie, bald auch der Soziologie bei Peter Heintz, der kettenrauchend über Mittag seine faszinierenden Vorlesungen vor großem Publikum hielt. Sie wechselte das Hauptfach, nahm am Forschungszyklus des Instituts für Soziologie teil, trat der Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich bei und wurde Gründungsmitglied der Frauenbefreiungsbewegung. Nach ihrer Rede am 1. Mai 1969 und dem Riesenmedienrummel setzte ihr Vater sie vor die Tür: «Du hast das Ansehen deiner Familie beschmutzt! Du darfst dieses Haus nie mehr betreten!» Für ihn war eindeutig eine rote Linie überschritten. Das war eben nicht mehr nur Bohème und Frauenzeugs, das war eine Art «Klassenkampf» und damit ein Verrat an seiner Position als Fabrikherr und Patron. Ich hatte damals schon das Gefühl, dass es für ihn schwieriger war als für mich, dass er unter der Trennung mehr gelitten hat als ich. Es dauerte dann auch ein paar Monate und bedurfte der Fürsprache meiner Mutter und Großmutter, bis er sich beruhigt hatte und ich in Wald wieder willkommen war.»

Claudia Honegger wohnte während ihres Studiums zunächst bei ihrer Großmutter, dann oberhalb einer Galerie, in der sie nebenher aushalf, und – nachdem ihr diese Wohnung infolge

der 1.-Mai-Rede gekündigt worden war – in einer großen Wohn-gemeinschaft in Niederglatt, in der auch Dieter Meier zeitweilig ein Pied-à-terre hatte. An die späten 1960er-Jahre in Zürich er-innert sie sich lebhaft: «Wir engagierten uns für die im akademi-schen Kontext noch immer marginalisierte Soziologie, demon-s-trierten gegen den Vietnamkrieg, für ein autonomes Jugendzen-trum, gegen den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in Prag, für Mitbestimmung an den Universitäten und für Frau-enrechte. Die Aktionen der FBB waren frech und lustig. Wir be-teiligten uns etwa mit einer eigenen Kandidatin an einer Schön-heitskonkurrenz der *Annabelle*. Nachdem diese zweite geworden war, versteigerten wir ihre Preise auf dem Limmatquai mit der Botschaft, Frauen sind keine Ware, die wie Vieh prämiert wer-den sollte. Oder wir wiesen die traditionellen Frauenrechtlerin-nen vor dem Marsch nach Bern in einem Flugblatt darauf hin, dass sie sich noch anders für ihre Rechte einsetzen könnten, als nur die Männer brav darum zu bitten, ihnen doch gnädigst das Stimmrecht zu gewähren. Einmal trugen wir auch symbolisch die alte Ordinarienuniversität zu Grabe.»

1970 wechselte Claudia Honegger an die Johann-Wolf-gang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Hier belegte sie auch Kurse in Politikwissenschaft und Sozialpsychologie. Sie be-suchte Veranstaltungen bei Jürgen Habermas, der allerdings ge-rade die analytische Philosophie zermalmte, zudem bei Ulrich Oevermann, der später die Objektive Hermeneutik entwickeln sollte, sowie beim kritischen Marx-Forscher Iring Fetscher, bei dem sie mit einer Arbeit über Rosa Luxemburg abschließen soll-te. In Frankfurt besuchte sie zu Beginn auch mal eine Versamm-lung vom «Revolutionären Kampf». Da dominierten «Machos wie Joschka Fischer und Daniel Cohn-Bendit. Die waren wirk-lich krass chauvinistisch im Vergleich zu den netten und zuvor-kommenden Männern in der Zürcher Szene.» 1975 schloss sie in Soziologie mit einer Diplomarbeit über die europäische Hexen-verfolgung ab.

Anschließend begab sie sich als Postgraduierte nach Paris an die École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS) und besuchte Veranstaltungen bei Pierre Bourdieu, dessen soziologi-sche Studien und politische Interventionen sie noch immer schätzt. Seine Seminare waren äußerst anregend, er konnte sich aber auch «grässlich autoritär aufführen, den Referenten ins Wort fallen und danach gleich selber zwei Stunden weiterreden.

Selbst Luc Boltanski und andere Mitarbeiter mussten gelegentlich kämpfen, um nicht überrollt zu werden.» Sie besuchte auch zwei Vorlesungen des berühmten Psychoanalytikers Jacques Lacan. «Es waren eher Séancen. Er stand mit dem Rücken zum Publikum, schrieb Leitsätze an die Tafel, die niemand lesen konnte, focht sich um die Studierenden und es gab Frauen, die ihm die Kreide reichten. Das musste ich kein drittes Mal haben.»

Michel Foucault hingegen erlebte Claudia Honegger am Collège de France als ungemein «anregend, zugänglich und unpräntiös». Es sei ein intellektuelles Erlebnis gewesen, ihm beim Verfertigen der Gedanken beim Reden zuzuhören. An der EHESS setzte sie sich zudem intensiv mit den Historikern der Annales-Schule auseinander, mit den Nachfolgern von Marc Bloch und Lucien Febvre und deren *nouvelle histoire*. Daraus entstand 1977 ihre erste Publikation: *Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse*. 1978 erschien ebenfalls in der Edition Suhrkamp die überarbeitete Version ihrer Frankfurter Diplomarbeit: *Die Hexen der Neuzeit. Studien zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters*.

Claudia Honegger arbeitete in Paris auch als Publizistin und Übersetzerin für den Suhrkamp Verlag. 1980 promovierte sie an der Universität Bremen in Soziologie, arbeitete danach zwei Jahre in Frankfurt als Lektorin für Geschichts- und Sozialwissenschaften bei der Europäischen Verlagsanstalt und untersuchte dann, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt, den Einfluss der Medizin auf das Familien- und Frauenbild im 19. Jahrhundert. Das erhobene Material diente als Grundlage für ihre Habilitation. 1982 war sie an der Gründung der interdisziplinären Zeitschrift *Feministische Studien* beteiligt und heiratete 1984 den Soziologen Ulf Matthiesen, mit dem sie zwei Söhne hat. Sie forschte und lehrte nun an der Universität Frankfurt über Feminismus und Kritische Theorie, Frauen- und Männerkultur sowie Kultur- und Wissenssoziologie. 1990 habilitierte sie in Frankfurt über «Die Codierung der Geschlechter in der Moderne», veröffentlicht als *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850* (1991). Zum Wintersemester 1990/91 kam sie, wie erwähnt, an die Universität Bern. Von 1995 bis 1997 war sie Präsidentin der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, von 2002 bis 2004 Dekanin der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Sie gab

die Schriftenreihen «Kultursoziologie» und «Neue Berner Beiträge zur Soziologie» (NBBS) heraus und emeritierte 2009. Claudia Honegger publizierte unter anderem mit Marianne Rychner *Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz* (1998) und mit Chantal Magnin und Sigward Neckel *Strukturierte Verantwortungslosigkeit. Berichte aus der Bankenwelt* (2010).

Die akademische Karriere der 68erin Claudia Honegger ging zügig voran. Auf die Frage, ob ihr dabei auch ihre Herkunft geholfen habe, sagt sie klar: «Ja. Das trifft wohl auf fast alle Frauen meiner Generation zu, die Professorinnen geworden sind.» Da spielte offenbar der Habitus eine entscheidende Rolle, um sich selbstbewusst in einer männerdominierten Welt durchzusetzen, in der, neben fundierten Fachkenntnissen, auch Seilschaften zählen. Heute nutzt die emeritierte Soziologin Claudia Honegger ihre Zeit, um frei weiter zu denken und zu schreiben. 2018 nimmt sie, viel gefragt, an einzelnen Veranstaltungen zu 1968 teil. Und ab und zu zieht es sie wieder nach London, wo sie einst zu den Klängen der Stones auflebte und nun ihre Söhne besucht, die dort wohnen.

Auf den Spuren der Kritischen Theorie

Die Kritische Theorie, auch Frankfurter Schule genannt, analysiert die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft. Sie deckt herrschaftliche Mechanismen auf und plädiert für eine aufgeklärte Gesellschaft mit mündig emanzipierten Menschen. Theorien sind auf dem Hintergrund gesellschaftlicher und historischer Bedingungen zu betrachten. Dabei interessieren ökonomische, kulturelle und individuelle Dynamiken. Die Kritische Theorie inspirierte die 68er-Bewegung, die ihrerseits den führenden Theoretiker der Frankfurter Schule, Theodor W. Adorno (1903–1969), stark provozierte.

Chantal Magnin kam 1968 zur Welt. Sie promovierte in Soziologie und engagierte sich in jungen Jahren für das autonome Kulturzentrum Berner Reitschule. Welche Rolle ihr Geburtsjahr für sie spielt? «Das war wohl eine Zeit, in der gesellschaftliche Konventionen radikal in Frage gestellt wurden», erzählt sie. Es sei auch heute noch wichtig, über Konventionen nachzudenken und sich nicht blind und unreflektiert anzupassen. Dass die Beamtenstadt Bern gleichwohl noch ein wenig Hippiestadt ge-

blieben ist, freut sie, die sich immer noch mit der Reitschule verbunden fühlt.

In den Jahren 2008 bis 2018 arbeitete Chantal Magnin mit ein paar Unterbrüchen am Frankfurter Institut für Sozialforschung (IfS), wo die Kritische Theorie mit Exponenten wie Adorno, Horkheimer und Marcuse ihren Anfang nahm und von hier aus die 68er-Bewegung inspirierte. «Im Moment bin ich politisch nicht so sehr engagiert. Ich bin dafür zu viel unterwegs», sagt Chantal Magnin. «Doch meine Forschungen handeln meist von Politik. Es geht um gesellschaftliche Probleme, um deren Folgen und um politische Maßnahmen.» Chantal Magnin wollte und will, wie Adorno, «im Kleinen das Große entdecken und dabei besonders auf Widersprüche achten, weil diese Aufschluss über den zu analysierenden Zusammenhang geben». Dabei gilt es, immer noch in Anlehnung an Adorno formuliert, «nicht einfach die glatte Oberfläche zu betrachten, sondern genauer hinzuschauen, um durch das Nachvollziehen innerer Zusammenhänge die Konstitution ‹geistiger Gebilde› – im Unterschied zu den natürlichen Phänomenen – analysieren zu können». Relevant ist für sie, was Adorno «gerade vor dem Hintergrund aktueller Ereignisse und dem Aufkommen rechtspopulistischer Politik» zum autoritären Charakter sagte. Wenn es um Rationalisierung, Fortschritt und die Dialektik der Aufklärung geht, sind Adorno und Horkheimer für sie heute noch von Bedeutung: «Die Rationalisierung schreitet voran, aber nicht alles, was daraus hervorgeht, ist letztlich rational. Wenn es in Bildung und Beruf individuelle Kompetenzen aufzuweisen, zu vermitteln, zu lehren, zu lernen, einzuschätzen und am Ende zu messen gilt, dann handelt es sich wohl eher um eine Form von Scharlatanerie jener, die behaupten, dass sie das könnten. Diese wäre dann in der Tradition der Kritischen Theorie wohl eher als pseudo-rational zu bezeichnen.»

Chantal Magnin freute sich, am IfS forschen zu können, das sie «als ideellen Orientierungspunkt für die 1968 entstehende Protestbewegung» bezeichnet. Allerdings sei die Geschichte des Instituts bei genauerer Betrachtung durchaus eine wechselvolle. Auch erweise sich seine große Reputation für die Forschung nicht immer nur als Vorteil. Es bestehe die Gefahr, dass die Etikette im Verhältnis zu den Forschungsinhalten zu viel Bedeutung erlange. Das könne sich für innovative Zugänge als hinderlich erweisen. Inhaltlich will das IfS mit wissenschaftlichen

Studien über Demokratie und Arbeit zu neuen Überlegungen anregen. Mitarbeitende drängen auf möglichst viel Selbstverwaltung. Das führe zuweilen zu Konflikten mit dem Führungsanspruch wechselnder Direktorien. Forschung ist stets von Erkenntnis und Interesse getrieben. «Aufgrund des gestiegenen Drucks drohen die Forschungsarbeiten heute in den Hintergrund zu geraten. Stattdessen rücken Themen wie Ressourcen, Karriere und Reputation in den Vordergrund.» Früher dominierten am Institut lange die Arbeitssoziologie und Demokratiefragen, die auch zivilgesellschaftliche Bewegungen in Osteuropa einbezogen. Öfter kam es zu Auseinandersetzungen zwischen diesen beiden Ausrichtungen. Heute gibt es eine große Vielfalt an Themen und dementsprechend Diskussionen darüber, welches die gemeinsamen Bezugspunkte sind.

Die Goethe-Universität Frankfurt hält die Erinnerung an die Kritische Theorie wach. So wurde das Adorno-Denkmal von Bockenheim in den neuen Uni-Campus Westend verschoben, wo auch eine Straße nach Horkheimer benannt wurde. Dieser Schwerpunkt zieht offenbar immer noch einzelne Studierende an, so Chantal Magnin. Dem Institut für Sozialforschung komme somit eine Schlüsselrolle zu, «obwohl nicht alle Studierenden der Philosophie und Soziologie überhaupt etwas von dessen Existenz wissen». Das Institut bietet selber keine Lehrveranstaltungen an, sondern widmet sich ausschließlich der Forschung. Die an der Universität angesiedelte Gastprofessur für kritische Gesellschaftstheorie wechselt jährlich. «Viele Studierende interessieren sich für die ältere Kritische Theorie.» Als geringer erscheine gelegentlich die Bereitschaft, abweichende Positionen zuzulassen. «Viele Studierende wollen die Kritische Theorie an der Uni stärker verankern, wo sie heute, so der Vorwurf, vornehmlich Marketingzwecken dient.»

Chantal Magnin kommt aus einer politischen Familie. «Wir diskutierten oft am Küchentisch unserer Mietwohnung in der Berner Agglomerationsgemeinde.» Ihr Vater präsierte mehrere Jahre die lokale Sektion der SP. Und ihre Mutter engagierte sich später für die SP im Gemeinderat. So bekam Chantal Magnin früh Einblick in aktuelle gesellschaftliche Fragen, die das Gespräch beim Mittagessen dominierten. «Das war manchmal spannend, manchmal mühsam. Doch ich interessierte mich und war stolz auf meinen Zürcher Urgroßvater, der am Landestreik 1918 mitwirkte. Mit 17 ging ich zu den Jusos, ließ mich aber

ab Mitte der 1980er-Jahre immer mehr in die Strudel der Jugendbewegung reinziehen, die sich – in der Tradition der 68er – mittels spontaner Aktivitäten für mehr Raum für kulturelle Veranstaltungen und nicht-konforme Lebensweisen einsetzte.» Da blieb kein Platz mehr für Parteipolitik. Als Chantal Magnin am Gymnasium war, räumte die Polizei das freie Hüttendorf Zaffaraya. Sie besetzte dann die Berner Reitschule mit. Mit ihrem Großvater väterlicherseits, ebenfalls Mitglied der SP, diskutierten ihre Eltern und sie über die Abschaffung der Armee, die für ihn, der die faschistische Bedrohung erlebt hatte, nicht in Frage kam. Er vertrat entschieden das Prinzip einer Milizarmee. Mit ihrer Mutter verband Chantal Magnin außerdem das Interesse am neu aufkeimenden Feminismus in den 1970er-Jahren durch die zweite Frauenbewegung.

Die Jugendbewegung der 80er-Jahre sieht Chantal Magnin in der 68er-Tradition. «Sie trug ideologische Inhalte weiter, so die Kritik am Kapitalismus, mit dem Unterschied, die Veränderung nicht in den, sondern außerhalb der Institutionen herbeiführen zu wollen. Der Idealismus war damit nochmals stärker. Ich kann mich erinnern, dass einige deswegen das Studium abbrachen.» Chantal Magnin kann es verstehen, wenn andere die Universität als ein Herrschaftsinstrument betrachten. «Doch für mich und die Gleichaltrigen traf dies dann schon nicht mehr so stark zu. Viele Aktionen erfolgten spontan und waren meist kreativ spielerisch. Es gab schon sehr radikale Sichtweisen und Äußerungen, doch diese wurden oftmals ironisch gebrochen. Vermutlich ging es 1968 und Anfang der 1970er-Jahre ernster zu und her.»

Aufrecht gehen

Für Beat Dietschy steht, wenn er an das Emanzipatorische der Jugendrevolte von 1968 denkt, der Philosoph Ernst Bloch im Vordergrund, der damals schon 83 war. «Dies deswegen, weil er ein marxistischer Denker war, für den die menschliche Würde, das heißt, das Herausbilden von ›Rückgrat gegen Abhängigkeit und Unterwerfung‹ von zentraler Bedeutung war.» Bloch verkörperte ein Grundmotiv der 68er. «Wichtig wurde für sie sein Aufbegehren gegen alles bedrückende ›Oben‹, bis hin zum Atheismus; der ›aufrechte Gang‹, den er einforderte, aber auch seine Verbindung der kritischen Vernunft mit konkre-

ter Fantasie, kurzum: das subversiv-utopische Element, ohne das keine Revolution und keine Befreiung möglich ist.» Beat Dietschy faszinierte zudem Blochs Neudenken des Marxismus: «sein «spekulativer Materialismus», der einen Bogen schlägt von der Human- zur Naturutopie, sein Suchen nach zukunftshaltigen Erbstücken und Fragestellungen selbst in längst vergangenen Epochen, der Kabbala zum Beispiel oder den Schriften des kalabresischen Abts Joachim von Fiore, natürlich auch seine scharfe Kritik am westlich-linearen Fortschrittsbegriff», mit dem sich Beat Dietschy in seiner Dissertation auseinandergesetzt hat.

Aus seiner Zeit als Blochs «Privatsekretär» ist ihm auch unvergesslich, wie Bloch bis zu seinem Tod «im vollen Wortsinn» neugierig gewesen sei. «Doch ebenso konnte er, aus vielfach enttäuschter Hoffnung heraus, kritisch sein gegenüber neuesten Trends, zum Beispiel das Aufkommen der Grünen, obwohl er selber ja für eine «Naturallianz» eintrat. Wie er sich für ein «Multiversum der Kulturen» einsetzte, ohne dadurch in einen beliebigen Relativismus abzudriften, das wurde mir nach seinem Tod im Zuge der Postmoderne-Debatten wichtig.»

Blochs Bedeutung für die 68er-Bewegung wurde laut Dietschy zwar gelegentlich überschätzt. Zumindest müsse man sagen, dass sein schriftliches Œuvre erst mit der Zeit in den unterschiedlichsten Zusammenhängen und Fachgebieten – von der Literatur- und Sozialwissenschaft bis hin zum postkolonialen Denken – eine breitere Wirkung entfaltete. Als Redner jedoch habe er bereits vor 1968 eine große Beachtung gefunden, beispielsweise an der Großkundgebung von 1966 gegen die Notstandsgesetze auf dem Römerberg in Frankfurt. Gezündet habe dabei in erster Linie sein nachdrückliches Eintreten für das Abschaffen aller Formen von «Herr-und-Knecht-Verhältnissen», sowohl im kapitalistisch-freien Westen wie im undemokratischen Realsozialismus im Osten. «Sein Hegelsches Merke in politischen Vorträgen lautete stets: Es gibt so wenig menschliche Würde ohne Ende der Ausbeutung wie ohne Ende alter oder neuer Untertänigkeit. Damit wurde er durchaus ein Katalysator des studentischen Protests und ein wichtiger Gesprächspartner, vor allem für Rudi Dutschke, für den er «die philosophische Seele» eines neuen Weges zum Sozialismus wurde. Eine wichtige Rolle spielte er nicht zuletzt auch im christlich-marxistischen Dialog. Bloch hat auf jeden Fall die damalige Theologengeneration fast mehr beeinflusst, als ihm selber lieb war.»

Mit Blochs *Atheismus im Christentum*, das 1968 publiziert wurde und etliche Theologiestudierende bewegte, hat sich Beat Dietschy im Buch *Zwischen Medellín und Paris. 1968 und die Theologie* (2009) auseinandergesetzt. Persönlich prägten ihn sonst lateinamerikanische Befreiungstheologen und -philosophen fast mehr als europäische. «Da ich mit manchen wiederholt in Forschungsprojekten zur Geschichte des Befreiungsdenkens oder zum Thema der Globalisierungskritik zusammenarbeiten konnte, lernte ich viel von ihnen. Ich denke da etwa an Raúl Fornet-Betancourt, an Franz Hinkelammert und Enrique Dussel, aber auch an feministische Theologinnen wie Elsa Tamez oder Ivone Gebara und Leonardo Boff.» Doch das lasse sich ebenfalls als eine 68er-Erbschaft verstehen. Der folgenreiche theologische Aufbruch in den lateinamerikanischen Kirchen kam ab 1968 mit der lateinamerikanischen Bischofskonferenz von Medellín in Gang.

Beat Dietschy besuchte 1968 noch das Humanistische Gymnasium in Basel. Er erinnert sich, dass ihn als erstes die Lektüre von Brecht und Walter Benjamin elektrisierte. In einer Jugendgruppe referierte er über Karl Marx und über Herbert Marcuses *Der eindimensionale Mensch*; auch schrieb er Leserbriefe zum Biafra-Konflikt. Er besuchte eine Veranstaltungsreihe «Einführung in den Marxismus», die Arnold Künzli mit Konrad Farnner an der Universität Basel durchführte, und verschlang alles, was Ernst Bloch über das Rebellische in Bibel und Ketzergeschichte, das Überschreiten des Gegebenen und das Antizipieren eines Noch-Nicht-Seienden in *Das Prinzip Hoffnung* geschrieben hatte. Darin erlebte er mit, was damals in Paris «L'imagination au pouvoir» genannt wurde. Die 68er-Proteste nahm er zunächst über die Medien und seinen Vater wahr, der in Paris Professor für Sozialanthropologie war. Daher richtete sich sein Augenmerk zunächst auf Daniel Cohn-Bendit. Im Frühjahr 1969 begann er, Germanistik, Theologie und Philosophie zu studieren, und fing zugleich an, sich für die autonomen Lernprozesse zu interessieren, die in der Schweizer Untergrundszene und namentlich in der Basler «Arena» ausprobiert wurden. Hier lernte er unter anderem Wilfrid Jaensch, Claire Niggli, Esther Pfirter, Sergius Golowin und Hans «Yeti» Stamm kennen.

Ab 1969 engagierte sich Beat Dietschy in der Basler Evangelischen Studentengemeinde (ESG). Er organisierte Veranstaltungen mit Peter Bichsel und Dorothee Sölle. Weil er etwas gegen

«politische Apathie» unternehmen wollte, rief er zusammen mit gleichgesinnten Studierenden verschiedener Fakultäten und dem damaligen Studentenpfarrer Ulrich Hedinger eine AG Politik der ESG ins Leben. Hier wurde nicht nur diskutiert, sondern es wurden auch praktische Aktionen geplant, um die Öffentlichkeit aufzurütteln. Die Evangelische Studentengemeinde nahm in der Folge an 1.-Mai-Kundgebungen teil und protestierte mit Transparenten gegen Ian Paisley und seine antikatholischen Kreuzzüge in Nordirland. Aktiv beteiligte sich Beat Dietschy auch in der Vorbereitung von Tagungen, welche die Theologische Fakultät jeweils in der Auffahrtswoche in der evangelischen Heimstätte auf dem Leuenberg ob Hölstein (Baselland) durchführte. Die bearbeiteten Themen reichten von Alternativbewegungen bis zur Theologie der Revolution. Ab 1971 engagierte sich Beat Dietschy auch bei Organisationen der trotzkistischen Vierten Internationale wie der Revolutionären Marxistischen Liga (RML) in der Schweiz oder der Gruppe Internationale Marxisten (GIM) in Tübingen. Sie brachten ihn zur Teilnahme an europäischen Protestkundgebungen gegen den Vietnamkrieg.

Ob sein bewegtes Leben mit dem 68er-Aufbruch oder Geist zu tun hat? «Ja, eindeutig», sagt er in seiner geräumigen Berner Altwohnung, «was mich antreibt, ist bis heute die Suche nach Alternativen zur herrschenden Zivilisation, nach Ansätzen neuer und gerechterer Lebens- und Denkformen.» Erste Anstöße dazu gaben ihm das subkulturelle Experiment der «Arena», in dem nicht nur die bestehenden Institutionen von Familie, Staat und Wissenschaft kritisiert, sondern praktische Möglichkeiten gesucht wurden, freiere Gegenmodelle aufzubauen. «Es ging vor allem um eine andere Praxis, um das Einüben neuer Möglichkeiten der Selbstorganisation in autonomen, aber vernetzten Gruppen, letztlich also um nichts weniger als den Versuch, Subjekte einer kommenden Gesellschaft zu werden, ja, diese schon vorwegzunehmen.»

Dabei faszinierte Beat Dietschy besonders, wie es Wilfrid Jaensch gelang, so unterschiedliche Kreise wie Studierende, Hippies und Rocker wenigstens zeitweise zu einem gemeinsamen Projekt zusammenzubringen, aus dem schließlich im Mai 1969 die Kritische Untergrundschule Schweiz (KUSS) geboren wurde. Die Idee war: Rocker-Gangs wie die von Frozen Angel Tino in Zürich (die Lone Star Gang, später in Hells Angels Switzerland umbenannt) bieten ihren Mitgliedern, die aus sogenannten asozia-

len Milieus stammten, eine Alternative zu «Heimkarriere» und Kriminalisierung. «Ihre Produktionsmittel sind nach Jaensch Willensschulung und Gruppensolidarität. Die «Hippies» hingegen tragen die Sensibilität bei, denn sie setzen auf Fantasie und Körperbewusstsein, wollen die erstarrten bürgerlichen Geschlechterrollen überwinden und neue Formen des Zusammenlebens finden. Die Studierenden schließlich hinterfragen das staatlich verordnete Fachidiotentum und suchen aus der eigenen Lebenspraxis heraus ihre Denkfähigkeiten in einem ganzheitlichen Sinne zu schulen und daraus eine nicht mehr privatisierte Produktivkraft zu machen. Eben dies haben wir auch noch einige Jahre nach dem Auseinanderfallen der KUSS in einem kleinen Kreis mit dialektischen Denkübungen weiterverfolgt. Es war eine buchstäblich geerdete Auseinandersetzung mit Hegels Logik: Wilfrid arbeitete damals im Straßenbau.»

Beat Dietschy blieb mit Wilfrid Jaensch auch verbunden, als dieser nach Australien auswanderte und er selber in den peruanischen Anden tätig war. Weitere langjährige Freundschaften entstanden in den 1970er-Jahren mit dem Basler Maler Jörg Schuldhess, mit dem er in Italien, Indien und Israel intensive Zeiten verbrachte, mit dem Tübinger Philosophen Eberhard Braun und schließlich auch mit dem Basler Psychologen Peter Stein, mit dem er während 25 Jahren Ethik an verschiedenen Hochschulen unterrichtete. Wichtig wurden für Dietschy auch der Philosoph Raúl Fornet-Betancourt, an dessen interkulturellen Forschungsprojekten er sich über viele Jahre beteiligte, der Befreiungstheologe und Ökonom Franz Hinkelammert, die Theologin Dorothee Sölle, vor allem aber Ernst Bloch: «Ein spontaner Besuch bei ihm zu Hause, in der Sackgasse am Neckar, die später in Ernst Bloch-Straße umbenannt wurde, führte dazu, dass ich ab 1972 mein Philosophiestudium zu ihm nach Tübingen verlagerte, im engeren Bloch-Colloquium landete und 1976/77 sein persönlicher Mitarbeiter wurde.» Nach Blochs Tod führte Beat Dietschy, von Theo Pinkus angeregt, mehrere Bloch-Seminare in der Tagungsstätte Salecina bei Maloja durch. Karola Bloch, Jan Robert Bloch, Theo und Amalie Pinkus, Vertreterinnen der jugoslawischen Praxisphilosophie wie Gordana Škorić, Künstler oder Schriftstellerinnen wie Detlef Kappeler und Brigitte Wormbs, Journalisten wie Arno Münster und Jürg Frischknecht nahmen daran teil. Das erste Seminar bilanzierte 1978 unter dem Titel «Ernst Bloch: politische Phantasie und die

Linke heute» die erste Dekade nach 1968. Schwerpunkte bildeten die neu entstandene Anti-AKW-, Ökologie- und Alternativbewegungen. Als Grundlage diente Blochs vielschichtige Kultur- und Gesellschaftsdiagnose in *Erbschaft dieser Zeit*.

1975 hatte Beat Dietschy sein Studium der Theologie beendet. 1986 schloss er in Peru auch seine philosophische Doktorarbeit zum Bloch'schen Thema der Ungleichzeitigkeit ab. Dort arbeitete er als Berater von Entwicklungsprojekten und Journalist. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz leitete er das Tagungszentrum Leuenberg und engagierte sich dann als Redaktor und in der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit. Von 2007 bis 2015 war er Zentralsekretär von Brot für alle. Heute, fünfzig Jahre nach 1968, forscht Beat Dietschy, inzwischen pensioniert, im interkulturellen Dialogprogramm Nord-Süd zum Thema Gerechtigkeit, Erkenntnis und Spiritualität. Zudem präsidiert er seit 2016 die Entwicklungsorganisation Comundo, wie früher (2001–2004) die EvB. Zudem wirkt er in der Redaktion der Zeitschrift *Neue Wege* mit.

Situationistische Internationale

Als Vorläuferin der französischen Mai-Unruhen 1968 gilt die neomarxistisch basierte Situationistische Internationale. Henri Lefebvre (1901–1991) war ein prominenter Vertreter. Kurt Meyer interviewte ihn 1968 für die Zeitschrift *Neutralität* (6/1968:14–18). Der Soziologe Hector Schmassmann, 1968 politisiert, setzt sich seit Jahren ebenfalls intensiv mit Henri Lefebvre und der Situationistischen Internationalen auseinander.

Ein Manifest der Situationistischen Internationalen sorgte schon im Januar 1961 für Aufsehen. Die Gruppe Spur rief dazu auf, sich über herrschende Systeme zu mokieren. Die Situationistische Internationale schloss diese Gruppe zwei Jahre später aus, die sich nun Subversive Aktion nannte. Dieter Kunzelmann unterzeichnete das Manifest. Er gründete später die Kommune I mit und verkörperte mit den Worten Reinhard Mohrs (2008:27–37) einen «spätpubertären Gestus». Ein Aufstand «gestauter Lebenstriebe» habe den «Charme der Rebellion» gekennzeichnet.

«Die Situationistische Internationale», so erläutert Hector Schmassmann, «entwickelte die wohl radikalste und kompromissloseste Kritik an der modernen Gesellschaft und am All-

tagsleben.» Mit ihrer totalen Ablehnung des Konsumkapitalismus sowie des sogenannten real existierenden Sozialismus und ihrer Forderung nach einer «generalisierten permanenten Revolution» übertraf sie sogar die Forderungen von Organisationen der radikalen Linken. Raoul Vaneigem, einer der einflussreichsten Theoretiker der Situationistischen Internationalen, drückte das so aus: Diejenigen, die von Revolution und Klassenkampf sprächen, ohne sich ausdrücklich auf das Alltagsleben zu beziehen, ohne zu begreifen, wie subversiv die Liebe, wie positiv die Ablehnung jedes Zwanges sein könne, hätten einen «Kadaver im Mund» (Vaneigem 1967: 19). Gleichwohl hatten die innovativen Ideen und Formen der politischen Beteiligung der Situationistischen Internationalen klare Vorläufer.

Nach katholischer Ausbildung trat Lefebvre 1928 der Kommunistischen Partei bei, die ihn 1958 jedoch ausschloss. Ab 1967 arbeitete er als Professor für Soziologie an der Universität Paris-Nanterre. «Die Situationisten griffen vor allem», so Hector Schmassmann, «auf den Humanismus des jungen Karl Marx, den hegelianischen Marxismus von Georg Lukács, sowie auf die Stilmittel von Provokation und Verfremdung der surrealistischen Bewegung und auf die existenzialistischen Begriffe der Authentizität zurück. Sie nahmen Henri Lefebvres Forderung nach einer Kritik am Alltagsleben ernst. Die Situationisten erkannten, wie schon Lefebvre, dass es nötig ist, gesellschaftspolitische Entsprechungen zu den surrealistischen Ideen zu finden.» Sie kritisierten den abstrakten Utopismus und propagierten einen konkreteren. Sie wollten das alltägliche Leben und die sozialen Beziehungen kultivieren. «Die Situationisten und Henri Lefebvre strebten ein authentisches Leben an. Sie wollten den modernen Konsumkapitalismus und alle Formen von Entfremdung und Passivität überwinden.»

Wichtige Thesen der Situationistischen Internationalen über das moderne Leben blieben im deutschsprachigen Raum bis vor zwanzig Jahren größtenteils unbeachtet. «Wie ihre Antipathie gegen eine angeblich wertfreie Wissenschaft und Forschung, die sie als Bollwerke der spektakulären Ökonomie betrachteten.» Doch in letzter Zeit ist das Interesse an den Aktionsformen der Situationisten wieder gestiegen. Ein beträchtlicher Einfluss des Situationismus zeigt sich heute in alternativen Kulturpraktiken. So etwa in der Musik, im Film, in der Grafik, im Architekturdesign, im Urbanismus, in sozialen Bewegungen

und in neueren Forschungsarbeiten. «Mit ihrer Analyse des Spektakels, des Konsumismus und der Spezialisierung entwickelte die Situationistische Internationale eine scharfe und einsichtige Kritik der Moderne und des Alltagslebens. Für sie ist jedes revolutionäre Projekt, das die Verdampfung des täglichen Lebens in der Industriegesellschaft, den repressiven und repetitiven Charakter der entfremdeten Arbeit und das ständige menschliche Verlangen nach Freiheit und Glück verleugnet, der Mühe nicht wert.» So profilierte sich die Situationistische Internationale «gegen das elitäre Gehabe, das vielen Bewegungen der kulturellen und politischen Avantgarde mit ähnlicher ideologischer Ausrichtung eigen ist». Sie entwarf konkrete und äußerst erfolgreiche Strategien des politischen Protests und Widerstands. Das vielleicht wichtigste Merkmal sei, «dass sie trotz unnachgiebiger Kritik an der Gesellschaft voller Hoffnung für die Zukunft ist».

Die Situationistische Internationale entwickelte, wie Schmassmann ergänzt, «überzeugend die These, dass jede auf Warenproduktion beruhende Wirtschaft nicht reformierbar ist und das Aufheben von menschlicher Entfremdung verunmöglich». Sie wende sich damit gegen intellektuelle Kreise, die sich mit dem Konsumkapitalismus arrangierten, ihn nur noch transformieren wollten und ihm sogar ein verborgenes kreatives Potenzial zubilligten. «Die Situationistische Internationale verschrieb sich einem immanent-utopischen Ideal, das mit dem Konsumkapitalismus keine Kompromisse schließt.»

Die Situationisten identifizierten sich sehr stark mit der Arbeiterklasse. Obwohl sie den Alltag einbeziehen wollten, blendeten sie dabei viele Fragen des Alltagslebens anderer Gruppen der Bevölkerung aus. Ihr dogmatisch-marxistischer Glaube an die revolutionäre Handlungsmacht des Proletariats erscheine heutzutage «anachronistisch», so Hector Schmassmann. «Wir erleben heute recht erfolgreiche Regenbogenkoalitionen und neue soziale Bewegungen.» In ihrer Gesellschaftsanalyse legte die Situationistische Internationale den Fokus stark auf Ideologie- und Kulturkritik. «Sie nahm dabei den fragwürdigen Begriff vom falschen Bewusstsein auf, argumentierte etwas mechanisch und vernachlässigte die gesellschaftlichen und ökonomischen Basisstrukturen der Klassenherrschaft. Sie legte ihren Schwerpunkt auf die ideologischen Grundlagen eines vom Spektakel etablierten Systems. So stellte sie sich mit ihren radikalen

Thesen selbst ein wenig in die Ecke.» Man war der Auffassung, der Nachkriegskapitalismus habe das Problem der Knappheit gelöst und nun sei bald eine tragfähige utopische Gesellschaft ohne Markt möglich, die viel Spaß mache. «Dem standen neue Formen der Armut und prekären Arbeit entgegen, die zeigten, wie wichtig auch andere Fragen sind. Trotzdem erhielt die provokative Kritik der Situationisten viel Zuspruch. Sie erreichten einige 68er-Herzen.»

Hector Schmassmann, 1948 in Solothurn geboren, arbeitete als Sekundarlehrer, studierte Soziologie und Ökonomie. Er promovierte über das dritte Lebensalter, arbeitete als Lehrbeauftragter an Hochschulen und verfasste die Studien *Armut in Basel-Stadt* (1991), *Raum und Macht* (2014) sowie *Soziologie des Alltags* (2017) mit.

Politische Philosophie der Praxis

Arnold Künzli (1919–2008) arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg als Korrespondent der Basler *National-Zeitung* in Rom, London und Bonn und lehrte anschließend während zwei Jahrzehnten Politische Philosophie an der Universität Basel. Sein Denken prägte die 68er-Bewegung der Schweiz. Kontroversen lösten seine «Psychographie» über Karl Marx sowie seine Bücher *Vietnam – wie es dazu kam* (1965), *Es ist an der Zeit radikal zu denken* (1988) sowie *Rettet die Freiheit – vor ihren Beschützern* (1989) aus. Arnold Künzli verbrachte einen Teil seiner Jugend in Zagreb. Als politischer Philosoph blieb er ein radikal denkender Sozialist. «Eine Aufklärung, die sich selbst nicht ständig kritisch und ideologiekritisch über die Schultern schaut, ist nur eine halbe und läuft Gefahr, sich in Widersprüche zu verwickeln», schreibt Arnold Künzli in *Rettet die Freiheit – vor ihren Beschützern*. Künzli hielt sich an diese Maxime; andere schwören ihr ab, nachdem der Kapitalismus mit dem Fall der Berliner Mauer an Dominanz gewann und sich und sein neoliberales Dogma immer weniger hinterfragte.

Restaurative Politik erlebte Arnold Künzli 1966 als Gastdozent an der Freien Universität in Berlin. Studierende kritisierten die US-Politik in Vietnam, Persien und Lateinamerika – und stellten die Frage, wie sich die Professoren während des Faschismus verhalten hatten. Das war des Guten zuviel. Das Rektorat schränkte, vom Senat unterstützt, die Mitsprache ein, was den

studentischen Aufbruch eher befeuerte. Künzli kritisierte die Universitäten als verlängerte Gymnasien: Lernen, um zu wissen, sei Trumpf; etliche Dozierende seien wie Dealer; sie würden nur an den Stoff denken und das Theorie nennen. Und unter Praxisbezug würden dann vorwiegend Dienstleistungen für die Wirtschaft verstanden.

Arnold Künzli ärgerte sich über die Banalisierung von Theorie und Praxis. Er regte während zweier Jahrzehnte an der Universität Basel die Studierenden zum kritischen Denken an, führte Abendseminare über Friedensforschung durch, hielt Vorlesungen über Anarchismus, Existenzialismus, Liberalismus, Marxismus, Nationalismus, über das «Prinzip Hoffnung» von Ernst Bloch und über die Philosophie der Angst, mit der er sich bereits in seiner Dissertation auseinandergesetzt hatte. Künzli promovierte über *Die Angst als abendländische Krankheit. Dargestellt am Leben und Denken Soeren Kierkegaards*.

Im April 1967 lag der Prager Frühling in der Luft. In Marienbad gründete Künzli mit Iring Fetscher, Roger Garaudy und weiteren Persönlichkeiten eine nonkonformistische Internationale. Sozialistische Strömungen vereinten sich mit befreiungstheologischen und human-marxistischen. Diesen fühlten sich auch jene jugoslawischen Praxisphilosoph/innen verpflichtet, die im August 1968 auf der dalmatinischen Insel Korcula die Idee der Selbstverwaltung begründeten. Ernst Bloch war dabei. Er stellte fest, wie Künzli notierte, dass etwas Neues in die Welt eingebrochen war; etwas, das es wahrscheinlich in dieser Form noch nicht gegeben hatte: eine Revolte ohne ökonomische Ursache, von Menschen, die sich keine Bevormundung gefallen lassen wollten, von Menschen mit dem Willen zum aufrechten Gang. «Soyons réalistes, demandons l'impossible!» sprühten im Mai 1968 die Pariser Studenten an die Mauern. Dass das revolutionäre Prinzip Hoffnung nicht frei von Trauerflor war, zeigte der folgende Donnerschlag von Prag, der Einmarsch der sowjetischen Truppen, zu dem Teile der neuen Linken in der Schweiz ein zwiespältiges Verhältnis hatten. «Einige Leader der POCH warteten zunächst ab», bemerkte der Journalist Gerd Löhner, damals selbst POCH-Aktivist, im Gespräch, «was Fidel Castro zum Einmarsch sagte, um sich zu positionieren. Das goutierten viele Sympathisierende nicht.»

Anfang der 1970er-Jahre war Arnold Künzli auch dabei, als die Studierenden im kalifornischen Santa Barbara verbal auf

die Barrikaden stiegen. An der Staatsuniversität Isla Vista warnte er – erneut zusammen mit Garaudy – vor der Illusion, die Abschaffung des Privateigentums ersetze die mühsame Partizipation an der Willensbildung. Der polnische «dissidente» Marxist Adam Schaff war ebenfalls zugegen. Arnold Künzli hatte sich schon in seiner 1964 veröffentlichten Habilitationsschrift über Karl Marx dagegen ausgesprochen, den politischen Überbau mechanisch aus dem wirtschaftlichen Fundament abzuleiten. Das Sein prägt das Bewusstsein, gewiss; das Bewusstsein wirkt aber auf das Sein zurück. Subjektive Faktoren beeinflussen im Sinne eines dialektischen Prozesses das Sein. Arnold Künzli interessierte sich deshalb für biografische Bezüge, speziell bei Karl Marx. Er leuchtete diese psychografisch aus, was heftige Kontroversen provozierte. Für Arnold Künzli gab es keine Ökonomie ohne Philosophie und keine Philosophie ohne Ökonomie. Die zunehmende wirtschaftliche Dominanz erforderte laut Künzli ein demokratisches Korrektiv. «Wer soll die Mega-Fusionen kontrollieren, wenn nicht ein Verbund der Nationalstaaten?», fragte er. Wichtig seien dabei rechts- und sozialstaatliche Verbindlichkeiten. Sie sollten den Nationalismus eindämmen und den gesellschaftlichen Aufbau von unten fördern, beispielsweise über neue Formen der Selbstverwaltung.

Die gesellschaftliche Emanzipation ist laut Künzli kein Gnadengeschenk, sondern ein dialogischer Lernprozess. Der demokratische Sozialismus weitet die Bürger/innen- und Menschenrechte auf alle Gebiete von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft aus. Künzli hielt daran fest, obwohl der Sozialismus heute «keinen linken Hund mehr hinter dem bürgerlichen Ofen hervorlockt». Künzli setzte sich dafür ein, den «Realismus der Utopie» im sozialdemokratischen Parteiprogramm zu verankern. Dass das nicht möglich war, enttäuschte ihn. Der «Schwindel der sozialen Marktwirtschaft» habe, so Künzli, die Idee der Selbstverwaltung verdrängt. Das sei auch das «Elend der Linken». Die europäische Sozialdemokratie habe mit ihrem Bückling vor dem herrschenden Neoliberalismus viel Macht erlangt und unter Leerformeln wie «Die neue Mitte» den Verrat an ihrem Ursprung zum Regierungsprogramm geadelt. Vorstellungen eines Dritten Wegs seien mit Tony Blairs «Thatcherismus mit menschlichem Antlitz» nach rechts gedriftet und keineswegs eine Alternative zum Kapitalismus. Und Anthony Giddens, der frühere Direktor der London School of Economics, habe sich «jenseits

von Links und Rechts» zwischen dem extrem neoliberalen Reaganismus und der rosaroten klassischen Labour-Sozialdemokratie bewegt. In seinem Buch *Trikolore auf halbmast* (1992) fragt Künzli schlicht: «Aber warum sollte der Sozialismus als Utopie, als Summe uralter Menschheitsideale – soziale Gerechtigkeit, Solidarität, Freiheit für die Unterdrückten, Hilfe für die Schwachen – keine Zukunft haben?»

Künzli machte die Modeströmungen der Philosophie nicht mit. Er reflektierte sie. Nach dem Zweiten Weltkrieg trug man, so Künzli, zunächst eine Zeitlang Existenzialismus, dann, mit etwas weniger Emphase, Strukturalismus, der aber bald einmal abgelöst wurde durch einen New Look des alten Marxismus. Im Dekonstruktivismus vollführte die Philosophie später einen komplizierten Striptease. Heute trage man wieder Ethik. Moral sei der letzte Schrei. Der Einfluss der Postmoderne mache es – mit zeitlichem Verzug – möglich, all jenen, die à jour sein wollten, einen entsprechenden Maßanzug anzupassen. Wer da nicht mithalten will, findet in Arnold Künzlis Schriften wertvolle Anregungen. Auch zu Karl Marx.

Gegen das Unrecht anschreiben

Karl Marx' Frühschriften regten unter den 68ern Debatten über die Entfremdung und das Menschenbild an. Das *Kapital* half, den Kapitalismus zu analysieren, das *Kommunistische Manifest* rüttelte zum Klassenkampf auf. «Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus», so beginnt das *Manifest* von 1848. Alle Mächte der Welt, vom Papst bis zum Zar, hetzten gegen das Gespenst. Die 68er-Bewegung nahm es auf. Sie hinterfragte etablierte Gewohnheiten und trug – mit Widersprüchen – dazu bei, unsere Gesellschaft zu demokratisieren.

Unsere kapitalistische Gesellschaft spaltet sich in «Bourgeois und Proletarier». Damit befassten sich Marx und Engels im ersten Teil des *Manifests*. Die bisherige gesellschaftliche Entwicklung ist eine Geschichte von Klassenkämpfen. Die industrielle Revolution und der Weltmarkt bringen antagonistische Klassen hervor. Auf Lohnarbeit angewiesen, sinkt der untere Mittelstand zum Proletariat ab. Die Arbeitskraft verkommt zur Ware. Die Bourgeoisie schaltet immerhin reaktionäre feudale Kräfte aus. Sie besitzt und erneuert die Produktionsmittel. Und die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuss, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisie verwaltet. Um

«Proletarier und Kommunisten» geht es im zweiten Teil. Sie haben gleiche Interessen und betrachten – ein zentraler Gedanke – den Boden als Gemeingut. Sie wollen das bürgerliche Eigentum und die Bildung für alle zugänglich machen. Die herrschenden Ideen sind die Ideen der Herrschenden. Zunächst gilt es, Demokratie zu erkämpfen und die Produktionsmittel in den Händen des organisierten Proletariats zu zentralisieren.

Im dritten Teil, «Sozialistische und kommunistische Literatur», polemisieren Marx und Engels gegen Spielarten eines aristokratischen, kleinbürgerlichen, angeblich wahren oder bourgeoisen Sozialismus. Zuletzt kommen sie zum kritisch-utopischen Sozialismus. Frühe Ansätze (von Saint-Simon, Fourier, Owen) wirkten noch aufklärerisch, spätere schwächten mit ihren gemeinschaftlichen Ideen den Klassenkampf. Der vierte und letzte Teil handelt von der «Stellung der Kommunisten zu den verschiedenen oppositionellen Parteien». Die bourgeoise Revolution leitet die proletarische ein. Kommunisten verbünden sich mit progressiven Kräften. Sie kämpfen mit der Bourgeoisie gegen feudale Kräfte und verbinden demokratische Parteien aller Länder. Und dann schreitet die Revolution voran: Die Waffen, mit denen die Bourgeoisie den Feudalismus bekämpfte, richten sich jetzt gegen sie. Die Proletarier können dabei nur ihre Ketten verlieren.

Beim *Manifest* irritieren absolute, deterministische und kriegerische Aussagen. Sie stellen eine emanzipative Wirkung infrage. Aber auch das *Manifest* ist ein Kind seiner Zeit. Restaurative Kräfte befanden sich damals im Widerstreit mit bürgerlich-demokratischen und revolutionären. Die industrielle Revolution verhalf frühen Kapitalisten zu viel Reichtum. Zugleich verelendeten Teile des Proletariats. Empört schrieben Marx und Engels gegen dieses Unrecht an. Ihre Stimme ermutigte dazu, Widerstand zu leisten. Das versuchte auch die 68er-Bewegung.

Normativ fundiert

1968 richtete sich der Blick auf machtgeprägte Strukturen und Interessen und darauf, wie das Sein das Bewusstsein prägt. Die Wissenschaft sollte gesellschaftliche Verhältnisse analysieren und möglichst subito revolutionieren. Und zwar zugunsten der Werktätigen und der sozial Benachteiligten. Gewiss, wissenschaftliche Erkenntnisse sind stets normativ und

nie objektiv oder neutral. Forschen heißt entdecken. Aus spezifischer Perspektive, aber mit kritischer Distanz gegenüber eigenen Prämissen und hoffentlich mit der Offenheit, vermeintlich Bekanntes neu zu sehen. Das erfordert, sich verstehend sozialen Realitäten anzunähern, eigene Annahmen transparent darzulegen und Folgerungen so zu kommunizieren, dass der Weg dazu auch für jene nachvollziehbar ist, die eine andere Sicht haben.

7

Was bleibt?

Wie kam es zum 68er Aufbruch? Was kennzeichnete ihn? Und was bleibt? So lauten die drei Leitfragen dieses Buchs.

Die Auslöser des 68er-Aufbruchs werden in vielen Publikationen ähnlich dargestellt. Sie verweisen auf den Vietnamkrieg, die amerikanische Bürgerrechtsbewegung, den Kalten Krieg, die Popkultur und Antibabypille. In der Schweiz mobilisierte zudem das fehlende Frauenstimmrecht. Und der 1957 gefällte Entscheid des Bundesrats, die Schweizer Armee atomar zu bewaffnen, beförderte die Friedensbewegung.

Intensive Debatten, die gesellschaftliche Konventionen infrage stellten, kennzeichneten den Aufbruch, der nicht nur in den Zentren stattfand und der sich in öffentlichen Aktionen für mehr Mitbestimmung in allen Lebensbereichen manifestierte. Happenings, Sit-ins, Teach-ins popularisierten sich als Protestform. Prominente Kulturschaffende wirkten aktiv mit. 1969 marschierten Frauen nach Bern. Ohne Ho Chi Minh. Psychoanalytisch Interessierte setzten sich mit kolonialen Denkstrukturen auseinander, mitunter ohne selbst dagegen gefeit zu sein. Theoretische Debatten rekurrten auf marxistische Literatur und nahmen viel Raum ein. Für mehr Praxisorientierung sorgte Anfang der 1970er-Jahre die Ölkrise. Mit ihr verlagerten Teile der 68er-Bewegung ihr Engagement auf ökologische Fragen, die in konkrete Projekte mündeten. Die globale Frage, die Solidarität mit der sogenannten Dritten Welt, wurde schließlich durch das Ende des Bretton-Woods-Systems und damit die Aufhebung der festen Wechselkurse verstärkt ins Zentrum gerückt. (Hebeisen et al. 2018)

Am Anfang dieses Buchs standen auch vier Annahmen. Zusammengefasst: Die 68er-Bewegung reagierte, von Utopien inspiriert, auf bürokratische, konsumistische und autoritäre Strukturen, die sie teilweise reproduzierte, vor allem aber – trotz ideologischer Verengungen – demokratisierte. Diese Vorannahme bleibt für mich stimmig, wobei sich nicht bemessen lässt, welchen Anteil die 68er an dieser Errungenschaft hatten. Andere Einflüsse spielten ebenfalls mit. Aber eine gewisse Plausibilität ergibt sich aus den zahlreichen Folgeprojekten und den vielen individuellen Horizonten, die sich über intensive Auseinandersetzungen weiter öffneten.

In Bezug auf die Haltung gegenüber dem Staat scheinen sich die Vorannahmen zu relativieren. Die 68er-Bewegung wandte sich staatskritisch vehement gegen anmaßende bürokratische Kontrollen. Sie rief gegenüber diesen Bevormundungen den libertären Geist auf. Allerdings nahmen schon mit den ersten rezessiven Einbrüchen der 1970er-Jahre Ungleichheiten bei der Verteilung von Arbeit, Einkommen und Vermögen zu, die sich vor allem gegen Ende der 1980er-Jahre erhöhten. Da wirtschaftliche Unternehmen nur beschränkt bereit waren, Arbeitszeiten zu senken und untere Löhne anzuheben, nahmen ehemalige 68er/innen zunehmend den Sozialstaat in Pflicht und forderten ihn auf, soziale Infrastrukturen auszubauen und den sozialen Ausgleich zu fördern. Im Kontext der Globalisierung entstanden zudem wirtschaftliche Machtkartelle, die ihren internationalen Einfluss erhöhten und sich einer zivilgesellschaftlichen Kontrolle entzogen. Das veranlasste ehemals staatskritische Kräfte ebenfalls dazu, nach einem demokratischen Korrektiv zu verlangen.

Kultureller und politischer Aufbruch

1968 habe kulturell viel gebracht und politisch wenig, lautet eine gängige Annahme. Daniel Cohn-Bendit und viele andere vertreten sie. Zu Recht? Joseph Jurt, emeritierter Romanistikprofessor der Universität Freiburg im Breisgau, lebte im Sommer 1968, 28-jährig, in der Cité Universitaire in Paris. Die Sorbonne wurde von Polizisten bewacht. «Aber etwas hatte sich verändert», berichtet er (2008:15): «Es herrschte ein Klima großer kommunikativer Offenheit. Jeder sprach mit jedem.» Der Geist von 68 habe auch ihn bewegt, eine feste Anstellung als Lehrer zugunsten eines prekären Ar-

beitsverhältnisses in der Forschung aufzugeben. «Es gibt wohl für jede Generation ein bestimmendes historisches Ereignis. Für unsere Generation war es der Mai 1968.» Was einige Ältere schier traumatisierte, empfand er «als eine Befreiung». Jurt erinnert daran, «wie eng und muffig die Verhältnisse vor 68 waren». Auf die Ursachen des Aufbruchs angesprochen, sagt er: «Alle wollten dasselbe: Selbstbestimmung und Freiheit der Kritik. Diese richtete sich gegen einen von der Technik geprägten Lebensstil und gegen das zentralistische Verwaltungsdenken. Hinzu kamen die Ablehnung der Konsumgesellschaft und die Suche nach spirituellen Werten. Atomkraftwerke symbolisierten den Wachstumsschub. Und autoritäre Strukturen dominierten die gaullistischen Milieus und die kommunistische Partei.» Zudem waren damals die meisten schulischen Einrichtungen noch nach Geschlechtern getrennt. «Erst 1967 wurde ein Gesetz über die Empfängnisverhütung vom Parlament verabschiedet, allerdings zunächst mit drakonischen Einschränkungen. Eine junge Frau unter 21 Jahren brauchte für ein Pillenrezept das Einverständnis der Eltern.» Eine Gegenkultur artikuliert sich laut Jurt auch in einem neuen Verständnis des Körpers. «Zuerst manifestierte sich der Wandel etwa in den Frisuren. In Gymnasien revoltierten Schülerinnen gegen das Hosenverbot und Schüler für lange Haare für Jungen.» So war denn für Joseph Jurt der im Mai 1968 initiierte Wandel «vor allem kultureller, und nicht so sehr politischer Natur». Die «Künstlerkritik am Kapitalismus», die Luc Boltanski und Eve Chiapello so formulierten, wandte sich vornehmlich «gegen die fortschreitende Umwandlung der Welt in eine reine Warenwelt, die Entzauberung des Alltags und die Unechtheit der menschlichen Beziehungen.» Nebst der «Ausbeutung in der Arbeitswelt» (Sozialkritik) rückte sie die «Entfremdung menschlicher Beziehungen» in den Vordergrund. Wobei den einen schon eher ein proletarisches Subjekt vorschwebte und den andern ein studentisches. Aber immerhin kam es im volksfronterprobten Frankreich auch zu Schulterschlüssen, was möglicherweise das Aufkommen einer militanten, RAF-ähnlichen Gruppierung verhinderte.

Die Soziologin Ruth Gurny hält die kulturellen Dimensionen des 68er-Aufbruchs ebenfalls für bedeutend – für sich persönlich, für die Schweiz und darüber hinaus. Aber dieser kulturelle Aufbruch lasse sich nie und nimmer von politischen oder ökonomischen

schen Entwicklungen trennen. Damit kulturelle Gegenentwürfe wirksam werden, müssen diese mit den ökonomischen und sozialen Dynamiken kongruent sein oder zumindest diesen nicht zuwiderlaufen. Die Frage nach der gesellschaftlichen Macht stelle sich selbstverständlich auch in kulturellen Fragen.

Ruth Gurny kam 1948 zur Welt, studierte 1968 an der Universität Zürich Soziologie. Nach ihrer Tätigkeit als Frauensekretärin des VPOD unterrichtete und forschte sie jahrelang an der Zürcher Fachhochschule im Bereich der Sozialen Arbeit. Sie war zehn Jahre lang für die SP im Zürcher Kantonsrat und dort Sprecherin für sozialpolitische Fragen. Sie präsierte von 2007 bis 2014 das «Denknetz». Aktuell engagiert sie sich als Präsidentin der Genossenschaft Kalkbreite für Fragen des bezahlbaren Wohnraums und der nachhaltigen Stadtentwicklung.

«Was mir auffällt», erzählt Ruth Gurny: «Im Rückblick verschmelzen bei mir 68 und mein Studium. Ich hatte in diesem Jahr grad beschlossen, mein Hauptfach zu wechseln: von Geschichte zu Soziologie. Das neue Fach wurde zu einem wahren Augenöffner! «Gesellschaft» wurde auf einmal beschreibbar, analysierbar und damit natürlich auch zutiefst kritisierbar. Alles, was mir vorher diffus schwierig erschien, bekam nun Kontur und konnte kritisch beleuchtet und in Frage gestellt werden. Für mich gingen die buchstäblichen Fenster auf.»

In Zürich erlebte Ruth Gurny 1968 zuerst die massiven Auseinandersetzungen rund um das Globusprovisorium. Diese Proteste nahm sie anfänglich eher als Beobachterin wahr. Als dann aber der damalige Stadtrat im Juni 68 ein rigoroses Demonstrationsverbot erließ, wurde sie zur Aktivistin. Das Beschneiden der staatsbürgerlichen Rechte empörte und mobilisierte sie. «Ich gehörte allerdings nie einer bestimmten Gruppe an, die mir alle als zu abgeschlossen und letztlich auch autoritär erschienen. Es gab in meiner Wahrnehmung viele männliche «Silberrücken», und ich hatte das Gefühl, dass Frauen vor allem als fleißige Bienchen akzeptiert waren. Aber so als Mitläuferin oder gar als Maskottchen sah ich mich nicht. Trotzdem: Die kollektiven Erfahrungen des Widerstands waren sehr wichtig.»

Ruth Gurny kam 1968 grad von einem einjährigen Studienaufenthalt in den USA zurück nach Zürich. Die Proteste gegen den Vietnamkrieg waren für sie «mindestens so wichtig wie die Auseinandersetzung um ein autonomes Jugendzentrum». Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene erachtet Ruth Gurny vor allem

den kulturellen Bruch als wichtig: «Nach 68 war es ziemlich vorbei mit der Dominanz der miefigen, bürgerlichen Wohlanständigkeitkultur. Die Akzeptanz von gesellschaftlicher Vielfalt nahm sicher zu.» Unbedingt gehörte der damalige Slogan «Das Private ist politisch» dazu. Insbesondere in der urbanen, relativ gut gestellten Bevölkerung sei da viel passiert. «Der Politikbegriff wurde viel breiter und umfasste auch die Auflösung des traditionellen Familienbilds und die Infragestellung der starren Dichotomie der Geschlechterrollen.» Allerdings sei es schwierig zu beurteilen, «wie viel davon dem 68er-Aufbruch geschuldet ist» oder ob diese kulturelle Veränderung nicht vielmehr auf gesamtgesellschaftliche Veränderungen zurückzuführen seien, «vor allem auf Dynamiken in der Wirtschaftswelt». Für sie persönlich habe das Widerständige gegenüber dem sogenannten Gegebenen und gegenüber jeglichen Formen von Machtausübung seit Achtundsechzig einen festen Platz in ihrem Denken und Handeln. Wobei auch hier kritisch zu fragen sei, «inwieweit das mit Erfahrungen und Prägungen durch 68 zu tun hat oder ob da allenfalls auch noch andere Sozialisationsprägungen wirksam waren».

Zusammen denken

Joseph Jurt und Ruth Gurny halten beide die kulturelle Öffnung für dominant, die aber auch soziale Beziehungen sowie familiäre Gefüge prägt und mit dem politischen Aufbruch eng verknüpft ist. Zum Beispiel in der Bildungspolitik. Sie förderte die Durchlässigkeit von Ausbildungen und setzte im Sinne der Aufklärung auf Kognition und Kompetenzmotiviation. Statt Defizite zu betonen, versuchte sie an vorhandene Fähigkeiten anzuknüpfen und Horizonte zu erweitern. Und die Geschlechterpolitik drängte auf die Gleichstellung von Frauen und Männern, bei Rechten, Pflichten und Löhnen. Unterschiedlich erfolgreich. Aber soziale Beziehungen egalisierten sich, auch zwischen den Generationen. So reichen sich Kultur und Politik immer wieder die Hand. Kulturelle Veränderungen machen sich in allen Bereichen bemerkbar. Auch in der Wirtschaft? Ja, sie lockerten hier ebenfalls starre Beziehungsgefüge, was Auswirkungen auf die Arbeitsbedingungen hatte. Hinter verkürzten Arbeitszeiten stehen politisches Engagement sowie kulturelle Antriebe und Dimensionen. Zudem weiteten sich selbstverwaltete Betriebe zunächst aus. Inzwischen stagnieren sie aber. Die Inseln der Zukunft sind auf sich gestellt. Ebenso neue Beteiligungsmodelle oder die betriebliche Mitbe-

stimmung. Kulturelle Errungenschaften der 68er-Bewegung sind hier von beschränkter Reichweite. Die strukturelle Demokratisierung lässt in der Wirtschaft auf sich warten. Was bleibt? Wohl viel zu tun.

Doppeltes Erbe

Im Schweizer Fernsehen befasste sich die «Club»-Sendung vom 27. Februar 2018 mit den Folgen von 1968. Benedikt Weibel, Buchautor und ehemaliger CEO der SBB, bezeichnete 1968 als «Jahr der Träume». Andreas Honegger, einst Redaktor der NZZ, widersprach. Er nannte 1968 das Jahr der Albträume. Der Disput steht für ein Gerangel um Definitionsmacht – noch fünfzig Jahre danach. Viele, die sich zu Wort melden, betonen, was das Bild bestätigt, das sie von 68 haben (möchten). Es gibt aber auch Versuche, möglichst viele Aspekte zum Vorschein kommen zu lassen und Sachverhalte zu differenzieren, statt zu simplifizieren.

Der NZZ-Journalist Urs Hafner (2017:27) räumt ein, die Generation der kurz nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen habe ihre Eltern ins Gesicht gefragt, was sie eigentlich gemacht hätten, als Hitler die Macht erhielt und die Schweiz die Grenzen schloss. Und fügt an: «Danke, liebe alte 68er, dass ihr die Konfrontation riskiert habt.» Auch Christoph Schwennicke (2017:3), Chefredaktor des politischen Magazins *Cicero*, würdigt als Verdienst der 68er, «den Gestrigen jener Zeit schonungslos den Spiegel vorgehalten zu haben». Heute seien allerdings sie die Gestrigen. Zur Frage, was die 68er-Bewegung erwirkte, liegen sehr kontroverse Einschätzungen vor. Laut Ingrid Gilcher-Holtey (2005:95) löste sich die 68er-Bewegung an der Organisations- und Gewaltfrage auf. Eine permanente Mobilisierung erwies sich zudem als schwierig. Der hohe Anspruch überforderte die Handlungsfähigkeit. Und die von vielen herbeigesehnte sozialistische Gesellschaft lässt auch auf sich warten.

«Als ich Anfang 1983 Koordinatorin des Solifonds wurde», so die Friedensaktivistin Ginevra Signer, «war ich überzeugt, dass wir die Probleme der Ausbeutung der Dritten Welt mit der Unterstützung von Gewerkschaften in den betreffenden Betrieben überwinden könnten.» «Wir glaubten 1968, alles sei möglich», erklärt die Soziologin Claudia Honegger. War denn 1968 eine Revolution? Nein, sagt der Zürcher Historiker Jakob Tanner.

Die 68er hätten eine Neigung zur Selbstüberschätzung. Viel Wegweisendes sei schon Anfang der 1960er-Jahre passiert. 1968 wirkte in diesem Moment als Katalysator, der gesellschaftlichen Veränderungen zum Durchbruch verhalf. Mehr nicht. Aber welche Veränderungen? Das beurteilen etablierte 68er/innen anders als zum Beispiel autonom Engagierte.

«Ich bin nicht anarchistisch für ‹Keine Macht für niemand›», erklärt mir einer, der immer noch klar außer- und teilweise antiparlamentarisch orientiert ist. Teile der Linken sähen die Bedeutung kollektiver Kämpfe, die oft ambivalent seien, heute noch zu wenig. Auch bei der manchmal etwas ‹beliebigen WOZ› würden politisch Engagierte fehlen, die bei kaltem Wetter vor einer Migros stundenlang Unterschriften sammeln und mit Leuten redeten, bei denen kein Marx auf dem Nachttisch läge. Viele von ihnen seien einfach wütend. Und ihnen sei nicht geholfen, wenn sich die Alternative Liste auch noch sozialdemokratisiere. Da fehle eine rebellische 68er-Haltung, die schon in der 68er-Bewegung längst keine Mehrheit gehabt hätte. Auch sei es nicht gelungen, breite, tragfähige Bündnisse gegen nationalistische Kräfte zu schmieden, die früher schon Gewerkschaften korrumpiert hätten und heute wieder aufkämen.

Aber es gab auch ganz andere Ziele, die sich durchaus erfüllen ließen. «Es ist das Vorrecht der Jugend aller Zeiten, kritische Fragen zu stellen und Dinge zu wagen, deren Ausgang offen ist. Ohne diesen jugendlichen Elan würde eine Gesellschaft erstarren», erklärt die Ethnologin Florence Weiss. «1968 bedeutet für mich persönlich: zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen zu sein, getragen von einer Aufbruchstimmung, und Gleichgesinnte gefunden zu haben. Vor allem ist 1968 für mich das Jahr, in dem ich Milan Stanek kennengelernt habe. Mit ihm habe ich viele Forschungen durchgeführt, wir lebten bis zu seinem Tod 2014 zusammen.»

Individuelle und reformerische Ziele scheinen revolutionären entgegen zu stehen. Je nach Sicht ergeben sich ganz andere Antworten auf die Frage: Was bleibt? Die einen halten evolutionäre Prozesse für wirkungsvoll, andere rebellische Aufbrüche.

Kontroversen

Die Filmwissenschaftlerin und Publizistin Sophie Dannenberg hat in ihrem Buch *Das bleiche Herz der Revolution* (2004) harsche Kritik an der 68er-Bewegung geübt. Als ‹gebürtige Linke› kenne

sie die Friedenstaube und die Anti-AKW-Sonne von Kindesbeinen an. «Alles stand auf Sturm.» Permanente Debatten über den «Warencharakter der Frau», «psychoanalytische Implikationen antiautoritärer Erziehung», «Bekämpfung des Imperialismus». Hingegen sei es nicht möglich gewesen, Zweifel zu äußern, ob sich die Fokustheorie von Che Guevara überhaupt auf die komplexe westliche Industriegesellschaft übertragen lasse. Solche Überlegungen wären schon als reaktionär abgekanzelt worden, bevor sie gedacht wurden. «Vielleicht ist die blutleere und gleichzeitig fiebernde Sprache der revoltierenden Studenten ein Abbild jener früh erlebten, ausgedörrten Atmosphäre.» Dazu passten hysterische Überschriften wie «Orgasmus für alle» oder «Sieg im Volkssieg». Sophie Dannenbergs Fazit: «Als ich erwachsen war, wurde mir klar, wie dunkel diese Zeit grundiert war.» Auch der Journalist Christoph von Marschall (2017:6) von der Berliner *Tageszeitung* gab zu bedenken, Deutschland sei heute eine liberale Demokratie, aber nicht dank 68, sondern eher trotz 68. Skepsis sei auch gegenüber jenen Linken anzuraten, die aus ihren Irrtümern nichts lernen wollten und in rechthaberischem Rückblick 68 zur Tugend verklärten.

Die BaZ-Journalistin Christine Richard (2008:28/29) hat schon zum Rückblick auf 1968 nach vierzig Jahren populäre Anschuldigungen kommentiert. Aus ihrer Sicht haben, frei zusammengefasst, nicht die 68er bürgerliche Wertvorstellungen zerstört, sondern die beiden Weltkriege. Bei den Kindern der 68er dominiere leider nicht, wie oft vorgeworfen, das Lustprinzip, sondern ein ausgeprägtes Leistungsverhalten. Dass nach der sexuellen Revolution heute das Vulgäre triumphiere, habe vor allem der Kapitalismus durchgesetzt. Der Kapitalismus sei es auch, der stärker als die 68er zur Zurückdrängung des Staats geführt habe, obwohl die 68er es doch waren, die sich gegen dessen totalitären Kontrollwahn wehrten. Die 68er kritisierten auch die Verführung durch Werbung und Konsumismus, für den sie heute trotz erheblicher kultureller Errungenschaften verantwortlich gemacht werden. Was das Beispiel der Musik angeht, sei die sogenannte Hochkultur in jenen Jahren auch von anderen Seiten unterlaufen worden, etwa vom Schlager oder der Volksmusik der 1950er-Jahre, wohingegen Popsongs vielmehr höhere Qualitätsansprüche stellten.

Und wer nun der Frauenbewegung vorwerfe, die Familie zerstört zu haben, lenke von Männern ab, die sich kaum um ihre

Familie kümmern. Hier ließen sich auch die niedrigen Einkommen erwähnen, die in unteren Lohnkategorien dazu führen, dass der Erwerbsgrad stark ausgeweitet werden muss, um über die Runden zu kommen. Es erhöht oft den innerfamiliären Stress und hat wenig mit Emanzipation zu tun, wenn Frauen noch zusätzlich putzen gehen. Was den ebenfalls bekrittelten Marsch durch die Institutionen betreffe, so sei der ja teilweise wirklich erfolgreich gewesen. Wobei es auch viele 68er gegeben habe, die ihn wegen Berufsverbots gar nie antreten konnten. Dass der Gang durch die Institutionen auch zähmende Wirkungen zeitigte und die Anpassung förderte, ist damit keineswegs in Abrede gestellt. Und dass die 68er schon alles ausprobiert hätten und kommende Generationen dieser Möglichkeit beraube, widerspreche dem Prinzip des permanenten Engagements, das sich immer wieder neu erfinde. Im Sinne von: «Lotta continua, die Fantasie an die Macht.»

«Zum Glück blieben wir so machtlos, sodass sich unsere Begeisterung für Kuba, Mao, die RAF, Enver Hodscha in Albanien, Trotzki oder was auch immer in Schall und Rauch aufgelöst hat», hat der Lehrer Georg Geiger (2016:4) einem früheren trotzkistischen Genossen entgegnet. Die beiden stritten öffentlich über das Vermächtnis von 68. Der Gemanist Georg Geiger wehrte sich gegen das 68er-«Bashing», das den Anschein erwecke, als ob die Linken heute wirklich an den Schalthebeln säßen. Die Rechten würden diese Darstellung so befeuern, um ihre Widersacher anzugreifen. Alain Pichard (2016:4), Bieler Stadtrat für die Grünliberale Partei, hat indes seine Darstellung verteidigt, die Proletarier als Edelmenschen und Bannerträger der Revolution verklärt zu haben. Er lobt zudem die Aufgeschlossenheit der *Basler Zeitung*, die zwar die Linken harsch kritisiere, ihnen aber im Gegenzug auch in einem liberalen Gestus ihre Spalten öffne, was bei einer WOZ undenkbar sei.

Bündnisse und Offenheit

Die verspielte Revolution (2002) heißt das Buch des Zeitzeugen Uwe Wesel, ehemals Rechtsprofessor an der Freien Universität Berlin, über die 68er-Bewegung. Er war 1968 schon 35-jährig. Weniger ideologische Strenge hätte aus seiner Sicht mehr Freiheit gebracht. In seinem früheren Buch *Ich und wir* hatte er die Frage gestellt, wie es möglich wäre, gemeinschaftliche Kooperationen mündig emanzipatorisch zu leben beziehungsweise zu stärken,

ohne rechtsheimatlich abzudriften. Der Philosoph und Journalist Karl Kraenzle (1968:38) hat in der Schweiz früh gewarnt: Wenn es nicht gelinge, die Analysen gegenüber den Werkträgern verständlich zu kommunizieren, dann sei «unsere Bewegung im Eimer». So habe denn, bilanziert der Arbeitssoziologe Peter Birke (2009:205), der intendierte Bruch mit dem Kapitalismus nicht stattgefunden. Auch weil sich etliche 68er autoritär-antiautoritär und mechanisch-chaotisch verhalten hätten, bald recht streng organisiert, dann desillusioniert und resigniert.

Möglichkeiten und Ansätze, antimonopolistische Bündnisse zu bilden, bestehen in der Umweltbewegung schon längst. Der Kunstsammler Ernst Beyeler brachte sogar Schnaps auf das besetzte AKW-Gelände in Kaiseraugst. Andere Bürgerliche nahmen an der Besetzung teil. Anstatt Kooperationen auszuweiten und zu festigen, stritten manche Linke jedoch lieber untereinander. Fahrlässige Versuche gab es mit Randgruppenstrategien. Zum Beispiel mit Versuchen, Drop-outs, die eigentlich mehr medizinische Unterstützung brauchten, für politische Aktionen zu mobilisieren. Auch bei der Heimkampagne, die Jugendliche auf der Kurve unterstützte, fragt sich, ob sie den Jugendlichen tatsächlich half oder ob sie Notlagen instrumentalisierte. Immerhin humanisierte das Engagement die Heimlandschaft. Und auch einzelne Freisinnige zogen mit. Zum Beispiel der Medienwissenschaftler Roger Blum, der die Heimkampagne im Landrat des Kantons Baselland mit politischen Vorstößen unterstützte.

Claus Leggewie (2017:17) hat aufgegriffen, was Jürgen Habermas einst (ironisch – was oft unbemerkt geblieben ist) auf die Frage, was von 68 bleibe, geantwortet haben soll: Rita Süßmuth. Die ehemalige CDU-Jugend- und Familienministerin verkörpere ein Erbe des Antiautoritären und repräsentiere eine fundamentale Liberalisierung. Sie stehe für einen gemässigten Feminismus, «der die radikalen Seiten der Revolte abschwächte, ihren befreienden Kern aber übernahm». 1968 entstand aber nicht nur die neue Linke, sondern in deren Windschatten auch die neue Rechte, die heute (über die AfD in Deutschland, die FPÖ in Österreich und den Front National in Frankreich) antiintellektuell und identitär scheinbar gegen «die Großen» rebelliere und sich dabei spielerischer Elemente der widerständigen 68er-Bewegung bediene, die alles enttabuisieren wollte. Sozialisten und Sozialdemokraten würden unter diesem Ansturm, der durch eine souveränistische Linke à la Jean-Luc Mélenchon und Sahra Wagen-

knecht verdoppelt werde, in die Defensive gedrängt. Das Süsmuthsche Erbe sei damit in zweifacher Gefahr, wenn die Rechte der Frauen und die Anerkennung von Fremden – und somit die fundamentale Liberalisierung – auf dem Spiel stünden.

Otmar Hersche (2008: 30) hat auf die Frage, was 68 gebracht habe, nachdenklich reagiert. Er wisse sehr wohl, dass man auch im Rückblick hoffnungsfroh in die Zukunft blicken sollte. Trotzdem gestatte er sich einige nostalgische Momente im Gedenken an 68. «Vielleicht war ja damals alles nur ein Traum.» Aber auch das schleichende Ende eines schönen Traums sei schmerzlich. Dass jedoch nicht alle Träume Schäume sind, darauf legt der Ökonom Elmar Altvater (2001: 6) Wert. Die politische Kultur im Westen habe sich klar durch 68 verändert. Sie sei offener geworden. Die größere Offenheit habe sich als ein Glück für die Gesellschaft und als eine eigentliche Produktivkraft erwiesen, die uns allerdings auch fitter mache für die Anforderungen der Globalisierung.

Gegenläufige Entwicklungen

Einschätzungen darüber, was von 68 bleibt, bewegen sich auf unterschiedlichen Ebenen. Pauschale Aussagen stehen neben konkreten. Die Bilanz fällt je nach Bewertung einzelner Veränderungen unterschiedlich aus. Mehr Offenheit deuten die einen positiv, andere negativ. Wobei zunächst zu präzisieren wäre, um was für eine Offenheit es sich in welchem Bereich handelt. Geht es darum, möglichst alles offen zu lassen oder um die Offenheit, gemeinsam Vereinbarungen zu treffen und minimale Verbindlichkeiten auszuhandeln?

Und was ist mit dem doppelten Erbe gemeint? Vor allem das, was unbeabsichtigt folgt. Rigorose Freiheiten können zum Beispiel neue Regulierungen beschleunigen, oder Aufrufe zum Konsumverzicht zu mehr Konsumismus führen. Ehemalige 68er/innen sehen sich oft mit dem Vorwurf konfrontiert, sie hätten alles freiheitlich aufbrechen wollen und damit Tor und Tür für eine Flexibilisierung geöffnet, die vielen Menschen den Boden entzieht. Was intendiert ist, realisiert sich zuweilen anders. Das ist im Leben so. Und in einer pluralisierten Moderne erst recht. In der industriellen Moderne dominierte der mechanische Aufbau, Schritt für Schritte. Direkte Folgen schienen einfacher berechenbar zu sein. In komplexen Konstellationen ist das schwierig. Und Prozesse vollziehen sich ohnehin nie linear. Manchmal las-

sen sich Spiralen erkennen, manchmal bleiben Dynamiken und Nebenfolgen unsichtbar.

Wichtig ist das Erkennen von Gegenläufigkeiten. Sie entsprechen keinem Entweder-Oder. Für die einen fährt der Lift hoch, für andere runter. Dieses Bild ist verbreitet, aber immer noch zu einfach. Die Bewegungen vollziehen sich zwischen und innerhalb von Menschen. Indem wir einander näherkommen, nehmen wir feine Unterschiede eher wahr. Indem wir uns eigenen dunklen Seiten annähern, hellen sie sich auf. Dies auch deshalb, weil wir so weniger Energie für das aufwenden müssen, was – oft von übernommenen Geboten her – nicht sein darf. Und so gilt es, bei aller Sympathie für 68, auch Unstimmigkeiten zuzulassen. Zumal seltsam wäre, wenn es sie nicht gäbe. Wir sind stets Kinder der Zeit. Das drückt sich etwa im Fleiß vieler 68er/innen aus. Viele abendliche Sitzungen zeugten davon. Ebenso, oft etwas verzögert, berufliche Anstrengungen. Sie kontrastieren das Image, die 68er hätten vornehmlich auf der faulen Haut gelegen. Aber auf der Hand liegt, dass sich im Suchen nach Freiheit neue Zwänge einstellten. Das sind unabdingbare Gegenläufigkeiten. Wichtig ist dabei, was beim doppelten Erbe überwiegt. Ob es hauptsächlich belastende Hypotheken oder weiterführenden Bewegungen sind, entscheidet nicht bloß die Vergangenheit, sondern der (selbst-)kritische Umgang damit.

Widerständige Energie

«Es gibt keine Ohnmacht in der Demokratie», erklärt mir Jean Ziegler beim Frühstück im Hotel Savoy. Vielleicht müssten wir sie mehr zulassen und integrieren, um wirkungsvoller agieren zu können?, hake ich nach. Nein, entgegnet Jean Ziegler. Er wolle nicht psychologisieren. Das schade dem politischen Kampf. Soweit Ziegler. Aber im Privaten zeigt sich doch viel Politisches, wie die 68er-Bewegung nicht müde wurde, zu betonen. Ohnmacht ist keine individuelle, sondern eine gesellschaftliche Angelegenheit. Es sei denn, wir tabuisieren sie. Dann bürden wir sie dem Einzelnen auf. Und dann bindet die Ohnmacht auch viel widerständige Energie.

Marianne Gronemeyer (1976) hat diskutiert, wie hingekommene Ohnmacht in den 1960er-Jahren im Ruhrgebiet und bei Landarbeitenden in der Toskana nicht nur lähmend wirkte, sondern sich auch in widerständige Energie verwandeln ließ.

Gerade sozial Benachteiligte fügen sich laut Gronemeyer zuweilen resigniert in ihr «Schicksal». Sie interpretieren zugeschriebene «Defizite» als persönliches Versagen, obwohl diese oftmals in den gesellschaftlichen Verhältnissen begründet liegen. Der Mangel verstellt den Blick. Wichtig sei deswegen das Bewusstsein, dass missliche Situationen veränderbar sind.

Der Journalist und Ökonom Res Strehle hat eingeräumt, dass eine gewisse Ohnmacht angesichts autoritärer Strukturen dazu beitragen kann, diese teilweise zu akzeptieren oder auch zu reproduzieren. Persönlich hat er eine interessante Vater-Sohn-Dynamik erlebt. Sein Vater war im Militär Oberst und Richter. Eines der ersten Flugblätter, das Res Strehle in die Hände fiel, kritisierte just seinen Vater, der harte Strafen gegen Dienstverweigerer gefällt hatte. Wie reagierte Res Strehle darauf? Mit verstärkten Aggressionen gegen den Vater oder mit einem innerlichen Schulterchluss? Ein Vater ist immerhin ein Vater. Kam da eine gewisse Ohnmacht auf, die sich in Empörung verkehrte und verbal etwas Luft verschaffte? «Wir haben uns in jener Zeit schwergetan mit der politischen Auseinandersetzung – vermutlich waren wir beide etwas stur. Aber ich habe meinen Vater nie gehasst oder gar als Feind gesehen – er hat mir eine unbeschwertere und sehr anregende Jugend und Kindheit beschert und mich auch stets seine Zuneigung spüren lassen.» Die Journalistin Lotta Suter (2008: 29) hat veranschaulicht, wie verwoben das Private und das Politische ist. Sie rekurriert auf Theodor W. Adorno, der riet, sich weder von der Macht der andern noch von der eigenen Ohnmacht dumm machen zu lassen. Und sie, Lotta Sutter, verwies ganz einfach darauf, wie ihr eigener Vater zu ihr sagte: «So siehst du blöd aus.» Da drückt sich im Privaten tatsächlich viel Politisches aus, was den 68er-Aufbruch dynamisierte und teilweise überforderte. Denn alle blieben auch Kinder ihrer Zeit.

Jürgen Habermas hat in *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1962/2013) eine «Entpolitisierung der Gesellschaft» festgestellt: Die Trennung von Staat und Gesellschaft und damit die Unterscheidung zwischen Öffentlich und Privat ist eine Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft. Im späten 19. Jahrhundert verwischten sich allerdings die Grenzen. Diverse Arbeitsbereiche öffneten sich, während sich die familiäre Freizeit privatisierte. Massenmedien inszenierten laut Habermas im 20. Jahrhundert eine Scheinöffentlichkeit, die die paternalistischen Verhältnisse ent-

politisierte. Habermas plädierte deshalb für eine fundamentale Demokratisierung und gewaltfreie Kommunikation und sah später, trotz vieler von ihm scharf kritizierter gegenläufiger Entwicklungen, durchaus weiterführende Ansätze in der 68er-Bewegung, die vermittelte, dass eine andere Welt möglich sei. Der verbreitete Wohlstand trug ebenfalls dazu bei, eine gewisse Zuversicht zu nähren. Zudem weiteten sich soziale Sicherheiten aus. Die erkämpften Sozialversicherungen federten vorhandene Risiken ab. Die 68er-Bewegung richtete sich von dieser relativ komfortablen Situation her weniger auf materielle Statusverbesserung aus. Sie kritisierte vielmehr das einseitige ökonomische Wachstum und den dominanten Konsumismus. Sie konzentrierte sich damit auf Momente kultureller Entfremdung. Das änderte sich dann in den 1980ern. Nach einer Phase des sozialen Ausgleichs verschärften sich nun soziale Gegensätze bei den Vermögen und frei verfügbaren Einkommen. Und das führte mit dazu, sozialstaatliche Errungenschaften und deren Ausbau wieder mehr hochzuhalten.

Früh gab es in der 68er-Bewegung allerdings auch Stimmen, die sich gegen eigene Autoritarismen wandten. Gil Ducommun, Autor der Bücher *Nach dem Kapitalismus* (2005) und *Die Aushöhlung der Demokratie* (2015) wies mich darauf hin. Er studierte «gradlinig» Agronomie, engagierte sich entwicklungspolitisch und wurde nie Marxist, «weil die spirituelle Dimension des Menschen zu wenig beachtet wurde». Statt sich in dogmatischen Debatten zu bekämpfen, unterstützte er lieber konkrete Projekte. Andere favorisierten ebenfalls das unmittelbar umsetzbare. «Aber die Revolutionsromantiken dominierten», erklärt mir der Basler Arzt Peter Flubacher, der sich in der studentischen 68er-Bewegung engagierte und später von der PdA zur SP wechselte. «Wir tabuisierten das kritische Hinterfragen linker Projekte. Das nahm religiöse Züge an und wirkt bei einigen bis heute nach. Ganz schlimm war die Gewaltverherrlichung à la Brigade Rosse, RAF, et cetera, was ich allerdings immer ablehnte, weil diese autoritären Formen den Rechtspopulisten und Faschisten in die Hände spielten. Wir betonten zu sehr das Mittel zum Zweck und argumentierten in Kategorien von Gut und Böse. Der dritten Parole der französischen Revolution, der Brüderlichkeit, wurde zwar in der Theorie, jedoch nicht in der Praxis entsprochen: Anstand, Demut, Solidarität.» So müsse denn die allzu sehr auf das persönliche Glück ausgerichtete Bewegung teilweise

ebenfalls als ideologische Hilfe für neoliberales Egoismus-Denken mitverantwortlich gemacht werden. Auch der Hamburger Soziologe Joachim Bischoff (2001:8–9), der heute die Partei Die Linke mit repräsentiert, kritisiert, wie die «Frage, wie und weshalb 68 schließlich in Parteisekten und Spontiauseinandersetzungen mündete», verdrängt werde. «Es setzte sich innerhalb der sozialistisch-kommunistischen Linken ein Klima durch, in dem Gewissheiten und Dogmatismus die Suche nach kritischem Wissen über Geschichte und Gesellschaft ablösten.» So schwächte sich die 68er-Bewegung über ideologische Verhärtungen selbst. Sie blieb aber bis heute über Folgeprojekte und engagierte Personen wirksam.

Konkrete Schritte

Das Bewusstsein kollektiver Betroffenheiten und Aufbrüche entlastete 1968 von persönlichen Gefühlen der Unzulänglichkeit, die unter Bedingungen der Vereinzelung verbreitet sind. Nicht nur sozial Benachteiligte empfinden Ohnmacht als individuelle Schwäche. Auch Privilegierte suchen Selbstwert und Anerkennung. Hilfreich sind konkrete Erfahrungen gelungener Lebenspraxis. Oft wirken sie stärker als große Entwürfe für die Zukunft. Einfache Schritte, die heute und morgen möglich sind, stärken das Zutrauen in eigene Kompetenzen. Menschen erfahren so, dass Veränderungen möglich sind. Das motiviert, weitere Schritte zu wagen, und es fördert evolutionäre Prozesse, die sehr emanzipatorisch wirken können. Die «Ich kann etwas»-Haltung hilft, eigene Potenziale zu nutzen und empfundene Ohnmacht in eine widerständige Gegenmacht zu transformieren. Widerständige Energie kann explosiv verpuffen oder, etwas dosiert, möglichst permanent zum Tragen kommen und sich immer wieder regenerieren. Im Sinne eines permanenten sozialen Aufbruchs.

Konkrete Utopien

Utopien sind mögliche Zukunftsvorstellungen, institutionell oder libertär inspiriert. Sie nehmen auf, was in uns schlummert. Sie spiegeln Gegenwärtiges, indem sie es kontrastieren. Und sie beflügeln gesellschaftliche Veränderungen. Utopien inspirierten die 68er-Bewegung. Sie regten dazu an, das scheinbar Unmögliche zu denken und konkrete Schritte in diese

Richtung zu unternehmen. Bei der Umsetzung motiviert, wie zuvor erwähnt, die Erfahrung, dass Veränderungen im Hier und Jetzt möglich sind. Wenn es darüber hinaus gelingt, diese selbst kritisch zu reflektieren, dann wird die Auseinandersetzung interessanter. Zudem lassen sich so wirkungsvolle Veränderungen vornehmen.

Es geht darum, wer die Güter wie verteilt, verstaatlicht oder allen gemäß ihren Bedürfnissen abgibt. Platons Staat interessierte viele 68er, da er weder auf Gelderwerb noch auf Handel erpicht war. Die Oberschicht durfte höchstens viermal so viel wie die Unterschicht besitzen. Der Philosoph kontrastierte das hierarchische Gefüge, das er selbst – mit Herrschenden und Arbeitenden – reproduzierte. Er war ein Kind seiner Zeit; im Vordergrund stand bei ihm das Gemeinwesen, weniger der Mensch. Die Sklaverei blieb weiterhin bestehen. Abgeschafft wurde sie auf der Sonneninsel des griechischen Schriftstellers Iambulos. Er skizzierte sein Paradies im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung als egalitäres Schlaraffenland. Viel später konzipierte der Humanist Tommaso Campanella (1602) einen Sonnenstaat. Ohne Privateigentum. Alles ist Gemeinbesitz. Auch Thomas Morus (1516) beschrieb in seinem Roman über die entlegene Insel Utopia einen idealen Staat. Die Renaissance rekurrierte auf die griechische Antike und beförderte das utopische Denken, an das die 68er-Bewegung anknüpfte.

Eine andere Gesellschaft ist möglich. So lautet die Botschaft vieler Utopien. Die einen sind visionär, andere pragmatisch, wie etwa die genossenschaftlich konzipierte Kolonie New Harmony. Robert Owen erwarb die Stadt 1824 und gründete dort eine Produktionsgenossenschaft. Auch andere Frühsozialisten versuchten im 19. Jahrhundert, ihre Utopien in die Realität umzusetzen. Marx und Engels konzentrierten sich mehr darauf, den Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft zu entwickeln. Damit kam, mit den Worten Ernst Blochs, etwas Blei in die Flügel-schuhe der Utopie.

Über dem Beton wächst Gras

Ernst Bloch (1918/1959) begründete eine konkrete Utopie, in der er sich auf Karl Marx, das libertäre Gedankengut und die Roman-tik bezog. Seine Utopie stellte sich gegen das Elend und den Tod. Sie hob sich aus den Tiefen unseres Wachtraums hervor. Und sie motivierte dazu, eigenwillig zu leben. Bloch begriff die Utopie

als antizipierendes Bewusstsein und als Vor-Schein. Wunschbilder erschaffen eine Welt, die frei von Leiden, Angst und Entfremdung ist. So greifen Utopien auf, was noch nicht geworden und noch nicht bewusst ist.

Das Nicht-Erfüllen der Wünsche schmerzt, treibt aber auch an (1959: 523). Am meisten schmerzt, wovon wir noch nicht träumen, so Blochs Vorstellung. Wir gewöhnen uns an die drückende Not, die zu überwinden ist. Jeder Mensch braucht, was zum Leben nötig ist. Er spürt den Mangel wie kaum ein anderes Wesen. Haben wir das Nötige, dann tauchen mit dem Genuss neue Begierden auf. Sie quälen uns kaum weniger als der Mangel. Der Luxus treibt unersättlich an. (ebd. 35) Die kapitalistische Produktionsweise kurbelt zur Erwerbsarbeit an. Alle streben nach Glück. (ebd. 55) Wir suchen die Selbsterhaltung und die Selbsterweiterung. Der Mangel lässt uns von einem besseren Leben träumen. Fluchträume finden überall Ablenkung und Kompensation. Die Flucht vor der Wirklichkeit festigt das Bestehende. Sie vertröstet uns aufs bessere Jenseits. (ebd. 85) Tagträume führen indes zur Hoffnung und erfordern Bewusstsein. Wenn Vernunft zu sprechen beginnt, blüht die Hoffnung auf, an der kein Falsch ist. Die Utopie ist konkret, nicht abstrakt. An den Dingen zu kleben, ist ebenso falsch, wie sie zu überfliegen. Die konkrete Utopie realisiert sich aus dem Reellen im Antizipierten selbst. Abstrakten Utopien wie jenen von Fourier oder Saint-Simon fehlte der Bezug zur damaligen Wirklichkeit. Wichtig an ihnen sei indes «ihr Wille, etwas zu verändern». (ebd. 676) Er helfe, den Mangel an Hoffnung zu überwinden. Die Utopie ist für Bloch das werdende, die politische Zukunft – im konkreten Augenblick, wie 1968.

Der Aufruf «Seien wir realistisch, verlangen wir das Unmögliche» prangte 1968 an vielen Mauern. Er öffnete Horizonte und regte dazu an, die Utopie als Teil der Wirklichkeit zu denken. Er versprach kein Paradies, lockerte aber verengte Sichtweisen auf. Er deutete das Mögliche im scheinbar Unmöglichen an, symbolisch, realistisch. Wie: «Unter dem Pflaster der Strand.» Wer alte Muster angeht, entdeckt neue Freiheiten. Was sein könnte, ist vorstellbar, und was einst kaum denkbar war, ist inzwischen Usus. Stadtgärten mit Solaranlagen auf heutigen Hausdächern dokumentieren kleine Schritte. Pragmatisch verwirklicht. Über dem Beton wächst Gras.

Aufbegehren

Steffen Vogel (2017: 101) hat *Die post-utopische Revolte* beschrieben. Im Aufbegehren lebt die widerständige Tradition, mit kritischer Distanz zur institutionellen Macht – selbst wenn Rot-Grün regiert. Die 68er-Utopien reagierten auf autoritäre Gefüge und den wirtschaftlichen Aufschwung. Sie wandten sich gegen die Entfremdung in westlichen Überflusgesellschaften. Kritischer Konsum ersetzte vielfach das Hinterfragen unge-rechter Handelsstrukturen. «Das Private ist politisch» bedeute, so Vogel, heute oftmals nur noch, das Private sei politisch. Das Politische interessiere vorrangig im Privaten. Heute würden Subkulturen eher kommerzialisiert denn bekämpft. Und die verbreitete Unsicherheit lasse antibürgerliche Lebensentwürfe abschreckend wirken. Mit dem Anwachsen nationalistischer Strömungen und insbesondere seit dem Wahlsieg Donald Trumps erschienen zudem Institutionen als verteidigungswürdig, die 1968 noch radikal infrage gestellt wurden, wie Gerichte oder Parlamente. Und doch sieht Vogel viel Kontinuität im libertären Selbstverständnis der Bewegungen.

Mit ihrem Antiautoritarismus haben die 68er eine Tradition begründet. Nach symbolischen Forderungen kommen heute wieder mehr sozialpolitische aufs Tapet, wie etwa der Mindest- oder Maximallohn. Der technologische Wandel bringt neue Mentalitäten hervor, die auf spontane Kooperation setzen. Trotz libertärer Grundhaltung treten heutige Aktivisten den Marsch durch die Institutionen, der vor fünfzig Jahren verpönt war, schneller an. Heute gehe es offenbar weniger darum, den Kapitalismus zu überwinden. Und Demokratie wird kaum mehr als Fassade bürgerlicher Herrschaft gesehen. Die vergangene Krisendekade hat nicht nur den nationalistischen Aufstieg gebracht, sondern auch eine anders politisierte jüngere Generation. Von der kulturrevolutionären Durchschlagskraft der 68er ist sie laut Vogel zwar weit entfernt. Sie belebe aber das Politische, was «in Zeiten wie diesen» dringlich sei.

Spätestens seit der Wirtschaftskrise von 2007 begehren Bürgerinnen und Bürger vermehrt auf, beobachtet Oliver Nachtwey (2016: 181). Beispiele sind die Occupy-Bewegung, die Indignados und Podemos in Spanien sowie Syriza in Griechenland: Die soziale Frage kehrt zwar vielerorts zurück, steht nun aber unter den Bedingungen der Individualisierung und neuer Unübersichtlichkeiten. In Zeiten wirtschaftlicher Instabilität wachsen Apathie und soziale Abgrenzung, populistische Bewegungen

spielen mit Abstiegsängsten und Angst vor dem Unbekannten. Junge protestieren gegen mangelnde Aufstiegsperspektiven, Ältere gegen den Verlust ihres gesellschaftlichen Status, gegen Renten- und Lohnkürzungen. Emanzipatorische Bewegungen suchen neue demokratische Artikulationsformen, zumal es der traditionellen Linken kaum gelingt, die Unzufriedenheit aufzugreifen und autoritären Gefahren wirksam zu begegnen. Wer neu aufkommenden nationalistischen und neoliberalen Versprechungen etwas entgegensetzen will, muss klar für Benachteiligte und dafür einstehen, dass alle ein gutes Leben führen können. Eine bessere Welt ist möglich, aber sie kommt nicht von alleine. Heutige Utopien wollen alle Existenzen materiell sichern. Sie versuchen zudem die Sinnfrage in den Alltag zu integrieren.

Eigenwillig angepasst

Ihr Vater sieht heute immer noch wie ein Hippie aus. Aber das stört Franca Mader nicht. Sie begleitete ihn früher an Demos und half ihm, Zeitungen zu stecken. «Das gehörte einfach dazu», sagt sie, und lebt, 1985 geboren, mit ihrer eigenen Familie in dem Haus, in dem sie zur Welt kam. Ihre Eltern sind inzwischen pensioniert und getrennt. Sie leben auf separaten Stockwerken, verstehen sich gut. Der Vater macht inzwischen eigenen Wein. Während vielen Jahren politisierte er als Großrat und POB-Sekretär. Wenn seine Frau früher nicht zu Hause war, durfte Franca später ins Bett. «Ja, meine Mutter war nicht so antiautoritär. Sie hatte strikte Regeln. Aber ob ich den Religionsunterricht besuche, konnte ich selbst entscheiden.»

Franca politisierte früh selbst: bei BastA! Und im Grünen Bündnis, ihr Partner bei der Alternativen Liste in Zürich. Von 68 habe sie sehr profitiert, meint Franca. Die Beziehungen zwischen Alt und Jung seien heute viel besser. Sie unterrichtet Kunstgeschichte an der Hochschule der Künste Bern. Bei den heutigen Jungen nimmt Franca, inzwischen 33-jährig, «einen Drang zum Konservatismus» wahr. «Viele suchen, nach innen gerichtet, eine heile Welt. Was draußen geschieht, interessiert sie weniger.» Sehr positiv gewandelt habe sich das verrufene Kleinbasel. «Da gibt es inzwischen, über türkische Hipster-Ghettos hinaus, viele Beizen und Läden der lokalen Bevölkerung.» Jüngeren empfiehlt sie, sich mehr um das Gesellschaftliche zu kümmern.

Die Jugend ist heterogen. Es gibt sie nicht als einheitlichen Block. Aber es gibt immer wieder Versuche, sich den Strömungen und unterschiedlichen Bedingungen anzunähern, die Jugendliche prägen. Nach dem Kriegsende setzte der Babyboom ein. Er dauerte bis zum «Pillenknick» 1965 an. In den 1960er-Jahren boomte die Wirtschaft und die Bevölkerung nahm stark zu. Auf dieser Basis kam ein jugendlicher Aufbruch zustande.

Walter Hollstein (1970) hat jugendliche Protestbewegungen in den 1960er-Jahren untersucht: Die Beat-Generation und die Gammler wollten sich «aus dem System befreien». Studierende bauten mit Untergrundpresse, Kommunen und Anti-Universitäten eine Gegenwelt auf. Im August 1968 traten in den USA die Yippies markant auf: In Chicago störten Demonstrierende den demokratischen Wahlprozess und stellten ein Schwein als eigenen Kandidaten auf. Hollstein beschreibt – hier arg verkürzt –, wie sich vielfältige Sub- und Gegenkulturen verbreiteten. 1968 bezeichnete er als «das Jahr der protestierenden Jugend». Die Bewegungen dokumentierten eine neue Linke, die «im Gegensatz zum traditionellen Marxismus» den Akzent von objektiven Bedingungen auf das subjektive Engagement und die Emanzipation der Einzelnen verlagerte.

Die Beat-Generation widersetzte sich, so Hollstein, der korrumpierenden bürgerlichen Wohlstandsgesellschaft. Ein Beat-Autor beschied einem Werbemanager, der ihn anstellen wollte, er würde für ihn Fußböden schrubben und Geschirr spülen, wenn er davon leben könne, aber er denke nicht daran, für ihn zu lügen oder schmutzige Geschäfte zu machen. (ebd. 35f.) Mit der Weigerung, zu konsumieren, kontrastierten die Gammler die Konsumgesellschaft. Hippies symbolisierten eine alternative Welt und lasen Hesses *Siddhartha*, nicht Marcuse. Sie wandten sich «emotional» gegen Besitz, Leistung und sozialen Aufstieg. Kommerzielle Unternehmen versuchten, sich ihrer Kultur zu bemächtigen. Quartiere von Blumenkindern verkamen da und dort zur touristischen Attraktion. Im Unterschied zur politisch radikalisierten Linken spürten Hippies vermehrt sozialen Wesensmerkmalen in sich selbst nach. Viele setzten sich mit verinnerlichten Zwängen auseinander. Gesellschaftliche und individuelle Befreiung bedingen sich gegenseitig.

«Heute ist die Welt komplizierter»

«Im Gegensatz zu 1968 scheint mir die Welt heute um ein Vielfaches komplizierter und unübersichtlicher», erklärt der Musiker und Songpoet Aernschd Born. 1968, das war für ihn Jung gegen Alt, Richtig gegen Falsch, Aufbruch gegen Spießertum und Establishment, Links gegen Rechts, Progressiv gegen Rückständig, Elvis gegen Ländler. Heute würden wir Alten jedoch jung bleiben bis ins Greisenalter. «Wie soll sich da die Jugend uns gegenüber noch definieren können?» Die Gesellschaft durchzieht keine große Trennlinie mehr wie 1968, sondern unzählige kleine, verwirrende, unüberschaubare Gräben. Wir leben im Zeitalter der zigtausend gleichzeitigen Möglichkeiten. Es sei, so Aernschd Born, für Jugendliche kaum möglich, sich an großen Leitlinien zu orientieren, weil es sie kaum mehr gebe. «Aber viele engagieren sich trotzdem, vor allem über persönliche Kontakte. Heute isst man vegan. Morgen plant man eine Weltreise. Übers Smartphone bestellt man das günstigste T-Shirt, das man übermorgen per Instagram der Welt zeigt – und morgen ist man gegen Kinderarbeit in der Dritten Welt. Nichts ist unmöglich. Toyota.» Dass er dereinst die AHV bekommen werde, daran habe er nie gezweifelt. Heutige Junge würden kaum mehr daran glauben. «Die Gesellschaftsversprechen lösen sich auf. Deshalb suchen Junge sehr schnell neue Lösungen, wenn ihnen etwas nicht passt. Sie beißen sich nicht mehr durch.» Er habe in seiner vierjährigen, zeitweise ätzenden Lehre nicht einmal ans Aufhören zu denken gewagt. Heute werde schnell mal gewechselt, wenn man sich keine Zukunft verspricht. «Die Gegenwart jedoch ist just in time zu haben. Das Hier und Jetzt ist die einzig sichere Währung. Das macht in unseren 68er-Augen die Jungen manchmal zu unsteten und unzuverlässigen Zeitgenossen. Aber diese unstete und unzuverlässige Gesellschaft wurde durch unsere Generation geschaffen.»

Ein sinnerfülltes und selbstbestimmtes Leben

Der Journalist und Filmemacher Bruno Meyer hat mit Jugendlichen zusammengearbeitet, Jugendsendungen moderiert und Filme über Jugendliche gedreht. Auch heute noch tauscht er sich öfter mit jüngeren Leuten aus. «Ich will nie so abhängig von einem Mann sein wie meine Mutter», hat ihm eine junge Coiffeuse beim Haareschneiden erzählt. Vermutlich kenne sie nicht einmal das Wort Emanzipation, dachte er sich, doch die Gleichstellung der Geschlechter habe sie verinnerlicht. Genauso wie viele ihrer männlichen Altersgenossen, denen häusliche Arbeit zur

Selbstverständlichkeit geworden sei. 68 zeige Wirkung. Doch die vergleichsweise romantische Epoche der Rebellion einer ganzen Generation mit ihren kollektiven Idealen sei der ernüchternden Realität des «anything goes» gewichen. «Der Wertewirrwarr trägt nicht zur Orientierung bei, die Vereinzelung schürt zusätzlich Verunsicherung. Wahrscheinlich idealisieren junge Leute die Familie als Hort der Geborgenheit und Sicherheit als Reaktion auf diese Entwicklung.»

Bruno Meyer bewundert, wie seine Söhne und ihr Freundeskreis um die Mitte Zwanzig es schaffen, durch die immer komplexere Lebenswirklichkeit zu navigieren. «Dabei zielt ihr Blick auch auf Themen, die schon uns 68er beschäftigt haben: Konsumterror und Profitdenken, soziale Ungleichheit und Umweltzerstörung, Rassismus und Ausgrenzung.» Ihre Gesellschaftskritik komme nicht lauthals daher, auch nicht als kollektives Aufbäumen. «Sie verweigern sich schlicht ohne viel Aufhebens, indem sie leidenschaftlich das tun, was sie erfüllt. Ereignisse von besonderem persönlichem Bezug können jedoch schon politisches Handeln auslösen. So die Durchsetzungsinitiative, die aus Solidarität mit den Secondos im eigenen Freundeskreis engagiert bekämpft wurde. Oder die Massentierhaltung, gegen die sich besonders die jungen Frauen aus Empathie mit den leidenden Tieren zur Wehr setzen, indem sie auf vegetarische Ernährung umstellen und das durchaus als politisches Statement verstanden haben wollen.» Am subversivsten erlebe er jedoch die Weigerung, das Glück im blinden Konsum oder materiellen Reichtum zu suchen.

Ein sinnerfülltes und selbstbestimmtes Leben gelte vielen als großes Ideal – im Wissen, dass sie sich nie gänzlich den Systemzwängen entziehen könnten. «Es macht Freude zu beobachten, dass die Sehnsucht nach einer besseren Welt und die Bereitschaft, sich dafür einzusetzen, auch fünfzig Jahre nach 1968 immer noch vorhanden sind. Und wenn meine Söhne je einmal ausdrücklich von den 68ern schwärmen, dann vom unübertrefflichen Rock und Blues jener Zeit.»

Soziale Verbindlichkeit

Die Jugend ist kein monolithischer Block. Sie wird aber häufig so dargestellt: aktiv oder passiv, konsumistisch oder avantgardistisch. Ausgewählte Merkmale werden einseitig betont. Egal ob positiv oder negativ erhöht, handelt es sich dabei um eine selek-

tive Wahrnehmung. Am Anfang steht die eigene Projektion. «Die» Jugend sind Fünfzehn- bis Achtzehnjährige oder etwas Ältere, weiblich, männlich, erwerbstätig, arbeitslos. Die Vielfalt ist beträchtlich. Und sie nimmt in pluralisierten Gesellschaften zu. Was eine «normale» Existenz ausmacht, lässt sich immer weniger festlegen. Auch weil sich Grenzen zwischen den Lebensphasen verwischen. Es gibt «neue Alte», die um die Welt trampen und sich jugendlich fühlen.

«Die» Jugend existiert also nicht. Sie bildet keine einheitliche Sozialkategorie. Mit der längeren Ausbildungszeit weitet sich die Phase der Jugend zudem aus. Und die Differenzierung der Lebenswelten macht die Orientierung noch schwieriger. In den 1950er-Jahren kamen Rock'n'Roll, Jeans und Lederjacke auf. Filme wie *Rebel Without a Cause* mit James Dean zeigten Jugendliche, die sich gegen Eltern, Schule und Gesetze auflehnen. Aber waren deshalb alle Jugendlichen «Halbstarke»? Nein. In den 1960er-Jahren machte das Fernsehen die Welt zum Dorf, Berichte über die Bürgerrechtsbewegung um Martin Luther King und den Vietnamkrieg radikalisierten den Protest. Aber längst nicht alle Jugendlichen waren 68er/innen. Debatten über Ökologie und Feminismus prägten die 1970er-Jahre. Daran beteiligten sich auch viele Jugendliche, die sich nicht zur alternativen Szene zählten. In den 1980er-Jahren drückten Jugendliche ihre Verzweiflung und ihren Zorn mit Irokesen-Haarkamm und schwarzer, zerrissener Kleidung aus. «No future» lautete ein Schlagwort, jedoch nicht für alle. Börsen-Yuppies waren dann die Helden der 1990er-Jahre. Der «Look» hielt sich bis über die Jahrtausendwende hinaus. Kleidung, Frisur und Markenartikel wurden zur Schau gestellt. Aber auch hier folgte nur ein Teil der Jugend dem Trend. Der Begriff «Jugend» suggeriert eine Einheit, die nicht besteht.

Laut dem Bundesamt für Gesundheit klagen in der Schweiz heute etliche Jugendliche über Stress, depressive Verstimmungen und Angstgefühle. Europaweit weist die Schweiz eine besonders hohe Rate an Suizidversuchen unter Jugendlichen auf. Jugendliche sind medial stark vernetzt, gleichzeitig aber auch stark auf sich selbst zurückgeworfen. Rückzug kann eine Reaktion auf Überforderung oder auch eine Form des Widerstands sein. Wenn es oft heißt, die Jugendlichen würden sich nicht für Politik interessieren, kann das bedeuten: Sie interessieren sich nicht für das, was andere für Politik halten. Selbstvertrauen und Motivation entstehen jedenfalls da, wo Menschen ge-

fragt sind. Unsere Gesellschaft tut gewiss viel für Jugendliche, sie weiß mit ihnen aber wenig anzufangen. Jugendliche sollten jedoch über das mitbestimmen können, was sie betrifft. Das stiftet Identität. Wenn Jugendliche auf Berner Straßen tanzen oder ein ausrangiertes Basler Bahnareal beleben, nehmen sie sich Raum zurück. Auch wenn sie originelle Graffiti und Slogans kreieren wie «Thu matsch»! oder «Wir scheitern nicht an Niederlagen, sondern an Auseinandersetzungen, die wir nicht wagen.» In wenigen Worten teilen sie uns damit viel über sich und ihr Befinden mit – und sie spiegeln damit auch uns und unsere Normen. Genussorientiertes Verhalten von Jugendlichen kontrastiere das bierernste Arbeitsethos von Oldies und Workaholics, erklärt mir die junge Soziologin Sina Stingelin, die bei einer Gewerkschaft arbeitet. Das Hedonistische sei zumindest minimal widerständig, auch wenn es angepasst daherkomme. Jugendliche kommunizieren heute über die Sozialen Netzwerke im Internet. Sie fragen, schier subversiv: Was verliere ich, wenn ich nicht gewinne? Und sie sind pluralistisch sozialisiert. Das hilft, ein dualistisches Entweder-oder-Muster zu überwinden, wie es die 68er-Bewegung noch kennzeichnete. Und es birgt den Vorteil, Identität als etwas zu verstehen, das Ambivalenzen zulässt. So sind stimmigere Differenzierungen möglich. Das verbindende Sowohl-als-auch erlaubt auch breitere Bündnisse. Die 68er-Bewegung betonte oftmals das Trennende – mit dem Ergebnis, dass sie immer wieder darüber stolperte. Vielleicht ist es heute möglich, mehr an das Verbindende anzuknüpfen, ohne eine vordergründige Harmonie anzustreben, die solidarische Bande schwächt. Wenn Menschen sich kollektiv engagieren, weiten sich Vertrauensbereiche aus. Dabei zeigen sich aber auch Differenzen und feine Unterschiede, die Kooperationen beleben können. Und dazu gehört auch das Anerkennen einer Fremdheit, die verbindet, indem sie bestehen bleibt. Sie hilft, das andere Ich als anderes Ich zu anerkennen. Die Akzeptanz setzt ein Ja zur Differenz voraus. Dazu gehört die Integration der eigenen Fremdheit. Sie ermöglicht eine Vertrautheit, die Widersprüche anerkennt und darauf verzichtet, Ordnung durch rigide Normierung oder Homogenisierung herzustellen. Anstelle des symbiotisch Nahen oder des hochstilisiert Anderen ermöglicht das Selbstverständnis, dass Grenzen nur teilweise überwindbar sind, eine Vertrautheit mit sich und den anderen. Und das kann die Bereitschaft fördern, neue soziale Verbindlichkeiten zu suchen. Dies allerdings aus

freien Stücken und im Sinne einer Vertrautheit, die das Fremde im Eigenen und das Eigene im Fremden sieht. Heutige Jugendliche verfügen da, in einer globalisierten Konstellation sozialisiert, über bessere Möglichkeiten als die 68er-Generation.

Und jetzt?

«Der Aufstand des Gewissens», betitelte Jean Ziegler (2011) eine «nicht gehaltene Festspielrede». Eigentlich hätte er mit dieser Rede die Salzburger Festspiele eröffnen sollen. Die Verantwortlichen luden ihn aber kurzerhand wegen seiner Bekanntschaft mit dem libyschen Staatschef Muammar al-Gaddafi aus. Jean Ziegler lässt sich mit Mächtigen ein und vertraut auf kleine Zeichen sanfter Vernunft. Der bald 85-jährige Genfer Soziologe engagiert sich heute noch im Beirat des UN-Menschenrechtsrats. Es gelte, jeden Tag ein Maximum an Sinn, an Gedanken, Wörtern und Handlungen hervorzubringen, um «dem Nichts im Augenblick des Todes etwas entgegenzusetzen», sagt er auf meine Frage, was er heute Jüngeren auf den Weg gebe. Diese Frage habe ich den meisten meiner Gesprächspartner/innen gestellt. Der ehemalige Aargauer Aktivist André Froidevaux, der heute zurückgezogen im Fricktal lebt, hat auf seinen 145-seitigen Brief an seine Tochter verwiesen, den er verfasst hat, «um nicht Bomben zu werfen» (2011:58). Er hält darin ernüchtert fest: «Wir haben kaum für bessere Zeiten die Fähigkeit uns zugeneigt, das Ausdruckslose zu begreifen, es aufzuwerten, gemeinsam zu bereichern; wir bleiben im Alleinen und das geht auch.»

Die Journalistin und frühere Sängerin Trudy Müller-Bosshard hat einfach geantwortet: «Zuversicht und nicht die Segel streichen. Wir konnten früher noch einfach die Alten schockieren. Für heutige Jugendliche ist das schwieriger.» Aber wichtig sei auch das Gespräch. «Ich spreche jeden Tag eine Person an, die ich nicht kenne. Meistens ergibt sich etwas Interessantes.» So habe sie gerade mit einem Taxifahrer gesprochen, der gern SRF3 höre und trotzdem die No-Billag-Initiative befürworte, die dieses Programm gefährde. Der Musiker Hardy Hepp regt dazu an, das Handy auszuschalten und die Welt unmittelbar mit allen Sinnen wahrzunehmen: «Ich komme mir manchmal vor, wie der letzte Mohikaner, der sich der allgegenwärtigen Kontrolle, dem um sich greifenden gläsernen Dasein noch für einmal entziehen kann. Wenn ich die Menschen um mich herum in der vollbesetz-

ten S-Bahn mit ihren Smartphones beobachte, muss ich mich tatsächlich fest zusammennehmen, damit ich nicht in Weltuntergangsstimmung verfallende. Ich bin doch kein Kulturpessimist und staune trotzdem, wie algorithmusgesteuerte Arbeitstierchen sich über sogenannte Soziale Medien mitteilen.» Und der Verleger Jürg Marquard will den Jugendlichen das Gleiche sagen wie seinen Kindern: «Geht euren eigenen Weg, tut es mit Leidenschaft und gebt nie auf.»

Was gibt Bruno Meyer, Vater von zwei Söhnen und Produzent zahlreicher Jugendsendungen und -filmen heutigen Jugendlichen mit auf den Weg? «Gescheite Ratschläge sind immer schwierig», sagt er. «Was zählt, sind Erfahrungen und Wünsche. Sich darüber mit Freunden auszutauschen, ist wichtig. Schweigen ist schlecht. Wenn alle Stricke reißen, gibt es in schweren Krisen professionelle Anlaufstellen. Für Fragen nach den Möglichkeiten der Selbstverwirklichung oder der Veränderung der Gesellschaft gibt es bei der Linken hervorragende Jungparteien mit Gleichaltrigen, die viel Erfahrung mitbringen. Wem's vor Parteien graust, der soll sich an eine Organisation wie Operation Libero wenden mit ihren modernen Social-Media-Kampagnen zu aktuellen Fragen.»

Solidarität als Wert, das sei es, was sie Jugendlichen mit auf den Weg gebe, sagt Käti Ensner Witschi. «Macht die Solidarität zu eurem Lebensinhalt, auch im Kleinen vor eurer Haustür im Quartier.» Und Fritz Witschi ergänzt: «Die Liebe. Pflegt die Liebe. Das ist der innere Motor. Tragt Sorge zu Luft und Wasser, geht zum WWF. Und schaut immer hinter die Kulissen. Zum Beispiel, wie die Medien funktionieren.» Im letzten Teil unseres Gesprächs sind auch die Enkelin Elis Saavedra und ihr Freund Franz Hagmann dabei. Beide studieren Geowissenschaften. An eine Demo gegen die Anhebung der Studiengebühren seien kürzlich nur wenige gekommen, berichten sie. Dann erzählt Elis von ihrer Erfahrung mit «Work and Travel»: Sie reiste und bezahlte das Essen und die Übernachtung durch Mitarbeit. Der vertiefte Einblick in andere Kulturen motiviere zur Solidarität. «Es gibt bei uns und weltweit sehr wohl ein Bewusstsein über vorhandene Probleme», sagt sie. «Es gibt auch viel Verantwortungsbewusstsein und Bereitschaft, etwas positiv zu ändern.» Allerdings fehle eine Kraft, die unzufriedene Stimmen bündle. Dabei spiele wohl «die ständige Flutung an Informationen» mit, die etwas lähmend wirke. «Viele neue Bewegungen gehen die

Probleme aber an. Und meistens erreichen sie im Kleinen auch etwas. Vermutlich könnte mehr Kompromissfähigkeit den Einfluss weiter stärken.» Franz hat gerade Zivildienst geleistet. Er hat ebenfalls das Gefühl, die Welt ein wenig verbessern zu können. Die Idee, auf Reisen zu gehen und durch Mitarbeit andere zu unterstützen, findet er lobenswert. Dabei gelte es aber die eigene Motivation und den Nutzen für andere zu beachten. Wenig hilfreich sei, wer bloß sein schlechtes Gewissen beruhigen oder sich mit Hilfeleistungen profilieren wolle. Elis Saavedra ist 20 Jahre alt. Nach ihrer Matura nahm sie ein Zwischenjahr und bereiste verschiedene Länder in Asien und Südamerika, um sich ein Bild der Welt zu machen und ihren Horizont zu erweitern. Sie ist motiviert, etwas zu verändern und die Probleme anzupacken. Franz Hagmann ist 21 Jahre alt. In seinem sechsmonatigen Zivildienst konnte er in einem Schweizer Naturschutzgebiet wertvolle Erfahrungen machen. Das Militär lehnt er aus moralischen Gründen ab. Zuversichtlich ist auch Magdalena Küng. Sie studiert Soziologie und engagiert sich bei der GSoA: «Alte 68er lassen bei mir manchmal das Gefühl aufkommen», sagt sie, «wir seien nicht mehr so aktiv und mutig. Aber stimmt das? Ich weiß ja nicht, wie es früher war, in unserer Generation sind jedenfalls viele engagiert und zudem recht differenziert. Das führt weiter.»

Anna Tschannen schneidet randständigen Menschen die Haare, im Männerheim, dem Haus für Obdachlose und in der Elisabethenkirche – hier jeweils am Dienstagmorgen während des «Tischlein deck dich», der Abgabe von Nahrungsmitteln. Die Haarschnitte finden hinter dem Altar statt. Sozial Benachteiligte zahlen zwischen 2 und 6 Franken. An diesem Morgen arbeitet Anna ehrenamtlich. «Diese Begegnungen berühren mich immer wieder», erzählt sie. Annas früh verstorbene Mutter Julia Geiger veröffentlichte in den 1970er-Jahren das politische Kinderbuch *Rosella*, ihr Vater, der Germanist Fritz Tschannen, verweigerte den Militärdienst. Beide engagierten sich 1968. Anna hat das Gefühl, als Kind einen freiheitlichen 68er-Geist gespürt zu haben. «Ich durfte in meine Welten eintauchen, eigene Erfahrungen machen, und hörte viele unkonventionelle und geistreiche Geschichten.» Inzwischen selbst über vierzigjährig, gibt sie Jüngeren auf den Weg: «Mache viele eigene Erfahrungen und glaube durch diese Erlebnisse an deine eigene Meinung. Erleben ist nicht geschenkt, da musst du auch ein wenig reinspringen und mutig sein.»

Dank

Ich danke allen, die sich auf meine Fragen eingelassen oder mich in anderer Form unterstützt haben: Die Bibliothekarin Gabriela Degen vom Basler Seminar für Soziologie sowie die Buchhändlerinnen Annemarie Pfister und Monika Waser halfen mir bei der Suche nach Dokumenten. Hector Schmassmann hat alle Quellen überprüft. Der Fotograf Claude Giger öffnete mir sein umfassendes Archiv. Oliver Vischer gestaltete den Buchumschlag, zusammen mit Joël Neugebauer. Helen Arnet begleitete mich bei mehreren Interviews mit der Kamera. Und der Zürcher Rotpunktverlag ermöglichte die Publikation, die Andreas Simmen anregte, Sarah Wendle lektorierte und koordinierte und Patrizia Grab produzierte.

Statt hundert biografische Notizen in dieses Buch einfließen zu lassen, hätten zehn genügt. Es wäre auch möglich gewesen, nur über eine Person zu schreiben. Zum Beispiel über eine, die ihr Leben für sehr gewöhnlich hält. Das wäre auch spannend gewesen. Und über eine Person lässt sich viel Gesellschaftliches dokumentieren. Jetzt sind es einige. Sie drücken, arg verkürzt, die Vielfalt der 68er-Bewegung aus. Gemeinsam ist ihnen der Versuch, ein gutes Leben zu führen. Alle engagieren sich mehr oder weniger ausgeprägt, für soziale, kulturelle, politische oder besondere wirtschaftliche Anliegen. Die Personen stehen für Inhalte, die einen Bezug zu 1968 haben. Die einen sind mehr im Rampenlicht, andere weniger. Die meisten Gespräche dauerten etwa zwei Stunden, ein paar wenige deutlich länger oder kürzer. Mit allen hätte ich gerne ausführlicher gesprochen. Viel bleibt hier ausgeklammert oder nur angedeutet. Und was zum Vorschein kommt, bestätigt kein Bild. Es soll vielmehr dazu anregen, ein eigenes weiterzuentwickeln.

Führen wir alle einfach weiter, was ansteht. Alle an ihrem Ort. Zum Beispiel mit Debatten über vorhandene Widersprüche. Besonders interessant sind die eigenen. Was tun wir, um selbst Anerkennung zu finden? Vielleicht verstehen wir über diese Frage andere besser, die 68 als Sprungbrett nutzten, um Karriere zu machen. Und wer reagiert nicht ab und zu hämisch, wenn andere an den Pranger gestellt werden oder «sich entblößen»? Woher kommen diese Ressentiments? Stammen sie nur aus dem forcierten Konkurrenzdenken oder aus den von mir so gern betonten Widersprüchen zwischen Kapital und Arbeit? Vielleicht bringen uns die Widersprüche auf die Spur einer Antwort zur Frage, weshalb 68 teils reüssiert hat und teils gescheitert ist? Das ist das «doppelte Erbe», das sich nicht nur dem angeblich globalen Sieg des Kapitalismus zuschreiben lässt, der sich keineswegs flächendeckend durchgesetzt hat.

Ich freue mich über viele Menschen, die sich auch unter schwierigen Umständen einfach sozial und human verhalten, ohne das auf das große Banner zu schreiben. Ohne sie wäre unsere Gesellschaft arm. Sie entziehen wichtige Lebensbereiche dem Gewinnstreben, indem sie sorgsam mit beschränkt vorhandenen Ressourcen umgehen. Einige tun das seit fünf Jahrzehnten oder noch länger. Andere steigen ein, indem sie aussteigen und dem Kommerz den Rücken zukehren. Sie leben bescheiden und tun, was sie gern tun. Sie verrichten so wenig Lohnarbeit wie nötig, um knapp über die Runden zu kommen. Sie interessieren sich für eine Politik, die sich mehr auf öffentlichen Plätzen entfaltet denn in Parlamenten inszeniert. Sie führen gemeinsam eine Bude und flicken alte Fahrräder. Oder sie bauen eine leerstehende Fabrik als genossenschaftliches Wohnhaus um. Sie tun dies als 2018er, ohne Definitionsmacht darüber, wem das 68er-Label zusteht. Vielleicht hat es auch einen Krawattenfritz darunter, der gern als Buchhalter seine Ärmel hochkrepelt, jodelt und Schwingfeste besucht, neben proletarisch orientierten Automenen, die sich radikal dem Kapitalismus entziehen und sich dabei manchmal überfordern, wie andere auch.

Für mich drückt sich der 68er-Geist in der Bereitschaft aus, einen Beitrag zu einer lebendigen und möglichst gerechten Gesellschaft zu leisten. Und da gibt es viele Ansätze. Sie stellen Beständenes kritisch infrage, konstruktiv kontrovers. Das führt weiter – im Sinne des permanenten Rebellischen.

Anhang

Artikel, Bücher, Dokumente

- Aeppli, Felix: «Aussenseiter, Oppositionelle und Querulanten im Schweizer Film», in: Leimgruber, Walter 1992, S. 187–196.
- Albisser, Raphael: «Die Diskussion ist dringend nötig, («Reclaim Democracy»-Kongress, Basel)», in: WOZ, Nr. 6, 9.2.2017, S. 5.
- Alice Salomon Hochschule Berlin (Hg.): *alice magazin*, Nr. 33, «Menschenrechte», Berlin 2017.
- Alpenzeiger*, Aargauer Untergrundblatt: Jg. 5, Nr. 81–83, Dezember 1979, Jg. 13, Nr. 153–155, März 1987.
- Altvater, Elmar u. a.: «68: Trau keinem?», in: *Supplement der Zeitschrift Sozialismus 3* (Themenheft), 2001.
- Altvater, Elmar: «Zukunft durch Umdeutung der Geschichte», in: *Supplement der Zeitschrift Sozialismus: «68: Trau keinem?»*, Heft 3, 2001, S. 1–6.
- Amendt, Günter: «Eine Absage als Nachwort», in: Pieper, Werner 2007, S. 246–247.
- Andersen, Bo Dan / Hansen, Søren / Jensen, Jesper: *Das kleine rote schülerbuch*, Verlag Neue Kritik, Frankfurt am Main 1971, 3. Aufl. (Orig. dänische Erstauflage 1969).
- Anselm, Sigrun (Hg.): «Die Revolte: Themen und Motive der Studentenbewegung», in: *Ästhetik & Kommunikation* (Themenheft), Jg. 39, Heft 140/141, 2008, S. 13–14.
- Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft (AGG) (Hg.): *Appenzellische Jahrbücher 1968*, Heft 96, Trogen 1969.
- Arni, Caroline / Glauser, Andrea / Müller, Charlotte / Rychner, Marianne / Schallberger, Peter (Hg.): *Der Eigensinn des Materials. Erkundungen sozialer Wirklichkeit*. Festschrift für Claudia Honegger zum 60. Geburtstag, Stroemfeld, Frankfurt am Main/Basel 2007.
- Arnold, Peter et al.: *Zwüschehalt. 13 Erfahrungsbericht aus der Schweizer Neuen Linken*, Rotpunktverlag, Zürich 1979.
- Artières, Philippe / Zancarini-Fournel, Michelle (Hg.): *68, une histoire collective, 1962–1981*, La Découverte, Paris 2015 (Erstausgabe 2008).
- Baer, Willi / Bitsch, Carmen / Dellwo, Karl-Heinz (Hg.): *Krawall: Die Jugendrevolte 1968 in der Schweiz*, LAIKA, Zürich 2010.
- Basler Friedenskomitee (Hg.): *Vietnam-Information*, Nr. 2, Basel, Juni 1965.
- Bataille, Georges, *La Part maudite*, Minuit, Paris 2014 (Erstausgabe 1949).
- Batthyany, Sacha: «Willkommen im Morgen-Land», in: *Das Magazin*, Nr. 14, 4.11.2017, S. 6–36.
- Baumann, Nathalie: «Blick zurück in Sanftmut», in: *BaZ-Magazin*, 25.8.2008, S. 9.
- Baureithel, Ulrike: «Mutig, kompromisslos, eigen-sinnig. Kate Millett (1934–2017)», in: WOZ, Nr. 37, 14.9.2017, S. 23.
- BaZ: «Es werden wieder mehr Waffen verkauft», roy/SDA, 11.12.2017, S. 7.
- BaZ: «1968 – das Jahr des Umbruchs», in: *Dossier, Spezialheft*, 2.5.2008.
- Becker, Hartmuth / Dirsch, Felix / Winckler, Stefan (Hg.): *Die 68er und ihre Gegner: Der Widerstand gegen die Kulturrevolution*, Leopold Stocker Verlag, Graz 2003.
- Behre, Silja, *Bewegte Erinnerung: Deutungskämpfe um «1968» in deutsch-französischer Perspektive*, Mohr Siebeck, Tübingen 2016.

- Bensaïd, Daniel / Krivine, Alain: *1968: fins et suites*, Nouvelles Éditions Lignes, Fécamp 2008.
- Bergmann, Uwe / Dutschke, Rudi / Lefèvre, Wolfgang / Rabehl, Bernd: *Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition. Eine Analyse*, Rowohlt, Reinbek/Hamburg 1968.
- Berman, Paul: *Idealisten an der Macht: die Passion des Joschka Fischer*, Siedler, München 2006.
- Bernoulli, Andreas: *Plädoyer in der Sache Marco Camenisch*, Chur 1981 (n.p.).
- Biermann, Wolf: *Warte nicht auf bessere Zeiten! Die Autobiographie*, Propyläen, Berlin 2016.
- Birke, Peter: «Eine (un-)vollendete Geschichte? Die 1968er Jahre als «kulturelle Revolution» und «Modernisierungsschub», in: Ebbinghaus, Angelika 2009, S. 189–205.
- Biver, Jean-Claude: *Du kannst alles, wenn du nur willst*, Orell Füssli, Zürich 2016.
- Bischoff, Joachim: «Vom Sponti zum Strategen einer Mittelstandspartei», in: *Supplement der Zeitschrift Sozialismus 3*: «68: Trau keinem?», 2001, S. 7–13.
- Bittner, Stefan: «Jenseits der Kleinfamilien – Kommunen in Zürich», in: Hebeisen, Erika 2008, S. 19–27.
- Black Panther Party of Self-Defense: The Ten-Point Program: What We Want / What We Believe, Oktober 1966: <https://www.socialist-alternative.org/panther-black-rebellion/the-black-panther-party-for-self-defense/>.
- Bloch, Ernst: *Geist der Utopie*, Werkausgabe Bd. 16, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1918.
- Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*, Werkausgabe Bd. 5, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1959.
- Boller, Hans: *Jugendradikalisierung und Neue Linke in der Schweiz*, Juris Druck, Zürich 1976.
- Boltanski, Luc / Chiapello, Ève: «Die Arbeit der Kritik und der normative Wandel», in: von Osten, Marion (Hg.): *Norm der Abweichung*, Edition Voldemeer Zürich / Springer-Verlag Wien/New York 2003, S. 57–80.
- Boltanski, Luc: *Le Bonheur suisse. D'après une enquête réalisée par Isaac Chiva, Ariane Deluz, Nathalie Stern*, Minuit, Paris 1966.
- Born, Aernschd: *Eifache Lied. Die Worte meiner Lieder aus fünf Jahrzehnten (1967–2017)*, ambripress, Reinach 2017.
- Bortlik, Wolfgang: «Krawall», in: Baer, Willi 2010, S. 11–50.
- Bourdieu, Pierre: «Der Mai 68 hat eigentlich nirgends viel bewirkt», Gespräch mit Johann Kneihns im Collège de France, Paris, am 19.6.1998, <https://web.archive.org/web/2008032719350/http://www.iwp.uni-linz.ac.at:80/lxe/wt2k/div/bourdieu.htm>.
- Bourdieu, Pierre: «Der kritische Moment», in: Ders.: *Homo academicus*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1992, S. 254–306 (franz. Erstausgabe 1984).
- Bourdieu, Pierre: *Soziologische Fragen*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1983 (franz. Erstausgabe 1980).
- Brändle, Markus: «Sicherheit durch Gehorsam», in: *Neutralität*, Jg. 7, Nr. 11, November 1969, S. 32–34.
- Brandenberger, Kurt: *Marco Camenisch. Lebenslänglich im Widerstand*, Echtzeit, Basel 2015.
- Bretscher, Walter: «Der Protest», Serie zur Geschichte der Zürcher 68er Unruhen in der Zeitung *Die Tat*, Zürich 1978.
- Broda, May B. / Joris, Elisabeth / Müller, Regina: «Die alte und die neue Frauenbewegung», in: König, Mario (Hg.) 1998, S. 201–226.
- Brückner, Peter: «Nachruf auf die Kommunebewegung», in: Kerbs, Diethart 1971, S. 124–142.
- Bucher, Judith / Schmucki, Barbara: *Fotogeschichte der Frauenbefreiungsbewegung*, Limmat Verlag, Zürich 1995.
- Bude, Heinz: *Das Altern einer Generation: Die Jahrgänge 1938 bis 1948*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1995.
- Buff, Hans: «Landeschronik von Appenzell A.Rh.», in: AGG 1969, S. 60–75.
- Buomberger, Thomas: *Die Schweiz im Kalten Krieg. 1945–1990, hier + jetzt*, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden 2017.
- Burckhardt, Lucius: «Wohnungsnot – überhaupt nicht gelöst», in: *Neutralität*, Jg. 7, Nr. 5, Mai 1969, S. 26–27.
- Bürgi, Lisia Miriam: *Literatur und Räume von und für Frauen. Die Geschichte der Frauenbuchläden in der Schweiz*, MA-Arbeit, Historisches Institut der Universität Bern, Bern 2016.
- Busche, Jürgen: *Die 68er. Biographie einer Generation*, Berlin-Verlag, Berlin 2003.
- Büttner, Jean-Martin: «Abgemischte Gefühle», in: *Das Magazin*, Nr. 21, 12.5.2017, S. 22–27.
- Cantzen, Rolf: *Freiheit unter saurem Regen. Überlegungen zu einem libertär-ökologischen Gesellschaftskonzept*, Edition Ahrens im Verlag Zerling, Berlin 1984.
- Carroll, Rory: «Der Sommer der Illusion», in: *NZZ*, 16.6.2017, S. 55.
- Caviezel, Werner: *68er-Bewegung in Graubünden. Erinnerungen und Erlebnisse*, Desertina, Chur 2017.

- Cespedes, Vincent: *Mai 68. La philosophie est dans la rue!*, Larousse, Paris 2008.
- Challand, Benoît: *La ligue marxiste révolutionnaire en Suisse romande (1969–1980): genèse, analyse de «La Brèche» et des expériences militantes*, Lizenzatsarbeit, Philosophische Fakultät der Universität Fribourg, Fribourg 2000.
- Chollet, Laurent: «Guy Debord et les situationnistes», in: Artières, Philippe 2008, S. 180–188.
- Chtcheglov, Ivan (alias Gilles Ivain): «Formulaire pour un urbanisme nouveau», in: *Internationale situationniste*, Nr. 1, Juni 1958, S. 15–20 (Chtcheglovs Bericht wurde im Oktober 1953 von der Lettristischen Internationale gebiligt).
- Cortesi, Mario: «Eine Stadt wie Biel», in: *Neutralität*, Jg. 5, Nr. 5, Mai 1967, S. 13–16.
- Dahinden, Martin (Hg.): *Neue soziale Bewegungen – und ihre gesellschaftlichen Wirkungen*, Verlag der Fachvereine, Zürich 1987.
- Danneberg, Bärbel / Keller, Fritz / Machalicky, Aly / Mende, Julius (Hg.): *Die 68er – eine Generation und ihr Erbe*, Döcker Verlag, Wien 1998.
- Dannenber, Sophie: «Die 68er – ein schönes, böses Märchen», in: *Cicero*, Nr. 6, Juni 2017, S. 14–22.
- Dannenber, Sophie: *Das bleiche Herz der Revolution*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2004.
- Debord, Guy-Ernest: «La Société du spectacle», in: Ders.: *Œuvres*, Gallimard, Paris 2006, S. 764–859 (Erstausgabe 1967).
- Debord, Guy-Ernest: «Rapport sur la construction des situations et sur les conditions de l'organisation et de l'action dans la tendance situationniste internationale», in: Ders.: *Œuvres*, Gallimard, Paris 2006, S. 308–328 (Erstausgabe 1957).
- Debord, Guy-Ernest: «Théorie de la dérive», in: *IS*, Nr. 2, Dezember 1958, S. 19–23.
- Debord, Guy-Ernest: «Positions situationnistes sur la circulation», in: *IS*, Nr. 3, Dezember 1959, S. 36–37.
- De Certeau, Michel: *La Prise de parole: pour une nouvelle culture*, Desclée de Brouwer, Paris 1968.
- Delor, Andreas: ... *Ich meine die Revolution des Bewusstseins schlechthin... – Versuch einer Bilanz der 68er-Bewegung in allen Konsequenzen*, Ch. Möllmann, Borchten 2010.
- Denknetz: *Zeitung des sozialkritischen Thinktanks der Schweiz*, Nr. 1, Mai 2017.
- Flitsch, Mareile / Völkerkundemuseum der Universität Zürich (Hg.): *Kinder im Augenblick*, Benteli, Zürich 2015.
- D'Incau, Patricia: «Als die Zwangsjacken platzten» (Neue Ausstellung in Bern zu den «wilden Sechzigern»), in: *Work. Die Zeitung der Gewerkschaft*, 1.12.2017, S. 11.
- Di Falco, Daniel: «Unter Druck», in: *Tages-Anzeiger*, 29.11.2017, S. 31.
- Duchêne-Lacroix, Cédric / Mäder, Ueli / Streckelsen, Peter: «Un congé parental pour les enfants de Guillaume Tell? Une analyse descriptive de l'enquête POINT DE SUISSE 2015», in: Hedinger, Johannes M. (Hg.): *Point de Suisse – Die Vermessung der Schweiz / Déchiffrer la Suisse. Eine künstlerische Volksbefragung / Une consultation populaire*, Basel 2015, S. 68–76.
- Dürrenmatt, Friedrich: «Israels Lebensrecht», in: *Die Weltwoche*, 23.6.1967.
- Dutschke, Rudi-Marek [Mitarb.: Christian v. Ditfurth]: *Spuren meines Vaters*, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2001.
- Dutschke, Rudi / Krahl, Hans-Jürgen: «Organisationsreferat auf der XXII. Delegiertenkonferenz des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes, 5. September 1967», in: Kraushaar, Wolfgang, Bd. 2, 1998, S. 287–290.
- Ebbinghaus, Angelika / Henninger, Max / Van der Linden, Marcel (Hg.): *1968: ein Blick auf die Protestbewegungen 40 Jahre danach aus globaler Perspektive*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009.
- Ebbinghaus, Angelika / Van der Linden, Marcel: «1968 – Ein Blick auf die Protestbewegungen 40 Jahre danach aus globaler Perspektive», in: Ebbinghaus, Angelika 2009, S. 7–20.
- Ebert, Theodor: *Gewaltfreier Aufstand. Alternative zum Bürgerkrieg*, Fischer-Bücherei, Frankfurt am Main 1970 (Erstausgabe 1968).
- Ebnetter, Erik / Neff, Benedict: «Trump? – Ich trample nicht mit!» (Der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger über Leben in interessanten Zeiten), in: *BaZ*, 10.1.2017, S. 1–3.
- Edschmid, Ulrike: *Das Verschwinden des Philip S.*, Suhrkamp, Berlin 2014.
- Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (Hg.): *Frauen – Macht – Geschichte. Frauen- und gleichstellungspolitische Ereignisse in der Schweiz 1848–1998*, EDMZ, Bern 1998.
- Enzler, Roman: «CIA-Coup im Iran». Der Ölmanager, der zum Agenten einer neuen Weltordnung wurde, in: *WOZ*, Nr. 36, 7.9.2017, S. 12–13.
- Erdheim, Mario: «Paul Parin, die Jagd und die Ethnopschoanalyse», in: *Werkblatt. Zeit-*

- schrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik*, Jg. 34, Nr. 78, 1/2017, S. 107–128.
- Essbach, Wolfgang / Gutmann, Joachim / Jany, Brigitte / Jani, Ulrich / Kreuzer, Uschi: «Yippies und Provos: Anarchistische Momente in der hedonistischen Linken», in: Kerbs, Diethart 1970, S. 82–109.
- Etzemüller, Thomas: *1968 – ein Riss in der Geschichte? Gesellschaftlicher Umbruch und 68er-Bewegungen in Westdeutschland und Schweden*, Universitätsverlag Konstanz (UVK), Konstanz 2005.
- Eugster, Till: «Eine Herausforderung für einen 68er», in: BaZ, 14.1.2008, S. 5.
- Faber, Richard; Stölting, Erhard (Hg.): *Die Phantasie an die Macht? 1968 – Versuch einer Bilanz*, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2008.
- Fabiani, Jean-Louis: «Sociologie et sociologues, entre isolement et contestation», in: Artières, Philippe 2008, S. 191–198.
- Fanon, Frantz: *Die Verdammten dieser Erde*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1981 (franz. Erstausgabe 1961).
- Farkas, Wolfgang: «Heimat ist eine Erfindung», 50 Jahre Trikont, Interview mit Achim Bergmann und Eva Mair-Holmes, in: WOZ, Nr. 48, 30.11.2017, S. 20–21.
- Feministisches Institut / Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): *Wie weit flog die Tomate? Eine 68erinnen-Gala der Reflexion*, Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin 1999.
- Fernandez, Jimena: «Mai 68 en Suisse romande: le mouvement de contestation de l'Université de Lausanne et le facteur international vu à travers le périodique Voix Universitaires», in: *Cahiers d'histoire du mouvement ouvrier*, Bd. 7, 1990–1991, S. 47–57.
- Fiedler, Lutz: *Matzpen. Eine andere israelische Geschichte*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017.
- Firestone, Shulamith: *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*, Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 1975 (amerik. Erstausgabe 1970).
- Fischer, Ulrich: *Brennpunkt Kaiseraugst. Das verhinderte Kernkraftwerk*, Verlag Interforum, Bern 2013.
- Freimüller, Tobias (Hg.): *Psychoanalyse und Protest. Alexander Mitscherlich und die «Achtundsechziger»*, Wallstein, Göttingen 2008.
- Frisch, Max: «Griechenland 1967 (unter anderem) und wir», in: *Die Weltwoche*, 2.6.1967.
- Frischknecht, Jürg / Haffner, Peter / Haldimann, Ueli / Niggli, Peter: *Die unheimlichen Patrioten. Politische Reaktion in der Schweiz. Ein aktuelles Handbuch*, Limmat Verlag, Zürich 1979.
- Froidevaux, André: *Norden-Süden für ewig? Texte, um nicht Bomben zu werfen, für meine Tochter, Kaiseraugst*, April 2011 (n. p.).
- Fromm, Erich: *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung*, dtv, München 1983 (Erstausgabe 1929).
- Gallus, Alexander: «Gründer der RAF. Radikal, terroristisch – und hochbegabt?», in: FAZ, 9.10.2017, S. 6.
- Gasche, Urs P.: «Du bist ein scheissbürgerlicher Schreiberling», Gespräch mit Kurt Brandenberger, in: *Infosperber*, 9.4.2015.
- Gäsche, Daniel: *Born to be wild oder Die 68er und die Musik*, Militzke, Leipzig 2008.
- Geiger, Georg: «... mon cher camarade Alain!», Entgegnung auf eine Kolumne von Alain Pichard, in: BaZ, 19.12.2016, S. 4.
- Geiser, Samuel: «Martin Schwander: Der gmögige Dorfkommunist», in: Ders. 2018, S. 73–79.
- Geiser, Samuel / Giger, Bernhard / Jost, Rita / Kronenberg, Heidi (Hg.): *Revolte, Rausch und Razzien. Neunzehn 68er blicken zurück*, Stämpfli, Bern 2018.
- Gilbert, David: *Love and Struggle. My Life in SDS, the Weather Underground, and Beyond*, PM Press, Oakland (CA) 2012.
- Gilcher-Holtey, Ingrid (Hg.): *«1968» – eine Wahrnehmungsrevolution? Horizont-Verschiebungen des Politischen in den 1960er und 1970er Jahren*, Oldenbourg, München 2013.
- Gilcher-Holtey, Ingrid: «Mai 68 in Frankreich», in: Dies. (Hg.): *1968 – Vom Ereignis zum Mythos*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008, S. 15–45.
- Gilcher-Holtey, Ingrid: «Avantgarde der Avantgarde: Guy Debord und die Situationistische Internationale», in: Dies.: *Eingreifendes Denken. Die Wirkungschancen von Intellektuellen*, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2007, S. 243–261.
- Gilcher-Holtey, Ingrid: *Die 68er Bewegung: Deutschland – Westeuropa – USA*, C.H. Beck, München 2005 (Erstausgabe 2001).
- Gilcher-Holtey, Ingrid (Hg.): *1968 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft*, Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 17, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1998.
- Gilcher-Holtey, Ingrid: *«Die Phantasie an die Macht». Mai 68 in Frankreich*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1995.
- Gilg, Peter / Hablützel, Peter: «Beschleunigter Wandel und neue Krisen (seit 1945)», in: Jost, Hans Ulrich / Gilg, Peter / Halblützel,

- Peter / Ruffieux, Roland (Hg.): *Geschichte der Schweiz – und der Schweizer*, Bd. 3., Helbling & Lichtenhahn, Basel 1983, S. 191–306.
- Gilg, Peter: *Jugendliches Drängen in der schweizerischen Politik: Struktur, Ziele und Aktionsformen von politischen Gruppen der jungen Generation*, Francke, Bern 1974.
- Gleichauf, Ingeborg: *Poesie und Gewalt. Das Leben der Gudrun Ensslin*, Klett-Cotta, Stuttgart/Hamburg 2017.
- Goffman, Erving: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1995 (amerik. Erstausgabe 1961).
- Gottschlich, Jürgen: *Der Mann, der Günter Wallraff ist. Eine Biographie*, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2007.
- Gretler, Roland: «Die Nonkonformisten, die antiautoritäre Junge Sektion und die FASS», in: *Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik*. «68 – Bruch und Kontinuität», Jg. 8, Nr. 15, 1988, S. 45–49.
- Gronemeyer, Marianne: *Motivation und politisches Handeln. Grundkategorien politischer Psychologie*, Hoffmann & Campe, Hamburg 1976.
- Grosser, Hermann: «Landeschronik von Appenzell I.Rh. für das Jahr 1969», in: AGG 1969, S. 91–118.
- Grossrieder, Beat: *Das Jahr mit den Blumen im Haar. Der Sommer of Love 1967 in Zürich*, Seismo, Zürich 2017.
- Guérin, Daniel: *Pour le communisme libertaire*, Les Amis de Spartacus, Paris 2003.
- Guérin, Daniel: *Anarchismus. Begriff und Praxis*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1967 (franz. Erstausgabe 1965).
- Guevara, Che: *Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnam. Brief an d. Exekutivsekretariat von Ospaal*. (Eingel. u. übers. von Gaston Salvatore u. Rudi Dutschke), Oberbaumpresse, Berlin 1967.
- Habermas, Jürgen: «68: Fluch oder Segen?», in: *Cicero*, Nr. 6, Juni 2017, S. 23–24.
- Habermas, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2013 (Erstausgabe 1962).
- Häni, David Christoph: «Kaiseraugst besetzt!» *Die Bewegung gegen das geplante Atomkraftwerk*, Schwabe, Basel 2018 (Dissertation, Bern 2016).
- Hafner, Urs: «Wie die Bundesstadt den Aufstand probte», Buchbesprechung von: Weber, Georg (Hg.): *Rebellion unter Laubenbögen. Die Berner 1968er Bewegung*, Zytglogge, Basel 2017, in: *NZZ am Sonntag*, Bücher am Sonntag, 10.12.2017, S. 20.
- Hafner, Urs: «Die Fragen von 1968», in: *NZZ*, 27.11.2017, S. 27.
- Hafner, Urs: «Dame mit Vergangenheit. Die subversiven Anfänge der «Neuen Zürcher Zeitung»», in: Arni, Caroline 2007, S. 341–356.
- Haldimann, Urs: *Sozialismus in der Schweiz? 12 Persönlichkeiten der traditionellen Arbeiterbewegung und der Neuen Linken im Gespräch mit Urs Haldimann*, Lenos, Basel 1979.
- Hanimann, Carlos: «Ein Zögern mit Folgen». Debakel im Zürcher Entsorgungsamt, in: *WOZ*, Nr. 21, 25.5.2017, S. 4.
- Häsler, Alfred: *Das Ende der Revolte. Aufbruch der Jugend 1968 und die Jahre danach*, Ex Libris, Zürich 1976.
- Häsler, Alfred: *Der Aufstand der Söhne. Die Schweiz und ihre Unruhigen – Eine Untersuchung*, Ex Libris, Zürich 1969.
- Haug, Frigga: *Erinnerungsarbeit*, Argument, Hamburg 1990.
- Hebeisen, Erika / Joris, Elisabeth / Zimmermann, Angela (Hg.): *Zürich 68 – kollektive Aufbrüche ins Ungewisse*, hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden 2008.
- Hebeisen, Erika / Hürlimann, Gisela / Schmid, Regula: *Reformen jenseits der Revolte – Zürich in den langen Sechzigern*, Chronos, Zürich 2018.
- Held, Thomas / Levy, René: *Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft: Eine soziologische Analyse am Beispiel der Schweiz*, Huber, Frauenfeld 1974.
- Heilmann, Thomas: «Selbstverwaltung – ein umfassendes Konzept», in: *Holenweger, Toni* 1979, S. 143–147.
- Heinrich-Böll-Stiftung / Feministisches Institut (Hg.): *Wie weit flog die Tomate? Eine 68erinnen-Gala der Reflexion*, Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin 1999.
- Henning, Peter: «Peter Handke: Vom Revoluzzer zum sanften Erzähler», in: *az*, 25.11.2017, S. 5.
- Hermann, Kai: «Ich galt als liberaler Scheisser», Gespräch mit Christian Staas, in: *Die Zeit*, Nr. 25, 14.6.2017, S. 66.
- Hersche, Otmar: «Strukturen gehen nicht auf die Strasse», in: *WOZ-Dossier*, Nr. 18, 1.5.2008, S. 30.
- Herzberg, Guntolf / Seifert, Kurt: *Rudolf Bahro – Glaube an das Veränderbare. Eine Biographie*, Christoph Links Verlag, Berlin 2002.
- Hinck, Gunnar: *Wir waren wie Maschinen. Die bundesdeutsche Linke der siebziger Jahre*, Rotbuch, Berlin 2012.

- Historischer Verein des Kantons St. Gallen (Hg.): *Aufbruch – Neue soziale Bewegungen in der Ostschweiz*, 156. Neujahrsblatt, St. Gallen 2016.
- Hobsbawm, Eric: *Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Carl Hanser Verlag, München/Wien 1995 (engl. Erstausgabe 1994).
- Hohler, August E.: «Totaler Konsum. Notizen von einer Reise durch die USA», in: *Neutralität*, Jg. 5, Nr. 2, Februar 1967, S. 1–9.
- Hollenstein, Anne-Marie/Renschler, Regula / Strahm, Rudolf: *Entwicklung heisst Befreiung. Erinnerungen an die Pionierszeit der Erklärung von Bern*, Chronos, Zürich 2008.
- Holenwegger, Toni / Mäder, Werner (Hg.): *Inseln der Zukunft? Selbstverwaltung in der Schweiz*, Limmat Verlag, Zürich 1979.
- Hollstein, Walter / Meinhold, Marianne (Hg.): *Sozialarbeit unter kapitalistischen Produktionsbedingungen*, Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 1974 (Erstausgabe 1973).
- Hollstein, Walter: *Kein Frieden am Israel. Zur Sozialgeschichte des Palästina-Konflikts*, Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 1972.
- Hollstein, Walter: «Untergrund und Opposition in Amerika. Probleme und Etappen der Konsolidierung jugendlichen Protests in den USA», in: Kerbs, Diethart 1970, S. 48–82.
- Hollstein, Walter: *Der Untergrund. Zur Soziologie jugendlicher Protestbewegungen*, Luchterhand, Neuwied/Berlin, 1970 (Erstausgabe 1969).
- Home, Stewart: *The Assault on Culture: Utopian Currents from Lettrisme to Class War*, Aporia & Unpopular Books, London 1988.
- Howald Jürgmeier, Regula / Salzmann, Rolf / Scheucher, Peter (Autorenkollektiv): *Die Angst der Mächtigen vor der Autonomie. Aufgezeigt am Beispiel Zürich*, Gegenverlag, Horgen 1981.
- Howald, Stefan: «Die sanfte Gewalt der Vernunft. Jean Ziegler», in: WOZ, Nr. 20, 18.5.2017, S. 25.
- Hubacher, Helmut: *Das habe ich gerne gemacht. Politische und persönliche Erinnerungen*, Zytglogge, Basel 2016.
- Hubacher, Helmut: «Die Revolution frisst ihre Kinder». Die SP auf ideologischem Schleuderkurs. Eine Replik auf Markus Somm, in: BaZ, 6.12.2017, S. 2.
- Hubacher, Helmut: «Das gibt es nur in der direkten Demokratie», in: BaZ, 21.10.2017, S. 19.
- Hubacher, Helmut: «Späte Ehrung für den Revolutzler. Jean Ziegler», in: BaZ, 7.1.2017, S. 19.
- Imboden, Max: *Die Bundesverfassung – wie sie sein könnte*, Helbing & Lichtenhahn, Basel 1959.
- Imfeld, Al: «Der Vulkan – Aufbruch zu Beginn der sechziger Jahre. Eine Einleitung zum Buch», in: Pieper, Werner 2007, S. 13–18.
- Imseng, Dominik: «Die Jugend-Bewegung», in: *NZZ am Sonntag*, 28.5.2017, S. 4–11.
- IS (Redaktionskomitee): «Le déclin et la chute de l'économie spectaculaire-marchande», in: *Internationale situationniste*, Nr. 10, März 1966, S. 3–11.
- IS (Redaktionskomitee): «Le questionnaire», in: *Internationale situationniste*, Nr. 9, August 1964, S. 24–27.
- IS (Redaktionskomitee): «Les mauvais jours finiront», in: *Internationale situationniste*, Nr. 7, April 1962, S. 10–17.
- IS (Redaktionskomitee): «Instructions pour une prise d'armes», in: *Internationale situationniste*, Nr. 6, August 1961, S. 3–5.
- IS (Redaktionskomitee): «Définitions», in: *Internationale situationniste*, Nr. 1, Juni 1958, S. 13–14.
- Jaeggi, Urs: *Durcheinandergesellschaft*, Verlag Huber, Frauenfeld 2008.
- Jaeggi, Urs: *Kapital und Arbeit in der Bundesrepublik. Elemente einer gesamtgesellschaftlichen Analyse*, Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 1973 (Neue Ausgabe von «Macht und Herrschaft in der BRD», 1968).
- Jaeggi, Urs: *Macht und Herrschaft in der Bundesrepublik*, Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 1969.
- Jaeggi, Urs: *Ordnung und Chaos. Strukturalismus als Methode und Mode*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1968.
- Jaeggi, Urs / Steiner, Rudolf / Wyniger, Willy: *Der Vietnamkrieg und die Presse* (= Polis Nr. 27, Evangelische Zeitbuchreihe), EVZ-Verlag, Zürich 1966.
- Jaeggi, Urs: «Die wackligen Stühle», in: *Neutralität*, Jg. 6, Nr. 3, März 1968, S. 31–35.
- Jaensch, Wilfrid: «Das Dogma der Erkenntnisgrenze», in: *Neutralität*, Jg. 7, Nr. 12, Dezember 1969, S. 39–41.
- Janser, Daniela: «Zwischen Markt macht und Menstruation», Buchbesprechung von: Keller, Anne-Sophie / Köchli, Yvonne-Denise: *Iris von Roten. Eine Frau kommt zu früh – noch immer?*, Edition Xanthippe, Zürich 2017, in: WOZ, Nr. 39, 28.9.2017, S. 23.
- Jappe, Anselm: *Guy Debord*, Denoël, Paris 2001 (ital. Erstausgabe 1993).

- Jappe, Anselm: *L'avant-garde inacceptable: Réflexions sur Guy Debord*, Léo Scherrer, Paris 2004.
- Jegge, Jürg: *Dummheit ist lernbar: Erfahrungen mit «Schulversagern»*, Zytglogge, Bern 1976.
- Jost, Rita: «Heinz Däpp: Der freisinnige Nonkonformist», in: Geiser, Samuel 2018, S. 289–332.
- Joyce, Nick: «Der Anfang vom Ende». «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band» der Beatles wird 50, in: BaZ, 26.5.2017, S. 2.
- Joyce, Nick: «Mit einem Joint musste man auf die Strasse», Gespräch mit Christian Platz und Marc Krebs über ihr Buch «Atlantis Basel – Kult und Kultur seit 1947», BaZ, 17.5.2017, S. 2.
- Jürgemeier: *Staatsfeinde oder Schwarz und Weiss. Eine literarische Reportage aus dem Kalten Krieg*, Chronos, Zürich 2002.
- Jurt, Joseph: *Mai 68 in Frankreich: die Infragestellung der symbolischen Ordnung. Deutungen damals, Einschätzung heute*, in: Von Treskow, Isabella / Von Tschilsche, Christian, 1968/2008. Revision einer kulturellen Formation, Gunter Narr Verlag, Tübingen 2008, S. 15–29.
- Kaiser, Gerhard / Jürgensen, Christoph / Weixler, Antonius (Hg.): *Younger Than Yesterday. 1967 als Schaltjahr des Pop*, Wagenbach, Berlin 2017.
- Kalt, Monica: *Tiersmondismus in der Schweiz der 1960er und 1970er Jahre. Von der Barmherzigkeit zur Solidarität*, Social Strategies, Nr. 45, Peter Lang, Bern 2010.
- Kämper, Heidrun: *Aspekte des Demokratiediskurses der späten 1960er Jahre: Konstellationen – Kontexte – Konzepte*, De Gruyter, Berlin/ Boston 2012.
- Kanyar-Becker, Helena: «Sozialismus mit menschlichem Antlitz. Prager Frühling 1968 oder Alles ist anders», in: Faber, Richard 2002, S. 24–49.
- Kassationshof, Str. 170/81, Urteil des Schweizerischen Bundesgerichts, Marco Camenisch, René Moser, Lausanne, 13.5.2017.
- Keller, Erich: «Einer steigt aus, der andere steigt ein». Urban Gwerder (1944–2017) und Polo Hofer (1945–2017), in: WOZ, Nr. 31, 3.8.2017.
- Keppeler, Toni: «El Salvador ehrt Jürg Weis». Die Frühgeborenenstation im Spital von Santa Ana bekommt den Namen des 1988 ermordeten Schweizer Internationalisten, in: WOZ, Nr. 20, 18.5.2017, S. 10.
- Kerbs, Diethart (Hg.): *Die hedonistische Linke. Beiträge zur Subkulturdebatte*, Luchterhand, Neuwied/Berlin 1971.
- Khayati, Mustapha: «Les mots captifs (préface à un dictionnaire situationniste)», in: IS, Nr. 10, März 1966, S. 50–55.
- Kinzel, Till: «Der «Bund Freiheit der Wissenschaft und die «Notgemeinschaft für eine freie Universität» im Widerstand gegen die Achtundsechziger», in: Becker, Harmuth 2003, S. 112–137.
- Klimke, Martin / Scharloth, Joachim (Hg.): *1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung*, J.B. Metzler, Stuttgart 2007.
- Klimke, Martin / Scharloth, Joachim (Hg.): *1968 in Europe: A History of Protest and Activism, 1956–1977*, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2008.
- Klingler, Wolfgang: «Eine Fabrik von Funktionsträgern. Zum Imboden-Seminar», in: *Kolibri*. Offizielles Organ der Studentenschaft Basel, Nr. 158, Dezember 1968, S. 6.
- Knauer, Mathias: «Zwei Schritte vorwärts, einer zurück? Einiges Vorläufige zur Geschichte der politischen Schweizer Filmavantgarde», in: *Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik*. «68 – Bruch und Kontinuität», Jg. 8, Nr. 15, Juni 1988, S. 93–103.
- Kommune 2: *Versuch der Revolutionierung des bürgerlichen Individuums. Kollektives Leben mit politischer Arbeit verbinden!* Kiepenheuer & Witsch, Köln 1971 (Erstausgabe 1969).
- Komitee Schluss mit dem Schnüffelstaat (Hg.): *Schnüffelstaat Schweiz. Hundert Jahre sind genug*, Limmat Verlag, Zürich 1990.
- König, Mario / Kreis, Georg / Meister, Franziska / Romano, Gaetano (Hg.): *Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren*, Chronos, Zürich (Die Schweiz 1798–1998: Staat – Gesellschaft – Politik, Bd. 3: Destabilisierung und Rekonstruktion: Die Schweiz in den 60er Jahren) 1998.
- Koepfen, Wolfgang: «Als ich Gämmler war», in: FAZ, 11.10.1969, Nr. 236 (nachgedruckt in: Pieper, Werner 2007, S. 6).
- Kos, Wolfgang: «Dissidenz via Popmusik», in: Danneberg, Bärbel 1998, S. 180–198.
- Kotányi, Attila / Vaneigem, Raoul: «Programme élémentaire du bureau d'urbanisme unitaire», in: IS, Nr. 6, August 1961, S. 16–19.
- Kraenzle, Karl: «Vom Krawall zum Gespräch», in: *Neutralität*, Jg. 6, Nr. 6, Juni 1968, S. 38–39.
- Kraushaar, Wolfgang: *1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur*, Hamburger Edition, Hamburg 2000.
- Kraushaar, Wolfgang (Hg.): *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost*

- zum *Molotowcocktail. 1946–1995*, 3 Bde., Zweitausendeins, Hamburg 1998.
- Kraushaar, Wolfgang: «Autoritärer Staat und Antiautoritäre Bewegung. Zum Organisationsreferat von Rudi Dutschke und Hans-Jürgen Krahl auf der 22. Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt (4.–8. September 1967)», in: Ders., Bd. 3, 1998, S. 15–33.
- Krebs, Marc / Platz, Christian: *Atlantis Basel – Kult und Kultur seit 1947*, Christoph Merian Verlag, Basel 2017.
- Kreis, Georg: «Sechs Tage Krieg mit Folgen über Jahrzehnte», in: *TagesWoche*, Nr. 23, 7.6. 2017, S. 26–27.
- Kreis, Georg (Hg.): *Das Basler Frauenstimmrecht. Der lange Weg zur politischen Gleichberechtigung von 1966*, Christoph Merian Verlag, Basel 2016.
- Kreis, Georg: *Vorgeschichten zur Gegenwart*, Bd. 4: *Ausgewählte Aufsätze*, Schwabe, Basel 2008a.
- Kreis, Georg: *Ein Haus in Pedrinete. Tessiner Notizen zum Lauf der Zeit*, Huber, Frauenfeld 2008b.
- Kreis, Georg: *Die Universität Basel 1960–1985*. (Hg. von der Akademischen Zunft anlässlich ihres 150-jährigen Bestehens als Festgabe an die Universität), Helbing & Lichtenhahn, Basel 1986.
- Kriesi, Hanspeter: «Neue soziale Bewegungen – der Protest einer Generation», in: Dahinden, Martin 1987, S. 25–42.
- Kriesi, Hanspeter: *Die Zürcher Bewegung. Bilder, Interaktionen, Zusammenhänge*, Campus, Frankfurt am Main/New York 1984.
- Kriesi, Hanspeter (Hg.): *Bewegung in der Schweizer Politik: Fallstudien zu politischen Mobilisierungsprozessen in der Schweiz*, Campus, Frankfurt am Main/New York 1985.
- Kriesi, Hanspeter / Levy, René / Ganguillet, Gilbert / Zwicky, Heinrich (Hg.): *Politische Aktivierung in der Schweiz: 1945–1978*, Rüegg, Diessenhofen 1981.
- Krumm, Ingrid Christiane / Krumm, Helmut (Hg.): *Die Ideale der 68-er – 33 Jahre später: wo sind sie geblieben? Was ist aus ihnen geworden? Rückblick, Bestandsaufnahme, Zukunftsvisionen; fünfzehn Gespräche mit Willy Hoss und Heidemarie Rohweder*, Christoph Strawe, Klaus Pavel, Peter Tradowsky, Gabriele Naundorf, Rezzo Schlauch, Wolfgang Schlüter, Marie-Luise Stöger, Helga Breuning, Johannes Stüttgen, Martin Walker, Alfred Bast, Peter Spiegel, Paola Giovetti und Hermann Liebenow, FIU-Verlag, Wangen/Allgäu 2001.
- Kühner, Claudia: «Die unbekannte israelische Linke», in: *Tages-Anzeiger*, 4.11.2017, S. 40.
- Künzli, Arnold: *Vietnam – wie es dazu kam*, EVZ-Verlag, Zürich 1965.
- Kunz, Stephan: «In der Provinz brennt es», in: *Du – Das Kulturmagazin*, Nr. 876 (Swiss Pop Art), Mai 2017, S. 64–83.
- Kunz, Thomas: *Das Zürcher Jugendhaus Drahtschmidli: Entstehung und Entwicklung*, Dissertation, Philosophische Fakultät I der Universität Zürich, Zürich 1993.
- Künzli, Arnold: *Trikolore auf halbmast. Essays zu Sozialismus und Ethik*, Limmat Verlag, Zürich 1992.
- Lachenmeier, Dominik: *Die Arena, eine Gruppierung der Basler '68er-Bewegung' zwischen 'etablierter' und 'alternativer' Öffentlichkeit*, Lizenziatsarbeit, Historisches Seminar der Universität Basel, Basel 2002.
- Lampart, Lukas: «O Thurgau. Eine Spurensuche in einem weissen Fleck auf der Schweizer Landkarte», in: *BaZ*, 26.5.2017, S. 3.
- Lefebvre, Henri: *L'irruption de Nanterre au sommet*, Anthropos, Paris 1968.
- Lefebvre, Henri: *Le Droit à la ville*, Anthropos, Paris 1968.
- Lefebvre, Henri: *La vie quotidienne dans le monde moderne*, Gallimard, Paris 1968.
- Lefebvre, Henri: «Die Erfahrung der Spontaneität», Gespräch mit Kurt Meyer, in: *Neutralität*, Jg. 6, Nr. 6, Juni 1968, S. 14–18.
- Lefebvre, Henri: *Position: contre les technocrates*, Gonthier, Paris 1967.
- Lefebvre, Henri: *La Proclamation de la Commune (26 mars 1871)*, Gallimard, Paris 1965.
- Lefebvre, Henri: *Vers un romantisme révolutionnaire*, Nouvelles Éditions Lignes, Paris 2011 (Aufsatz ist zuerst erschienen in: *Nouvelle Revue Française* (NRF), Nr. 58, 1.10.1957).
- Lefort, Claude / Castoriadis, Cornelius / Morin, Edgar: *Mai 68: La Brèche suivie de Vingt ans après*, Complexe, Brüssel 1988.
- Leggewie, Claus: «Die ändern 68er. Die Neuen Rechten und ihre deutsch-französischen Väter», in: *Le Monde diplomatique*, (deutschsprachige Ausgabe) 10.8.2017, S. 17.
- Le Goff, Jean-Pierre: *Mai 68: L'héritage impossible*, La Découverte, Paris, 2006.
- Leimgruber, Walter / Christen, Gabriela (Hg.): *Sonderfall? Die Schweiz zwischen Réduit und Europa*, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1992.
- Lenz, Ilse: «Die neuen Frauenbewegungen und 1968. Thematisierungen und Transformationen im internationalen Vergleich (Bundesre-

- publik Deutschland und Japan)», in: Ebbinghaus, Angelika 2009, S. 137–157.
- Lenzin, Danièle: *Die Sache der Frauen. OFRA und die Frauenbewegung in der Schweiz*, Rotpunktverlag, Zürich 2000.
- Lerch, Fredi: *Muellers Weg ins Paradies. Nonkonformismus im Bern der sechziger Jahre*, Rotpunktverlag, Zürich 2001.
- Leuenberger, Susanne: «Unterwegs mit einem Abtrünnigen – Eine Winterreise», in: *bref. Magazin der Reformierten*, Nr. 6, 31.3.2017, S. 4–21.
- Levy, René: «Bürger in Bewegung», in: Hugger, Paul (Hg.), *Handbuch der Schweizerischen Volkskultur*, Bd. 2, Basel/Zürich 1992, S. 925–952.
- Levy, René / Duvanel, Laurent: *Politik von unten. Bürgerprotest in der Nachkriegsschweiz*, Lenos, Basel 1984.
- Lindner, Wolf: «Vom Einfluss neuer Bewegungen auf die institutionelle Politik», in: Dahinden, Martin 1987, S. 7–23.
- Linke, Angelika / Scharloth, Joachim (Hg.) *Der Zürcher Sommer 1968. Zwischen Krawall, Utopie und Bürgersinn*. Mit über 900 Zeitdokumenten auf DVD, NZZ Libro, Zürich 2008.
- Lonitz, Henri (Hg.): *Theodor W. Adorno. Briefe und Briefwechsel*. Bd. 1: *Theodor W. Adorno / Walter Benjamin. Briefwechsel 1928–1940*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1994.
- Loyer, Emmanuelle: «Mai 68 et l'histoire: 40 ans après», in: *Cahiers d'histoire. Revue d'histoire critique*, Nr. 207, 2009, S. 13–22.
- Löw, Raimund (Hg.): *Die Fantasie und die Macht. 1968 und danach*, Czernin Verlag, Wien 2006.
- Löwer, Ingrid: *Die 68er im Spiegel ihrer Kinder: eine vergleichende Untersuchung zu familienkritischen Prosatexten der jüngeren Autoren-generation*, edition lumière, Bremen 2011.
- Löwy, Michael / Besancenot, Olivier: *Affinités révolutionnaires: Nos étoiles rouges et noires*, Mille et une nuits, Paris 2014.
- Löwy, Michael / Besancenot, Olivier: *Che Guevara. Une braise qui brûle encore*, Mille et une nuits, Paris 2007.
- Löwy, Michael: «Le romantisme révolutionnaire de mai 68», in: *ContreTemps*, Nr. 22, Mai 2008, S. 94–99.
- Luchsinger, Fred u. a. (Hg.): *Wehret den Anfängen! Zur Gewalttätigkeit in der Politik*, NZZ-Schriften zur Zeit 7, Zürich 1968.
- Luchsinger, Fred: «Wehret den Anfängen», in: Ders. 1968, S. 35–39. (Artikel zuerst erschienen in: NZZ, 17.6.1968).
- Lukesch, Barbara: «Es ist ein Wunder, dass es funktioniert hat». 16 Jahre Regierungsrat: Gespräche mit Hanspeter Uster, Edition Xanthippe Verlag, Zürich 2006.
- Lüssi, Marco: ««Öko-Terrorist» Marco Camenisch preist den «bewaffneten Kampf»», in: *20 Minuten*, 10.11.2017, S. 9.
- Luther King, Martin Jr.: *Declaration of Independence from the War in Vietnam*, April 1967: <http://www.h-net.org/~hst306/documents/king.html>.
- Mäder, Ueli: *macht.ch – Geld und Macht in der Schweiz*, Rotpunktverlag, Zürich 2015.
- Mäder, Ueli / Sutter, Peter / Bossert, Markus / Schoch, Aline / Bürgin, Reto / Mugier, Simon / Schmassmann, Hector: *Raum und Macht. Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit*, Rotpunktverlag, Zürich 2014.
- Malcolm X: Message to the Grassroots, 10.11.1963: <http://teachingamericanhistory.org/library/document/message-to-grassroots/>.
- Marcolini, Patrick: *Le Mouvement situationniste. Une histoire intellectuelle*, L'Échappée, Montreuil 2013.
- Marcus, Greil: *Lipstick Traces: A Secret History of the Twentieth Century*, Secker & Warburg, London 1989.
- Marcuse, Herbert: *Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1969.
- Marcuse, Herbert / Rapoport, Klaus / Horn, Klaus / Mitscherlich, Alexander / Senghaas, Dieter / Markovic, Mihailo: *Aggression und Anpassung in der Industriegesellschaft*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1968.
- Marcuse, Herbert: *Kultur und Gesellschaft*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1965, 2 Bde.
- Marcuse, Herbert: *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*, Hermann Luchterhand, Neuwied/Rhein 1967 (amerik. Erstausgabe 1964).
- Margadant, Bruno: «Für das Volk – Gegen das Kapital», *Plakate der schweizerischen Arbeiterbewegung von 1919 bis 1973*, Verlagsgenossenschaft, Zürich 1973.
- Matter, Max: «Als wir zusammenkamen, exploidierte unser Schaffensdrang». Gespräch mit Oliver Prange, in: *Du – das Kulturmagazin*, Nr. 876 (Swiss Pop Art), Mai 2017, S. 60–63.
- Meienberg, Niklaus: *Reportagen aus der Schweiz*, Luchterhand, Darmstadt/Neuwied 1974.
- Meier, Dieter: «Vergangenheit als Zukunft», in: *Finanz und Wirtschaft*, 18.2.2014, S. 13.
- Meinhof, Ulrike Marie: *Bambule. Fürsorge – Sorge für wen?*, Wagenbach, Berlin 2009 (Erstausgabe 1974).

- Meinhof, Ulrike Marie: *Die Würde des Menschen ist unantastbar. Aufsätze und Polemiken*, Wagenbach, Berlin 2008.
- Meyer, Martin: «Ein Wille zur Macht». Der amerikanische Philosoph Mark Lilla über die Verführbarkeit der Intellektuellen, in: *NZZ*, 18.8.2015, S. 41.
- Mijuk, Gordana: «Die Welt rüstet auf», in: *NZZ am Sonntag*, 6.3.2017, S. 24–25.
- Mink, Andreas: «Schmetterling mit Schmetterhand», Buchbesprechung von: Eig, Jonathan: *Ali, A Life*, Houghton Mifflin Harcourt, Boston 2017, in: *NZZ am Sonntag*, Bücher am Sonntag, 10.12.2017, S. 30.
- Modena, Emilio: «Die Veränderung der Psychoanalyse in Zürich 1968–1988», in: *Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik*. «68 – Bruch und Kontinuität», Jg. 8, Nr. 15, Juni 1988, S. 73–84.
- Mohr, Reinhard: *Der diskrete Charme der Rebellion: ein Leben mit den 68ern*, Wjs Verlag, Berlin 2008.
- Morawietz, Katharina / Rössler, Michael / Schwab, Andreas: *Die Utopie der Widerspenstigen – 40 Jahre Longo maüi*, Pro Longo Maü, Basel 2013.
- Morgenthaler, Jan: «Kein Held, kein Monster», in: *WOZ*, Nr. 24, 12.6.1992, S. 5.
- Moser, Heinz: «Jürg Jegges ›Dummheit ist lernbar neu gelesen‹», in: *Infosperber*, 24.10.2017.
- Müller, Felix E.: «Schriftsteller Kurt Marti gestorben», in: *NZZ am Sonntag*, 12.2.2017, S. 13.
- Mugglin, Markus: *Konzerne unter Beobachtung. Was NGO-Kampagnen bewirken können*, Rotpunktverlag, Zürich 2016.
- Müller, Hans-Peter / Lotmar, Gerold (Hg.): *Der Bunker von Zürich: Jugend zwischen Rückzug und Revolte. Ein Modellfall*, Walter-Verlag, Olten 1972.
- Mumenthaler, Samuel: «Luzerner Original war der König der Backstage-Zone», in: *Luzerner Zeitung*, 22.10.2017.
- Mumenthaler, Samuel: «Sie popten den Aufstand – Beatmusik und Popkultur von ›Ballla Balla‹ bis ›Revolution‹», in: Hebeisen, Erika 2008, S. 108–123.
- Museum BL (Hg.): *Revoluzzer! 68 und heute* (Ausstellung, Museum.BL, Liestal: 13. September 2008 bis 28. Juni 2009), Kanton Baselland, Liestal 2008.
- Nachtwey, Oliver: *Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der repressiven Moderne*, Suhrkamp, Berlin 2016.
- Naegeli, Eduard: *Das Böse und das Strafrecht*, Kindler, München 1965.
- Neff, Benedict: «Horst Mahler – Suche nach einem Körper», in: *BaZ*, 10.6.2017, S. 20.
- Neff, Benedict: «Deshalb glaube ich an die Auferstehung». Ein Gespräch mit Jean Ziegler über Schuld, Verantwortung und den Tod, in: *BaZ*, 24.5.2017, S. 2.
- Negt, Oskar: «Über die Idee einer kritischen und antiautoritären Universität», in: Claussen, Detlev / Dermitzel, Regine (Hg.): *Universität und Widerstand. Versuch einer Politischen Universität in Frankfurt*, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1968, S. 166–195.
- Neill, Alexander Sutherland: *Erziehung in Summerhill. Das revolutionäre Beispiel einer freien Schule*, Szczeny-Verlag, München 1965, danach: *Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung: Das Beispiel Summerhill*, Rowohlt Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg 1969 (amerik. Erstausgabe 1965).
- Nick (sic.): «Lebendiges Lernen. Ein Haufen Steine», in: *Nachrichten aus Longomaï*, Nr. 124, 2017, S. 1.
- Niederhauser, Rolf: *Ein paar junge Leute haben es satt zu warten auf das Ende der bloßen Vermutung, daß es bessere Formen menschlicher Gemeinschaft gibt*, Luchterhand, Darmstadt/Neuwied 1978.
- Nigg, Heinz (Hg.): *Rebel Video. Die Videobewegung der 1970er- und 1980er-Jahre*. London Basel Bern Lausanne Zürich, Scheidegger & Spiess, London/Bern/Lausanne/Basel/Zürich 2017.
- Nigg, Heinz: *Wir sind wenige, aber wir sind alle: Biografien aus der 68er-Generation in der Schweiz*, Limmat Verlag, Zürich 2008.
- Nigg, Heinz (Hg.): *Wir wollen alles, und zwar subito! Die Achtziger Jugendunruhen in der Schweiz und ihre Folgen*, Limmat Verlag, Zürich 2001.
- Nirumand, Bahman: *Persien, Modell eines Entwicklungslandes oder Die Diktatur der Freien Welt*, Rowohlt Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg 1967.
- Nussbaumer, Hannes: «Der Aufstand der 68er begann in den 50ern: vor 40 Jahren gingen sie auf die Strasse. Heute macht man sie für allerlei Fehlentwicklungen verantwortlich: Die 68er. War vorher alles besser? Ein Blick zurück – auf 1958 statt 1968», in: *Tages-Anzeiger*, 3.1.2008, S. 13.
- Oberkampf, Uta: «1968: Mit der Nazikeule im Gepäck», in: *Die Zeit*, Nr. 25, 14.6.2017, S. 66.
- Obermaier, Uschi / Olaf Kraemer: *High Times. Mein wildes Leben*, Heyne, München 2007.
- Obermüller, Klara: *Spurensuche. Ein Lebensrückblick in zwölf Bildern*, Edition Xanthippe, Zürich 2016.
- Oelek, Sambal: *Die Linke in den Wechseljahren. Gedankensplitter im Theorievakuum*, Rotpunktverlag, Zürich 1985.

- Orain, Olivier (Hg.): «Les «années 68» des sciences humaines et sociales», in: *Revue d'histoire des Sciences Humaines* (Themenheft), Nr. 26, Januar 2015.
- Orlich, Max Jakob: *Situationistische Internationale. Eintritt, Austritt, Ausschluss. Zur Dialektik interpersoneller Beziehungen und Theorieproduktion einer ästhetisch-politischen Avantgarde (1957–1972)*, transcript, Bielefeld 2011.
- Pagis, Julie: *Mai 68: un pavé dans leur histoire*, Presses de Sciences Po, Paris 2015.
- Papst, Manfred: «Ein unglaubliches Leben. Walter Wegmüller ist ein Grenzgänger», in: *NZZ am Sonntag*, 24.9.2017a, S. 67.
- Papst, Manfred: «Summer of Love». So einen Sommer gibt's nie wieder, in: *NZZ am Sonntag*, 26.6.2017b, S. 61–62.
- Papst, Manfred: «Jean Ziegler: Kämpfer mit schlechter Prosa», in: *NZZ am Sonntag*, 9.3.2017c, S. 69.
- Parin, Paul / Morgenthaler, Fritz / Parin-Matthèy, Goldy: *Die Weissen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika*, Fischer, Frankfurt am Main 1983 (Erstausgabe 1963).
- Parin, Paul / Morgenthaler, Fritz / Parin-Matthèy, Goldy: *Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst. Psychoanalyse und Gesellschaft der Agni in Westafrika*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1992 (Erstausgabe 1971).
- Pavard, Bibia: *Mai 68*, Presses universitaires de France, Paris 2018 (i. E.).
- Pflitsch, Andreas / Gogos, Manuel (Hg.): *1968. Kurzer Sommer – lange Wirkung: ein literarisches Lesebuch*, dtv, München 2008.
- Piazzì, Tina / Seydel, Stefan M. / rebel.tv (Hg.): *Die Form der Unruhe*. Bd. 1: «Das Statement», Junius, Hamburg 2009.
- Pichard, Alain: «Deine Aussage, dass die Linke ...», in: *BaZ*, 19.12.2016, S. 4.
- Pieper, Werner (Hg.): *Alles schien möglich ...: die Aktiven der 60er werden 60; was trieb sie damals um, was machen sie heute? Rückschau & Bestandsaufnahme einer Generation, die nach vorne schaute*, Werner Pieper & The Grüne Kraft, Löhrbach 2007.
- Piketty, Thomas: *Das Kapital im 21. Jahrhundert*, C.H. Beck, München 2014 (franz. Erstausgabe 2013).
- Pinkus, Theo: «Utopie und Realität nach 68», in: *Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik*. «68 – Bruch und Kontinuität», Jg. 8, Nr. 15, Juni 1988, S. 53–57.
- Pinkus, Theo: «Klassenkampf und Agitation», in: Margadand, Bruno 1973, S. 102–105.
- Plant, Sadie: *The Most Radical Gesture: The Situationist International in the Postmodern Age*, Routledge, London 1992.
- Poesie. *Zeitschrift für Literatur*, hg. von Geerk, Frank / Pfeifer, Tadeus, Heft 2, 1973; Heft 4, 1983.
- Polemos. *Zeitschrift*, hg. von Wilfrid Jaensch, Nr. 7, Juni 1968; Nr. 11, Nov. 1969; Nr. 15, Jan. 1971.
- Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt (Hg.): *Gleichgestellt? Facts & Figures*, Basel-Stadt, November 2017.
- Rauber, André: *Formierter Widerstand. Geschichte der kommunistischen Bewegung in der Schweiz 1944–1991*, edition 8, Zürich 2003.
- Ringier-Dokumentationszentrum (RDZ): «Vor 20 Jahren: 1968». Eine Dokumentation des Ringier-Dokumentationszentrums, Zürich 1988.
- Reber, Sabine: «Grosi-Power für die AHV», in: *Work. Die Zeitung der Gewerkschaft*, 1.9.2017, S. 4.
- Reichel, Sabine: «Uschi Märchenstunde», in: Pieper, Werner 2007, S. 77–81.
- Reichen, Philippe: «Legastheniker, aufmüpfiger 68er, Nobelpreisträger». Jacques Dubochet aus Morges erhält Chemie-Nobelpreis, in: *Tages-Anzeiger*, Nr. 231, Zürich, 5.10.2017, S. 1–3.
- Reiser, Johannes: *Selbstverwaltung. Blick in die Geschichte und in die Region Basel*, MA-Arbeit am Institut für Verbands-, Stiftungs- und Genossenschaftsmanagement (VMI) an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Fribourg, Fribourg 2011.
- Renschler, Regula: *Vor Ort. Reportagen und Berichte aus fünf Jahrzehnten*, Lenos, Basel 2015.
- Renschler, Regula: «Im Ringen um ein neues Verständnis der Welt 1956–1974», in: Holenstein, Anne-Marie 2008, S. 77–113.
- Renschler, Regula: «Kulturvermittlerin und Kämpferin gegen Rassismus 1974–1985», in: Holenstein, Anne-Marie 2008, S. 223–289.
- Renschler, Regula: *Das Gift der frühen Jahre. Rassismus in der Jugendliteratur*, Lenos, Basel 1981.
- Renschler, Regula: *Wer sagt denn, dass ich weine. Geschichten über Kinder in Afrika, Asien, Lateinamerika, den USA und der Schweiz*, Lenos, Basel 1977.
- Renschler, Regula: «Kein Ende in Biafra», in: *Neutralität*, Jg. 6, Nr. 10, Oktober 1968, S. 18–20.
- Richard, Christine: «Der tote Regierungsrat in der Serra-Plastik», in: *BaZ*, 16.5.2017a, S. 5.

- Richard, Christine: «On the road again!», in: BaZ, 16.5.2017b, S. 5.
- Richard, Christine: «Vorschein der Utopie. Zehn Bücher, die 1968 in jedes Regal gehörten», in: BaZ-Dossier, 2008a, S. 26–27.
- Richard, Christine: «Nur Sex, Spass und Wertezersfall. Zehn populäre Anschuldigungen gegen die 68er – und wie es wirklich war», in: BaZ-Dossier, 2008b, S. 28–29.
- Richter, Pavel A.: «Die Ausserparlamentarische Opposition in der Bundesrepublik Deutschland 1966 bis 1968», in: Gilcher-Holtey, Ingrid 1998, S. 35–55.
- Röhl, Anja: *Die Frau meines Vaters. Erinnerungen an Ulrike*, Nautilus, Hamburg 2013.
- Röhl, Klaus Rainer: *Linke Lebenslügen: eine überfällige Abrechnung*, Ullstein, Berlin/Frankfurt 1994.
- Ross, Kristin: *Mai '68 and Its Afterlives*, Univ. of Chicago Press, Chicago, 2002.
- Rote Armee Fraktion (RAF): «Das Konzept Stadtguerilla, April 1971», in: *Rote Armee Fraktion: Texte und Materialien zur Geschichte der RAF*. Hg. vom ID-Verlag, Berlin 1997, S. 27–48.
- Roten, Iris von: *Frauen im Laufgitter: Offene Worte zur Stellung der Frau*, Hallwag, Bern 1958.
- Rueb, Franz: *Rübezahl spielte links außen. Erinnerungen eines Politischen*, edition 8, Zürich 2009.
- Rüb, Matthias: *Che Guevara*, Reclam, Dietzingen 2017.
- Rückert, Sabine: «Völkermord: Wen würden Sie heute ohrfeigen, Frau Klarsfeld?», in: *Die Zeit*, Nr. 25, 14.6.2017, S. 65–66.
- Ruh Hans: *Ich habe mich eingemischt. Autobiografische Notizen*, (Ein Buch der Reihe aller Art), Versus Verlag, Zürich 2017.
- Runge, Irene / Stelbrink, Uwe: *Gregor Gysi: «Ich bin Opposition»*. Zwei Gespräche mit Gregor Gysi, Dietz, Berlin 1990.
- Sander, Heike (Aktionsrat zur Befreiung der Frauen, Berlin): «Rede auf der 23. Delegiertenkonferenz des «Sozialistischen Deutschen Studentenbundes» (SDS) am 23. September 1968 in Frankfurt», in: Schlaeger, Hilke (Hg.): *Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung*, Frauenoffensive, München 1988, S. 12–22.
- Saner, Hans: «Nur wer auf den Frieden setzt, kann etwas gewinnen», in: *Neutralität*, Jg. 7, Nr. 9, September 1969, S. 9–13.
- Schaffrik, Tobias / Wienges, Sebastian (Hg.): *68er Spätlese – Was bleibt von 1968?*, LIT, München 2008.
- Schäfer, Alfred: *1968 – Die Aura des Widerstands*, Ferdinand Schöningh, Paderborn 2015.
- Schäfer Martin: «1968 oder Die Utopie der Rockmusik», in: *Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik*. «68 – Bruch und Kontinuität», Jg. 8, Nr. 15, Juni 1988, S. 27–33.
- Schär, Bernhard C. / Ammann, Ruth / Bittner, Stefan / Griesshammer, Marc / Niederhäuser, Yves / Sperisen, Vera (Hg.): *Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen*, hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden 2008.
- Schär, Bernhard C.: «Von «Vaganten» zu Jenischen: Emanzipation der Fahrenden im Geiste der Hippieromantik», in: Ders. 2008, S. 179–191.
- Schär, Bernhard C.: «Nackte Ohnmacht, verletzte Körper und unverhüllte Kritik: Mariella Mehr», in: Ders. 2008, S. 192–1967.
- Schär, Markus: *O Thurgau. Ein Kantonsführer für Fortgeschrittene*, 4., korrigierte Aufl., O-Thurgau-Verlag, Weinfelden 2002.
- Schär, Renate: «Kaserne, Knast und Klassenkampf: Jürg Bigler», in: Schär, Bernhard 2008, S. 174–178.
- Schaad, Isolde: *Knowhow am Kilimandscharo. Verkehrsformen und Stammesverhalten von Schweizern*, Limmat Verlag, Zürich 1984.
- Scharotl. *Die Zeitung des Jenischen Volkes*, hg. von Radgenossenschaft der Landstrasse, Jg. 40, Heft 3, Juni 2016; Jg. 40, Heft 4, Dez. 2016; Jg. 41, Heft 4, Nov. 2017.
- Scherrer, Lucien: «Kim il Sung's Schweizer Freunde», in: NZZ, 7.11.2017, S. 14–15.
- Schibli, Sigfried: «Die philosophischen Feingeister und die Macht. Die Universität Frankfurt am Main und die «Frankfurter Schule»», BaZ, 19.8.2015, S. 19.
- Schindel, Robert: «Über das Marxverständnis der Studentenbewegung», in: Bärbel Danneberg 1998, S. 68–81 (Aufsatz zuerst erschienen in: Kuschey, Bernhard (Hg.): *Linke Spuren: Marxismus seit den 60er Jahren*, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1987, S. 59–68).
- Schmalz, Sarah: «Anjuska Weil: Die Partisanentochter kann nicht anders», in: WOZ, Nr. 33, 18.8.2016, S. 4.
- Schmidt, Werner: *Peter Weiss. Leben eines kritischen Intellektuellen. Biografie*, Suhrkamp, Berlin 2016.
- Schneider, Hansjörg: «Die Kunst der Agitation», in: *Neutralität*, Jg. 6, Nr. 6, Juni 1968, S. 18–19.
- Schöpfer, Linus: «Jede Empörung ist wichtig», Gespräch mit Bernard Rambert, in: *Tages-Anzeiger*, 12.7.2017, S. 31.
- Schorlau, Wolfgang: *Rebellen*, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2013.
- Schulz, Kristina / Schmitter, Leena / Kiani, Sarah: *Frauenbewegung. Die Schweiz seit 1968. Analysen, Dokumente, Archive*, hier + jetzt, Verlag

- für Kultur und Geschichte Hier und Jetzt, Baden 2014.
- Schulz, Kristina: *Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich, 1968–1976*, Campus, Frankfurt/New York 2002.
- Schwab, Andreas / Schappach, Beate / Gogos, Manuel (Hg.): *Die 68er. Kurzer Sommer – lange Wirkung*, Ausstellung des Museums Frankfurt am Main, Klartext Verlag, Frankfurt am Main 2008.
- Schwander, Martin: «Unbeugsamer Friedenskämpfer». Zum 100 Geburtstag von Arthur Villard (1917–1995)», in: *Unsere Welt. Zeitung der Schweizerischen Friedensbewegung (SFB)*, Jg. 40, Nr. 3, September 2017, S. 5–6.
- Schwarzer, Alice: «Mein persönliches 68», in: *Emma*, Jg. 32, 2008, <http://www.emma.de/artikel/alice-schwarzer-mein-persoenliches-68-263763>.
- Schwennicke, Christoph (Hg.): «Der Muff von 50 Jahren. Die 68er: Bilanz einer selbstgerechten Generation», in: *Cicero. Magazin für politische Kultur*, Nr. 6, Juni 2017.
- Schwennicke, Christoph: «Die neuen Gestirgen», in: *Cicero. Magazin für politische Kultur*, Nr. 6, Juni 2017, S. 3.
- Seibold, Carsten (Hg.): *Die 68er. Das Fest der Rebellion*, Knauer, Berlin 1988.
- Seifert, Kurt: «Keine Revolution ohne Reformation. Kurt Seifert über den fast vergessenen Denker Rudolf Bahro», in: *Neue Wege. Beiträge zu Religion und Sozialismus*, Jg. 111, Nr. 12, Dezember 2017a, S. 31–34.
- Seifert, Kurt: «Dialektik der Macht. Kurt Seifert überdenkt Lenins Vermächtnis», in: *Neue Wege. Beiträge zu Religion und Sozialismus*, Jg. 111, Nr. 10, Oktober 2017b, S. 17–19.
- Seifert, Kurt: «Sandkastendemokratie», in: *Echo. Schülerzeitung des Lörracher Hans-Thoma-Gymnasiums*, Mai 1968.
- Seiler, Alexander J.: *Daneben geschrieben. 1958–2007, hier + jetzt*, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden 2008.
- Seitenbecher, Manuel: *Mahler, Maschke u. a.: Rechtes Denken in der 68er-Bewegung?*, Ferdinand Schöningh, Paderborn 2013.
- Signer, Ginevra / Garbani, Philippe: *Arthur Villard 1917–1955: Ein Leben für Frieden und Gerechtigkeit – Une vie pour la paix et la justice*, Hg. von der Ad-hoc-Arbeitsgruppe «100 Jahre Arthur Villard», Biel 2017, S. 36.
- Singer, Daniel: *Prelude to Revolution. France in May 1968*, Hill and Wang, London 1970.
- Skenderovic, Damir / Späti, Christina: *Die 1968er-Jahre in der Schweiz. Aufbruch in Politik und Kultur, hier + jetzt*, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden 2012.
- Sloterdijk, Peter: *Kritik der zynischen Vernunft*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1983, 2 Bde.
- Sohn, Corinne: *68er Bewegung: Gegenwärtige Vergangenheit?*, Semesterarbeit, Gymnasium Oberwil, 1995.
- Somm, Markus: «Die tödliche Versuchung. 100 Jahre Kommunismus. 100 Millionen Tote», in: *BaZ*, 11.11.2017a, S. 3.
- Somm, Markus: «Bericht eines Unverwüstlichen. Der Liedermacher Wolf Biermann hat seine Memoiren geschrieben. Wir erfahren mehr über uns, als wir aushalten», *BaZ*, 7.1.2017b, S. 3.
- Sorg, Eugen / Strehle, Res: *Mein Leben als 68er*, Echtzeit Verlag, Basel 2008.
- Sorg, Eugen: «Eine Frage der Moral. «Wir müssen brutal sein»», *BaZ*, 16.2.2018, S. 17.
- Spirgi, Dominique: «Als halb Basel betteln ging und damit den Kunstmarkt eskalieren liess», in: *TagesWoche*, Nr. 47, 25.11.2017, S. 31.
- Spirig, Christine: *Zwischen Jugendbewegung und Hochschulreform. Die Zürcher Studenten 1967 bis 1969*, Lizentiatsarbeit, Historisches Seminar der Universität Zürich, Zürich 2005.
- Spöndli, Markus: «Die Geschichte der CIA-Coups., Hysterie und Wirtschaftsinteressen», in: *WOZ*, Nr. 36, 7.9.2017, S. 13.
- Spori, Melanie: *Die 68er an der Universität Bern: die Professorenschaft und ihre Herausforderungen während den studentischen Unruhen von 1968–1975*, Akademikerverlag (AV), Saarbrücken 2012.
- SPUR (Münchener Künstlergruppe), «Januar-Manifest, 1961», in: Ohrt, Roberto (Hg.): *Ein kultureller Putsch. Manifeste, Pamphlete und Provokationen der Gruppe SPUR*, Nautilus, Hamburg 1991, S. 43–44.
- Staub, Klaus: *Rockmusik und die 68er-Bewegung. Eine historisch-musikwissenschaftliche Analyse*, Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2009.
- Stapferhaus Lenzburg (Hg.): *A walk on the wild side. Jugendszenen in der Schweiz von den 30er Jahren bis heute* (Buch zur Ausstellung), Chronos, Zürich 1997.
- Stämpfli, Regula: «Ungewöhnliche Freundschaften», Buchbesprechung von: Hans Ruh: *Ich habe mich eingemischt. Autobiografische Notizen*, Versus Verlag, Zürich 2017, in: *BaZ*, 5.10.2017, S. 6.
- Staub-Bernasconi, Silvia: *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis – Ein Lehrbuch*, Haupt, UTB, Bern/Stuttgart/Wien 2007.
- Steiner, Dietmar: «Die Arenabewegung», in: Danneberg, Bärbel 1998, S. 138–146.

- Steinlin, Uli W.: *Hochschule wohin?* (= Polis Nr. 14, Evangelische Zeitbuchreihe), EVZ-Verlag, Zürich 1962.
- Stötzel, Michael: «Alles ist politisch», in: *Werk. Die Zeitung der Gewerkschaft*, 20.10.2017, S. 3.
- Strupler, Merièm, «Durch den Monat mit Peter Weishaupt», in: *WOZ*, Nr. 41, 12.10.2017, S. 14.
- Stüssi, Andreas: «*Mai 1968*» à Genève, Mémoire de licence, Université de Genève, Bibliothèque de la Faculté des lettres, Genf 1988.
- Stumm, Reinhardt / Wyss, Kurt: *Die Sechziger. Bilder aus Basel*, Christoph Merian Verlag, Basel 1999.
- Suter, Lotta: «Make Love, Not War», in: *WOZ*, Nr. 18, 1.5.2008, S. 29.
- Suter, Mischa: «Frantz Fanon, der Arzt im Kampf gegen die pathologischen Identitäten», *WOZ*, Nr. 31, 3.8.2017, S. 18–19.
- Suter, Raphael: «Ich bin ein kleiner Gemischtwarenladen. Mit 71 Jahren startet Dieter Meier als Musiker, Künstler und als Unternehmer nochmals durch», in: *BaZ*, 13.8.2016, S. 2.
- Tanner, Jakob: *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, C.H. Beck, München 2015.
- Tanner, Jakob: «The Times They Are A-Changin' – Zur subkulturellen Dynamik der 68er Bewegungen», in: Gilcher-Holtey, Ingrid 1998, S. 207–223.
- Tauchnitz, Evelyne: *When States Employ Lethal Force against Their Own Citizens: Human Life Protection Norms on a Crossroad*, Dissertation, Graduate Institute of International and Development Studies, Genf 2016.
- Thalmann, Hans: *Konzeptionen von Jugend- und Freizeitzentren im Kanton Zürich*, Dissertation, P. Zimmermann Druckerei, Uster 1974.
- Therhoeven, Petra: *Die rote Armee Fraktion. Eine Geschichte terroristischer Gewalt*, C.H. Beck, München 2017.
- Thévenaz, Michel: «1968» in der Westschweiz», in: Leimgruber, Walter 1992, S. 280–81.
- Tobler, Ruedi: «Arthur Villard – die Gedenkveranstaltung in Biel», in: *Friedenszeitung*, Nr. 23, Dezember 2017, S. 13–15.
- Traverso, Enzo: *Mélancholie de gauche. La force d'une tradition cachée (XIX-XXI^e siècle)*, La Découverte, Paris 2016.
- Trebitsch, Michel: «Henri Lefebvre et la critique radicale», in: *Séminaire de recherche «Les années 68: événements, cultures politiques et modes de vie»* (IHTP, 17. März 1997), Lettre d'information, Nr. 23, Juli 1997, S. 1–23.
- Trespéuch-Berthelot, Anna: *L'Internationale situationniste: De l'histoire au mythe (1948–2013)*, Presses universitaires de France, Paris 2015.
- Tse-tung, Mao: *Worte des Vorsitzenden Mao Tse-Tung*, Verlag für fremdsprachige Literatur, Peking 1968.
- Turner-Hehlen, Fiona: «Eine Rebellin erinnert sich», in: *Aargauer Zeitung*, 28.9.2017, S. 18.
- Union Nationale des Étudiants de France / Association Fédérative Générale des Étudiants de Strasbourg (Hg.): *De la Misère en milieu étudiant considérée sous ses aspects économique, politique, psychologique, sexuel et notamment intellectuel et de quelques moyens pour y remédier*, Strasbourg 1966: <http://cahierdesergio.free.fr/v2/IMG/pdf/misere.pdf>.
- Uster, Hanspeter: «Rohstoff-Rhizom und die Herausforderung für die Zuger Linke. Politische und soziale Folgen des Steuerwettbewerbs im Kanton Zug», in: *Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik. «Konzerne, Stadt, Demokratie»*, Jg. 35, Nr. 68, November 2016, S. 57–68.
- Vaneigem, Raoul: *Traité de savoir-vivre à l'usage des jeunes générations*, Gallimard, Paris 1967.
- Vaneigem, Raoul: «Banalités de base (II)», in: *Internationale situationniste*, Nr. 8, Januar 1963, S. 34–47.
- Verlinden, Karla: *Sexualität und Beziehungen bei den «68ern». Erinnerungen ehemaliger Protagonisten und Protagonistinnen*, transcript, Bielefeld 2015.
- Vester, Michael: «Solidarisierung als historischer Lernprozess. Zukunftsperspektiven systemverändernder Praxis im neueren Kapitalismus», in: Kerbs, Diethart 1970, S. 143–198.
- Viénet, René: *Enragés et situationnistes dans le mouvement des occupations*, Gallimard, Paris 1968.
- Vogel, Benedikt: «Unser Konsumpott hat gewirkt», *BaZ*, 7.1.2008, S. 5.
- Vogel, Paul Ignaz: *Napf – eine Gratwanderung im Kalten Krieg*, Edition Hälfte, Bern 2005.
- Vogel, Paul Ignaz: «Los – von Moos», in: *Neutralität*, Jg. 8, Nr. 1, Januar 1970, S. 31–39.
- Von Burg, Denis: «Betrug bei Jura-Abstimmung? Kantonswechsel von Moutier: Die Staatsanwaltschaft ermittelt wegen «Unregelmäßigkeiten» bei der Abstimmung», in: *Sonntags-Zeitung*, 10.9.2017, S. 9.
- Von Marschall, Christoph: «Die überschätzte Revolution», Erinnerung an Anti-Schah-Proteste und Benno Ohnesorg, in: *Der Tagesspiegel*, 8.6.2017, S. 6.
- Voutal, Bernard: «Die Jura-Frage – ein Dementi des «Sonderfalls» Schweiz?», in: Leimgruber, Walter 1992, 292.

- Wallimann, Isidor (Hg.): *Selbstverwaltung. Soziale Ökonomie in schwierigen Zeiten*, Ed. Heuwinkel, Neu-Allschwil/Basel 1996.
- Wallraff, Günter: «Ich übertrat Grenzen und das Große Spiel des Lebens begann», in: Pieper, Werner 2007, S. 31–38.
- Walter, Klaus: «Die Tragödie der Subversion», Pop von Rechts, in: WOZ, Nr. 37, 14.9.2017, S. 8–11.
- Walter, Otto F.: *Die ersten Unruhen. Ein Konzept*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1972.
- Wartburg von, Céline: *Wir sind die Zukunft! Voilà, die 68er-Bewegung in Basel*, Maturarbeit, Gymnasium Bäumlhof, Basel 2009.
- Waser, Otto: *Vor 40 Jahren – vom Kellner zum Buchhändler*, Selbstverlag (Minder Druck), Basel 1995.
- Weber, Georg (Hg.): *Rebellion unter Laubenbögen. Die Berner 1968er-Bewegung*, Zytglogge, Bern 2017.
- Weber-Hug, Christine: «Die Studentenschaft 1933–1983», in: Stadler, Peter (Hg.): *Die Universität Zürich 1933–1983*. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Universität Zürich, Buchverlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1983, S. 195–235.
- Wegelin, Jürg: *Jean Ziegler. Das Leben eines Rebelen*, Nagel & Kimche, München 2011.
- Weibel, Benedikt: *Das Jahr der Träume. 1968 und die Welt von heute*, NZZ Libro, Zürich 2017.
- Weiss, Florence / Morgenthaler, Fritz / Morgenthaler, Marco: *Gespräche am sterbenden Fluss. Ethnopschoanalyse bei den Iatmul in Papua-Neuguinea*, Fischer, Frankfurt am Main 1984.
- Weiss, Florence: *Die dreisten Frauen. Eine Begegnung in Papua-Neuguinea*, Fischer, Frankfurt am Main 1996.
- Weiss, Florence: *Vor dem Vulkanausbruch. Eine ethnologische Erzählung*, Fischer, Frankfurt am Main 1999.
- Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik: «Ethnopschoanalyse – ein kritischer Diskurs», Jg. 34, Nr. 78, Wien 2017.
- Wesel, Uwe: *Die verspielte Revolution: 1968 und die Folgen*, Karl Blessing, München 2002.
- Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik: 68 – Bruch und Kontinuität, Jg. 8, Nr. 15, Juni 1988.
- Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik: Konzerne, Stadt, Demokratie, Jg. 35, Nr. 68, November 2016.
- Widmer, Urs: *Reise an den Rand des Universums. Autobiografie*, Diogenes, Zürich 2013.
- Wirth, Hans-Jürgen: *Narzissmus und Macht. Zur Psychoanalyse seelischer Störungen in der Politik*, Psychosozial-Verlag, Giessen 2002.
- Wisler, Dominique: *Drei Gruppen der Neuen Linken auf der Suche nach der Revolution*, Seismo, Zürich 1996.
- WOZ (WOZ-Dossier): 1968 – Die Utopie lebt weiter, in: WOZ, Nr. 18, 1.5.2008, S. 25–32.
- Zancarini-Fournel, Michelle: *«Les Luttes et les rêves». Une histoire populaire de la France de 1685 à nos jours*, La Découverte, Paris 2016.
- Zeisler, Andi: *Wir waren doch mal Feministinnen. Vom Riot Grrrl zum Covergirl – Der Ausverkauf einer politischen Bewegung*, Rotpunktverlag, Zürich 2017 (amerik. Erstausgabe 2016).
- Ziegler, Jean: *Der schmale Grat der Hoffnung. Meine gewonnenen und verlorenen Kämpfe und die, die wir gemeinsam gewinnen werden*, C. Bertelsmann, München 2017 (franz. Erstausgabe 2016).
- Ziegler, Jean: *Ändere die Welt! Warum wir die kannibalische Weltordnung stürzen müssen*, C. Bertelsmann, München 2015 (franz. Erstausgabe 2014).
- Ziegler, Jean: *Der Aufstand des Gewissens. Die «nicht»-gehaltene Festspielrede 2011*, ecowin, Salzburg 2011.
- Ziegler, Jean: *Gegen die Ordnung der Welt. Befreiungsbewegungen in Afrika und Lateinamerika*, Peter Hammer, Wuppertal 1986 (franz. Erstausgabe 1983).
- Ziegler, Jean: *Das Schweizer Imperium. Bankiers und Banditen, Fluchtgeld-Skandal, Profite aus Hunger und Krieg, Kolonialismus im eigenen Land*, Rowohlt Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg 1982 (franz. Erstausgabe 1976).
- Zinn, Howard: «Der unmögliche Sieg: Vietnam», in: Ders.: *Eine Geschichte des amerikanischen Volkes*, Schwarzer Freitag, Berlin 2007, S. 459–491.

Eigene Interviews

Mündliche Gespräche (aufgezeichnet und transkribiert)

Bernoulli, Andreas (3.11.2017)	Haug, Frigga (10.6.2017)	Meyer, Bruno (8.8.2017)
Bichsel, Peter (27.9.2017)	Hebeisen, Erika (21.11.2017)	Meyer, Jutta (10.6.2017)
Born, Aernschd (3.10.2017)	Hecht, Hansruedi (24.11.2017)	Müller-Bosshard, Trudy (8.11.2017)
Bortlik, Wolfgang (10.11.2017)	Heilmann, Thomas (10.8.2017)	Niederhauser, Rolf (22.8.2017)
Brežná, Irena (23.1.2018)	Held, Thomas (30.10.2017)	Nigg, Heinz (31.8.2017)
Caminati, Maria (2.1.2018)	Hepp, Hardy (22.11.2017)	Niggli, Claire (7.5.2017)
Cueni, Philipp (22.12.2017)	Honegger, Claudia (27.11.2017)	Notter, Benno (22.12.2017)
Dellers, Walter (20.11.2017)	Hersche, Otmar (19.4.2017)	Pfister, Annemarie (30.8.2017)
Dietschy, Beat (5.7.2017)	Hollstein, Walter (15.5.2017)	Ratti, Anna (19.10.2017)
Dreifuss, Ruth (26.9.2017)	Hürlimann, Gisela (4.1.2018)	Recher, Marianne (5.12.2017)
Drüssel, Dieter (12.12.2017)	Jaeggi, Urs (9.6.2017)	Reinaw, Renato (20.11.2017)
Eberle, Thomas (19.12.2017)	Joris, Elisabeth (21.11.2017)	Renschler, Regula (21.6.2017)
Engeli, Arne (19.12.2017)	Kallenberger, Werner (18.12.2017)	Riedhammer, Helga Elisabeth (11.12.2017)
Ensner Witschi, Käti (24.11.2017)	Kenner, Markus (5.10.2017)	Ringger, Beat (2.3.2017)
Fässler, Hans (11.7.2017)	Klingler, Muriel (30.9.2017)	Rueb, Franz (23.5.2017)
Fehr, Hans-Jürg (21.9.2017)	Klingler, Wolfgang (2.9.2017)	Ruf, Werner (9.6.2017)
Froidevaux, André (3.1.2018)	Koehlin, Florianne (15.12.2017)	Rufino dos Santos, Ariane (früher Burckhardt) (3.1.2018)
Geiser, Samuel (7.12.2017)	Kreis, Georg (30.6.2017)	Saavedra, Elis (15.12.2017)
Gessler, Peter (3.11.2017)	Kronenberg, Heidi (7.12.2017)	Schär, Markus (12.12.2017)
Gloor, Ines (16.5.2017)	Küng, Magdalena (13.2.2018)	Scherr, Niggi (20.6.2017)
Gränicher, Dieter (12.9.2017)	Leutenegger, Filippo (31.8.2017)	Schläpfer, Lisa (4.1.2018)
Gretler, Marlies (5.10.2017)	Levy, René (4.1.2018)	Schmassmann, Hector (4.10.2017)
Gretler, Roland (5.10.2017)	Löhrrer, Gerd (23.1.2018)	Scholer, Peter (16.2.2017)
Gurny, Ruth (21.12.2017)	Löhrrer, Maya (23.1.2017)	Seifert, Kurt (10.3.2017)
Gurtner, Barbara (22.8.2017)	Mader, Franca (22.12.2017)	Sigerist, Peter (7.11.2017)
Gysin, Remo (17.11.2017)	Maeder, Felicitas (10.1.2018)	Somm, Markus (25.10.2017)
Hagen, Bruno (15.12.2017)	Magnin, Chantale (20.11.2017)	Stämpfli, Ruth Barbara (24.10.2017)
Hagmann, Franz (24.11.2017)	Marquard, Jürg (30.11.2017)	Staub-Bernasconi, Silvia (8.8.2017)
Haefliger, Christian J. (7.9.2017)	Marx, Gaby (6.11.2017)	
Haldimann, Urs (15.2.2017)	Mascarin, Ruth (15.12.2017)	
Häring, Rolf (31.10.2017)	Mau, Edith (8.6.2017)	

Stebler, Louise (16.6.2017)
Stocker, Walter (30.3.2017)
Strehle, Res (8.8.2017)
Terman, Gök (13.2.2018)
Trefzger, Wolfgang (10.3.2017)
Teuber, Cornelia (31.10.2017)
Vetter, Elsbeth (22.12.2017)

Vieli, Hans Peter (21.9.2017)
Vollmer, Peter (17.10.2017)
Vogel, Paul Ignaz (12.4.2017)
Waldvogel, Ruth (30.8.2017)
Waser, Monika (1.9.2017)
Weber, Werni (12.12.2017)
Wegmüller, Walter (18.8.2017)

Weiss, Florence (10.11.2017)
Widmer, Dorothee (24.11.2017)
Witschi, Fritz (24.11.2017)
Ziegler, Jean (7.12.2017)
Zwick, Sus (27.10.2017)

Schriftliche Fragen und Kommunikation

Ammann, Rita (3.12.2017)
Berger, Sophie (18.4.2017)
Bianchi, Silvio (16.2.2018)
Brix, Antonia (4.1.2017)
Bühlmann, Cécile (25.11.2017)
Buser, Roland (14.8.2017)
Caffisch, Eva (18.8.2017)
Cavalli, Franco (22.12.2017)
Deimann, Dorothee (19.9.2017)
Di Biseglia, Carlo (13.7.2016)
Ducommun, Gil (2.2.2017)
Egli, Sandra (27.10.2017)
Elmer, Fridolin (24.1.2018)
Epple, Ruedi (26.7.2017)
Feuermann, Paul (27.3.2017)
Flubacher, Peter (4.7.2017)
Frei, Philippe (15.10.2017)
Galtung, Johan (16.3.2017)

Glättli, Max (19.12.2017)
Hubacher, Helmut (13.6.2017)
Huggel, Hanni (12.6.2017)
Imboden, Dieter (21.8.2017)
Imbsweiler, Ruth (24.2.2017)
Joos, Heidi (26.10.2017)
Kamm, Walter (19.6.2017)
Kraenzle, Karl (24.4.2017)
Kruker, Robert (22.8.2017)
Kuhn, Louis (23.5.2017)
Kuster, Dagobert (25.1.2018)
Lang, Jo (6.1.2017)
Malte Fues, Wolfram (1.5.2017)
Misteli, Miguel (14.6.2017)
Monti, Alessandro (4.3.2018)
Müller, Susann (1.11.2017)
Müller, Bruno (15.11.2017)
Pfaefflin, Georg (12.6.2017)

Pfeiffer, Silvia (23.8.2017)
Redolfi, Silke (15.9.2017)
Schaad, Isolde (22.8.2017)
Schelbert, Joe (2.9.2017)
Senn, Walter (6.2.2018)
Schulz-Rehberg, Rose (29.6.2017)
Signer, Ginevra (7.12.2017)
Speitel, Cécile (30.3.2017)
Stötzel, Michael (6.7.2017)
Tauchnitz, Evelyn (7.1.2018)
Trübner, Peter (21.8.2017)
Udris, Ivars (6.7.2017)
Uster, Hanspeter (19.3.2018)
Vosseler, Martin (20.5.2017)
Walkenhorst, Oliver (8.2.2017)
Walter, Ursula (22.9.2017)
Weil, Jochi (1.9.2017)
Woodtli, Moana (15.2.2018)

Anmerkung: Mit allen, mit Ausnahme von Ivars Udris, fanden auch informelle Gespräche statt.

Informeller Austausch und frühere Gespräche (protokolliert)

Ein intensiver Austausch fand mit vielen weiteren Personen statt. Zum Beispiel im Rahmen eines gemeinsamen 68er-Seminars mit Johannes Gruber, Sarah Schilliger und zahlreichen Studierenden. Hinzu kamen Podiumsveranstaltungen mit ehemals Aktiven (Elmar Altvater, Jean-Claude Biver, Ursula Brunner, André Heller, Rolf Hochhut, Polo Hofer, Al Imfeld, Mascha Madörin, Dieter Meier, Urs Müller, Julia Onken, Hans Ruh, Hans Saner, Alexander J. Seiler, Urs Widmer, Daniel Vischer, Nicole Wagner u. a.) sowie eingehende Gespräche mit Annemarie Burckhardt und Arnold Künzli. Die Journalistin Anja Conzett beteiligte sich zudem an ersten konzeptionellen Gesprächen.

Abkürzungsverzeichnis

- ABS** Alternative Bank Schweiz
ADS Aktion Demokratische Schule
AGEB Arbeitsgemeinschaft für evangelische Erwachsenenbildung
AL Alternative Liste
ALG Alternative – die Grünen Zug
AJZ Autonomes Jugendzentrum
ASO Auslandschweizer-Organisation
AZ Arbeiterzeitung
BGB Bauern- und Gewerbetypartei
BRD Bundesrepublik Deutschland
CEDRI Comité Européen pour la Défense des Réfugiés et Immigrés
CELAM Consejo Episcopal Latinoamericano
CDU Christlich Demokratische Union
CFD Christlicher Friedensdienst
ČSSR Tschechoslowakei
CSU Christlich-Soziale Union
CVP Christliche Volkspartei
DAF Der andere Film
DDR Deutsche Demokratische Republik
DJS Demokratische Juristinnen und Juristen der Schweiz
DKP Deutsche Kommunistische Partei
DM Demokratisches Manifest
EHESS École des Hautes Études en Sciences Sociales, Paris
ESG Evangelische Studentengemeinde
EvB Erklärung von Bern
FASS Fortschrittliche Arbeiter, Studenten und Schüler
FBB Frauenbefreiungsbewegung
FBI Federal Bureau of Investigation
FDP Freisinnige Partei
FLJ Front de Libération Jurassien
FSZ Fortschrittliche Studentenschaft Zürich

- GAK** Gewaltfreie Aktion Kaiserangst
- GAW** Gesellschaft für Arbeit und Wohnen
- GB** Grünes Bündnis
- GE** Gewerkschaft Erziehung
- GIM** Gruppe Internationale Marxisten
- GLP** Grünliberale Partei
- GSoA** Gruppe für eine Schweiz ohne Armee
- HEKS** Hilfswerk Evangelischer Kirchen
- ICW** International Council of Women
- IDK** Internationale der Kriegsdienstgegner
- IfS** Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main
- IKRK** Internationales Komitee vom Roten Kreuz
- INFRA** Informationsstelle für Frauen
- IPV** Internationale Psychoanalytische Vereinigung
- KABD** Kommunistischer Arbeiterbund Deutschland
- KALT** Kritische Alternative Thurgau
- KB** Kommunistischer Bund
- KGK** Kantonales Gewerkschaftskartell
- KPD** Kommunistische Partei Deutschlands
- KPD/AO** Kommunistische Partei Deutschlands/Aufbauorganisation
- KPD/ML** Kommunistische Partei Deutschlands/Marxisten-Leninisten
- KPdSU** Kommunistische Partei der Sowjetunion
- KPS/ML** Kommunistische Partei der Schweiz/Marxisten-Leninisten
- KIS** Kritische Ius-Studenten
- KUSS** Kritische Untergrundschule der Schweiz
- KSV** Kommunistischer Studentenverband
- MLF** Mouvement de Libération des Femmes
- MSF** Médecins Sans Frontières
- MST** Movimento dos Sem Terra
- NA** Nationale Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat
- NOK** Nordostschweizerische Kraftwerke
- NPD** Nationaldemokratische Partei Deutschland
- NSDAP** Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
- NZZ** Neue Zürcher Zeitung
- OeME** Fachstelle Oekumene, Mission, Entwicklung
- OFRA** Organisation für die Sache der Frau
- PdA** Partei der Arbeit
- PFPL** Popular Front for the Liberation of Palestine
- PFS** Progressive Frauen Schweiz
- PL/PI** Proletarische Linke/Parteiinitiative

- PLO** Palestine Liberation Organization
- POB** Progressive Organisationen Basel
- POBL** Progressive Organisationen Baselland
- POCH** Progressive Organisationen der Schweiz
- POSO** Progressive Organisationen Solothurn
- POZ** Progressive Organisationen Zürich
- PSAG** Psychosoziale Arbeitsgemeinschaft
- PSB** Progressive Studentenschaft Basel
- PSZ** Psychoanalytisches Seminar Zürich
- RAF** Rote Armee Fraktion
- RAZ** Revolutionärer Aufbau
- RASA** Raus aus der Sackgasse
- RLZ** Revolutionäre Lehrlingsorganisation Zürich
- RML** Revolutionär-Marxistische Liga
- RS** Rekrutenschule
- SAH** Schweizerisches Arbeiterhilfswerk
- SAP** Sozialistische Arbeiterpartei
- SBV** Schweizerischer Bankverein
- SDS** Sozialistischer Deutscher Studentenbund
- SDSU** Studentische Direkthilfe Schweiz–Ungarn
- SGA** Sozialistisch Grüne Alternative
- SGB** Schweizerischer Gewerkschaftsbund
- SGP** Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse
- SMUV** Gewerkschaft Industrie, Gewerbe, Dienstleistungen
- SNB** Schweizerische Nationalbank
- SPD** Sozialdemokratische Partei Deutschland
- SPS** Sozialdemokratische Partei Schweiz
- SSM** Syndikat Schweizerischer Medienschaffender
- SSV** Schweizer Schriftstellerverein
- SUG** Studiengruppe Universität und Gesellschaft
- SVP** Schweizerische Volkspartei
- UNAM** Universidad Nacional Autónoma de México
- UNO** United Nations Organisation
- VPOD** Verband des Personals öffentlicher Dienste
- VSS** Verband Schweizerischer Studentenschaften
- WK** Wiederholungskurs
- WOZ** Die Wochenzeitung
- WWF** World Wildlife Fund



11.6.1969, Basel, Klagemauer Barfüsserplatz. Schülerkundgebung zu Schulreform, Mitbestimmung, Fall Dieter Drüssel.



17.6.1971, Basel, Freie Strasse. Demonstration der Lehrlingsorganisation Hydra (Longo Mai) gegen die ungerechte Entlassung der Lehrlinge Yves und Christoph.



1 22.6.1968, Zürich. Schweizerischer Vietnamtag.

2 1.5.1973, Basel, Messeplatz bis Marktplatz. 1.-Mai-Umzug, Motto «Nieder mit US Imperialismus», «Gleicher Lohn für gleiche Arbeit», POCH Megafon-Auto.

3 25.3.1965, Basel. Demonstration gegen den Krieg in Vietnam. Fotograf unbekannt.

4 22.6.1968, Zürich, Helvetiaplatz. Schweizerischer Vietnamtag. Max Daetwyler, Schweizer Kriegsdienstverweigerer und Pazifist, auf dem «Denkmal der Arbeit» von Karl Geiser.

5 22.5.1969, Basel. 1968 ergriff die Studentenschaft unter Führung des Verbands der Studierenden an der ETH (VSETH) das Referendum gegen ein neues ETH-Gesetz, das dann in der Volksabstimmung vom 1. Juni 1969 mit 65,5 Prozent Nein-Stimmen abgelehnt wurde. Kritikpunkt war die ungenügende Mitbestimmung.

6 28.6.1968, Basel, Petersplatz, Universität Basel. Internationale Diskussion über die Ursachen und Auswirkungen der studentischen Revolte in den europäischen Ländern. Progressive Studentenschaft Basel. Am Rednerpult: Günter Amendt, Sozialistischer Deutscher Studentenbund (SDS).

7 29.3.1964, Lausanne bis Genf. Ostermarsch der Atomwaffengegner für eine Schweiz ohne Atom. Fotograf Friedrich Giger.

8 1.10.1971, Basel, Barfüsserplatz. Mieter-Protestkundgebung, Progressive Organisationen Basel (POB), Partei der Arbeit (PdA) Basel, Basler Frauenvereinigung für Frieden und Fortschritt (BFFF).

9 1972, Basel, Spalenring 123. Hausbesetzung mit Sleep-in: «Krieg den Palästen – Friede den Hütten».



16.2.1968, Basel, Mustermesse. Veranstaltung der NA.

22.4.1972, Zürich. Demonstration bis zum US-amerikanischen Konsulat nach dem Solidaritätsmeeting mit dem Kampf der indonesischen Völker.



19.4.1969, Bern. Demonstration gegen das Frühlingsfest der griechischen Botschaft im Hotel Schweizerhof zum zweiten Jahrestag des Militärputschs. Die Polizei setzt Stacheldraht, Tränengas und Wasserwerfer gegen die Demonstrierenden ein.



1.5.1976, Basel, Marktplatz. 1.-Mai-Feier zu 40-Stunden-Woche, AHV-Alter 58/60, gleiche politische Rechte für alle Arbeiter, Recht auf Arbeit. Im Fokus: Partei der Arbeit (PdA), Progressive Lehrlinge und Mittelschüler, Interkommission.



12.2.1972, Basel, Barfüsserplatz bis Gundeldinger Quartier. Demonstration gegen Aussagen des Regierungskandidaten der NA.



Vorsatz (hinten)

22.4.1972, Zürich. Demonstration bis zum US-amerikanischen Konsulat.

Personenregister

A

Adenauer, Konrad 187
Adler, Alfred 90
Adorno, Theodor W. 32, 52, 54,
91, 228, 259, 292–294, 321
Aeppli, Felix 251
al-Bakr, Ahmad Hasan 43
Albertz, Heinrich 50f.
Ali, Muhammad 30, 34, 63
Alinsky, Saul 36
Allende, Salvador 33, 76, 174,
189, 276, 281
Altwater, Elmar 319
Amendt, Günter 66, 72f., 113,
151, 209
Ammann, Rita 207
Angst, Kenneth 122
Annen, Pierre 94
Arafat, Jassir 32
Arnet, Helen 337
Atteslander, Peter 93

B

Baader, Andreas 31, 33, 50, 53
Bachmann, Albert 18
Bachmann, Josef 31, 52
Bächtold, Rudolf 261
Bahro, Rudolf 152, 238
Bakunin, Michael 97, 99
Baldwin, James 62, 150
Bantle-Bade, Erika 73
Barth, Karl 67, 151, 255
Basaglia, Franco 270f.
Batthyany, Sacha 209
Baumann, Michael («Bom-
mi») 52
Bauman, Zygmunt 38
Bautz, Ruedi 85, 287
Béguelin, Roland 98
Bellini, Giorgio 13

Benjamin, Walter 297
Benthaus, Helmut 68
Berger, Sophie 215, 216
Bernoulli, Andreas 129, 131
Beuys, Joseph 71, 245
Bichsel, Peter 71, 91, 98, 100,
103, 104, 112, 133, 151, 191,
255, 297
Bieler, André 197
Bingler, Jürg 92
Birke, Peter 318
Birnbaum, Norman 50
Bischoff, Joachim 157, 323
Blair, Tony 228, 305
Blocher, Christoph 163, 170,
247
Bloch, Ernst 53, 146, 260, 287,
295–300, 304, 324f.
Bloch, Marc 291
Blücher, Viggo Graf von 93
Blum, Roger 318
Bodenmann, Peter 124
Boff, Leonardo 297
Böll, Heinrich 21, 23, 33, 52,
255
Bollinger, Bruno 86
Boltanski, Luc 20, 291, 311
Bonhoeffer, Dietrich 151
Born, Aernschd 188, 217, 247,
248, 329
Borner, Silvio 262
Bortlik, Wolfgang 79, 82, 212
Bosch, Helga 138
Bourdieu, Pierre 145f., 192,
228, 290
Brandenberger, Kurt 132f.
Brandt, Willy 33, 63
Braun, Eberhard 299
Brecht, Bertolt 48, 70, 119, 152,
205, 288, 297

Brežná, Irena 38, 39
Bringolf, Walther 168
Brix, Antonia 234
Broda, May B. 203
Brodmann, Roman 66, 126
Brodmann, Waltraud 21
Brückner, Peter 211
Brunner, Ursula 201, 202, 286
Buff, Hans 117
Bühlmann, Cécile 107, 108f.
Bührig, Marga 199, 203
Buomberger, Thomas 18
Burckhardt, Leonhard 145
Burckhardt, Lukas 249
Burdon, Eric 82
Burger, Freddy 84
Bürgi, Lisia Miriam 204
Burkhardt, Peter 93
Buser, Roland 16
Bush, George W. 214

C

Cadonau, Gallus 130
Câmara, Dom Hélder 32
Camenisch, Marco 129, 131–
133
Caminati, Maria 207, 208
Campanella, Tommaso 324
Carlos, John 32, 41, 63
Castro, Fidel 147, 221, 304
Cavalli, Franco 135
Caviezel, Werner 14, 129–131
Chiapello, Eve 311
Cincera, Ernst 175, 199, 264
Cohn-Bendit, Daniel 46f., 53,
72f., 218, 229, 235, 280, 290,
297, 310
Cortesi, Mario 22, 94f.
Cueni, Philippe 264f., 279,
280

D

Dahinden, Wali 122
Dahrendorf, Ralf 119
Dannenberg, Sophie 209, 235, 315 f.
Davis, Angela 33, 36, 70
Dean, James 331
de Gaulle, Charles 22, 31, 47, 174
Degen, Gabriela 337
Degen, Georges 71, 73, 75 f., 78, 189, 280
Deimann, Dorothée **232**, 233
Dellberg, Karl 134
Dellers, Helen 240
Dellers, Walter 147, **240**, 241
de Weck, Roger 114, 264
Diem, Ngô Đình 69
Dietschy, Beat 19, 146, **295**, 296–300
Diggelmann, Walter
Matthias 91, 121, 126
Dindo, Richard 253
Dolci, Danilo 120
Dreifuss, Ruth 13, 105, **195**, 196 f.
Drüssel, Dieter 11, 150, 184
Dubček, Alexander 31, 38
Ducommun, Gil 322
Düggelin, Werner 68, 71, 76
Dürrenmatt, Friedrich 22, 71, 91, 225, 255 f.
Dussel, Enrique 297
Dutschke, Rudi 31, 52 f., 59, 71, 102, 104, 119, 176, 191, 218, 257, 296
Dylan, Bob 33, 229, 241 f., 244

E

Eberle, Thomas 112–115
Ebert, Theodor 219, 220
Egli, Sandra **267**
Elliott, Ramblin' Jack 244
Elmer, Fridolin 83 f.
Engeli, Arne 118, **119**, 120 f.
Engeli, Theresa 120
Engels, Friedrich 155, 244, 306 f., 324
Enkell, Marianne 13
Ensner Witschi, Kāti 73, **280**, 281, 334
Ensslin, Gudrun 12, 31, 51, 53

Enzensberger, Hans
Magnus 50, 53
Epple, Ruedi **218**, 219 f.

F

Fahrner, Kurt 68, 69
Fanon, Frantz 11, 63, 150
Farner, Konrad 21, 91, 119, 297
Fässler, Hans 112, 157, **166**
Febvre, Lucien 291
Fehr, Hans-Jürg 118, **127**, 128, 168
Fetscher, Iring 290, 304
Fetz, Anita 171, 182
Feuchtwanger, Lion 205
Feusi, Hermann 84
Fiore, Joachim von 296
Firestone, Shulamith 212
Fischer, Heinz 58
Fischer, Joschka 52, 157 f., 290
Fischer, Ulrich 217
Flubacher, Peter 69, **76**, 322
Fornet-Betancourt, Raül 297, 299
Foucault, Michel 291
Fourier, Charles 307, 325
Frei, Koni 48
Frei, Philippe 117
Freire, Paulo 62, 150
Freud, Sigmund 272
Friedeburg, Ludwig von 54
Frischknecht, Jürg 122, 299
Frisch, Max 20 f., 71, 91, 94, 256
Froidevaux, André **77**, 144, 333
Fromm, Erich 172, 231, 260
Fromm, Jürgen 78
Furgler, Kurt 217

G

Gaddafi, Muammar al- 33, 333
Gallus, Alexander 12
Garaudy, Roger 304 f.
Gasche, Urs P. 133
Gebara, Yvone 297
Geiger, Georg 317
Geiger, Julia 335
Geiger, Max 197
Geiser, Samuel 14, 94, **99**, 100
Geismar, Alain 46
Gerster, Trudi 74
Gerster, Willi 145

Gerwig, Andreas 76
Gessler, Peter **198**
Gibran, Khalil 231
Giddens, Anthony 305
Giger, Bernhard 14
Giger, Claude 38, **64**, 337
Gilcher-Holtey, Ingrid 314
Ginsberg, Allen 244
Glas, Uschi 50
Glättli, Max **167**
Gleichauf, Ingeborg 12
Gloor, Ines **185**
Gnädinger, Mathias 84
Gnägi, Rudolf 84
Goffman, Erving 270
Golowin, Sergius 22, 72, 91, 297
Gorz, André 260
Gramsci, Antonio 97
Grass, Günter 71, 255
Gremliza, Hermann L. 122
Gretler, Annelies 255
Gretler, Roland 85, 120, 157, **254**, 255
Grlić, Danko 260
Gronemeyer, Marianne 231, 320 f.
Grosser, Hermann 118
Gross, Jost 123
Gross, Peter 123
Grossrieder, Beat 14
Grütter, Fritz 168
Guevara, Che 31, 41, 113, 147, 316
Guldenschuh, Ronny 184
Guldimann, Bruno 186
Gunder, André 110
Gurny, Ruth **311**, 312 f.
Gurtner, Barbara **23**, 24–27, 146, 148
Gurtner, Bruno 25
Guthrie, Woody 244
Gutiérrez, Gustavo 41
Guzzella, Lino 125
Gwerder, Urban 81, 84, 91, 251
Gysin, Remo 147, 153, **273**, 274 f.

H

Habe, Hans 157
Häberlin, Heinrich 225

- Habermas, Jürgen 50, 53 f., 187, 260, 290, 318, 321 f.
- Haefliger, Christian J. 70–72
- Hafen, Hans 77
- Hafner, Urs 154, 257, 314
- Hagen, Bruno **147**
- Hagmann, Franz 334 f.
- Haldimann, Urs 134, 154, **155**, 156, 209
- Haller, Fritz 100 f.
- Handke, Peter 112, 157, 255
- Häner, Dieter 186
- Häni, David Christoph 216
- Hänni, Pier 91
- Häring, Rolf 69, 150, **239**, 240
- Hašek, Jaroslav 80
- Häsler, Alfred A. 96
- Hassler, Jürg 253
- Haug, Frigga 10
- Haug, Wolfgang Fritz 229
- Hebeisen, Erika 12, 15, 81, **145**, 147
- Hecht, Hansruedi **169**, 170 f.
- Hedinger, Ulrich 73, 298
- Heidi, Gessler 198
- Heilmann, Thomas 19, 67, 72, 189, **220**, 221, 223
- Heiniger, Ueli 78
- Heintz, Peter 36, 289
- Held, Thomas 71, 85, 151, **160**, 161–164, 244, 261, 287
- Heller, André 58
- Hemmer, Eike 235
- Hendrix, Jimi 32 f., 66, 80, 82
- Hepp, Hardy 11, 66, 79, 81, 84 f., 151, 180, 244 f., 333
- Hersche, Otmar 15, **259**, 260, 319
- Herzog, Josef 78
- Hesse, Hermann 328
- Hinck, Gunnar 12
- Hinkelammert, Franz 297, 299
- Hochhuth, Rolf 69
- Ho Chi Min 219, 228, 244, 309
- Hodscha, Enver 317
- Hofer, Hansjörg 93
- Hofer, Polo 13, 91
- Hofer, Stefan 73
- Hofer, Walther 19
- Högger, Rudolf Martin 199
- Hohler, August E. 21, 61 f., 218
- Holenstein, Anne-Marie 62, 199
- Holenweger, Toni 220
- Holliger, Erich 71
- Hollstein, Walter **44**, 266, 328
- Holz, Hans Heinz 67
- Honegger, Andreas 314
- Honegger, Claudia 85, 126, 145, 257, **287**, 288–292, 314
- Horkheimer, Max 259, 293 f.
- Hostettler, Urs 122
- Hubacher, Helmut 15, 78, 129 f., 162, 168 f.
- Huggel, Hanni 201
- Hummler, Konrad 166
- Hunziker, Bruno 217
- Hunziker, Peter 123
- Hürlimann, Gisela 15, **87**
- I**
- Iambulos 324
- Imboden, Dieter 16 f.
- Imboden, Max 16 f., 66, 76
- Imseng, Dominik 226
- J**
- Jackson, Mahalia 151
- Jaeggi, Urs 37, 49, 54–57, 63, 66, 93, 228, 257
- Jaensch, Wilfrid 70 f., 297–299
- Janiak, Claude 209
- Jaspers, Karl 49
- Jegge, Jürg 236 f.
- Johansson, Björn 263
- Jöhr, Walter Adolf 114
- Joos, Heidi 177
- Joplin, Janis 242
- Joris, Elisabeth 12, 81, 85, **133**, 143, 190–192, 203
- Judd, Timothy 160
- Jurt, Joseph **310**, 311, 313
- K**
- Kaa, Vera 48
- Kallenberger, Werner **268**, 269 f.
- Kamm, Walter **140**, 141
- Kanaana, Sharif 216
- Kappeler, Detlef 299
- Keiser, Rut 165
- Keller, Fritz 58
- Keller, Stefan 122
- Keller, Verena 12, 210
- Kennedy, John F. 22, 30 f., 50, 60
- Kennedy, Robert F. 31 f.
- Kerouac, Jack 140, 244
- Khaled, Leila 45 f.
- Kiani, Sarah 203
- Kielholz, Heiner 78
- Kierkegaard, Soeren 304
- Kiesinger, Kurt Georg 32, 53
- Killias, Martin 269
- King, Martin Luther 31, 36, 119, 248, 331
- Kisch, Egon Erwin 205
- Klar, Christian 239
- Klarsfeld, Beate 32, 53
- Kleiner, Marianne 234
- Klingler, Muriel **210**, 231
- Klingler, Wolfgang 17 f., **210**, 231
- Koch, Ursula 124
- Koechlin, Florianne **182**, 183
- Koechlin, Heinrich 71
- Kohl, Helmut 158
- Kohli, Martin 123
- Kolle, Oswald 209
- Koller, Xavier 84
- Köppel, Roger 248
- Kouchner, Bernard 179
- Kraenzle, Karl 17, **20**, 21, 94, 111, 318
- Krahl, Hans-Jürgen 53, 211
- Kraushaar, Wolfgang 11
- Krebs, Marc 69
- Kreis, Georg 16, 19 f., 27, 67, 98, 146, 153 f., 256
- Kreisky, Bruno 57, 59, 63, 106
- Kretzen, Friederike 10
- Krneta, Guy 256
- Kronenberg, Heidi 14, **111**
- Kronenberg, Jost 14
- Kruker, Robert 112
- Küng, Magdalena **335**
- Kunzelmann, Dieter 300
- Künzli, Arnold 18, 20–22, 37, 39, 66, 71, 152 f., 259 f., 287, 297, 303–306
- Kunz, Stephan 79
- Kurras, Karl-Heinz 51
- Kurz, Gertrud 96
- L**
- Lacan, Jacques 291
- Landmann, Valentin 166
- Lang, Jo 13, **86**

- Leary, Timothy 33 f., 91, 226, 228
- Led Zeppelin 243
- Lefebvre, Henri 46, 287, 300 f.
- Leggewie, Claus 318
- Lenin, Wladimir Iljitsch 27, 59, 155
- Lennon, John 86, 241
- Lenz, Pedro 256
- Le Pen, Marine 248
- Leuenerberger, Moritz 244, 269
- Leuenerberger, Ueli 153
- Leutenegger, Filippo 144, 157, **158**, 159, 193, 261
- Levy, René **161**
- Lieberherr, Emilie 162
- Liebling, Friedrich 90
- Lienhard, Pepe 84
- Linder, Wolf 123
- Loan, Nguyen Ngoc 36
- Loepfe, Koni 48
- Löhrer, Gerd 73, 144, **260**, 261, 304
- Löhrer, Maja 260, **261**
- Loosli, Carl Albert 91
- Lübben, Heinz 70
- Lübke, Wilhelmine 51
- Lüchinger, René 261
- Luchsinger, Fred 257 f.
- Lukács, Georg 260, 301
- Lumesch, Barbara 87
- Lumumba, Patrice 30, 40, 61, 106
- M**
- Mader, Franca **327**
- Mäder, Marco 111, 264
- Mäder, Werner 220
- Madörin, Kurt 73
- Madörin, Mascha **146**, 151
- Maeder, Herbert 112
- Magnin, Chantale **292**, 293–295
- Mahler, Horst 54, 228
- Maillard, Pierre-Yves 124
- Maissen, Flurin 130
- Mall-Haefeli, Marianne 74
- Mandel, Ernest 173
- Manser, Bruno 165
- Mao, Tse-tung 40, 59, 188, 208, 237, 278, 317
- Marchi, Otto 256
- Marcuse, Herbert 11, 50, 54, 66, 112, 154, 242, 260, 271, 293, 297, 328
- Marquard, Jürg 11, 84, 107, 154, 157, **181**, 243, 245–247, 334
- Marthaler, Christoph 84
- Marti, Kurt 71, 91, 93, 199, 255
- Marx, Karl 27, 72, 153–155, 218, 244, 272, 287, 297, 301, 303, 305–307, 315, 324
- Marx, Ruth 156
- Mascarin, Ruth 13, 182, **186**, 188
- Mathis, Muda 210, 254
- Matter, Mani 91
- Matter, Max 68, 78
- Matthiesen, Ulf 291
- Meienberg, Niklaus 19, 112, 122, 128 f., 263 f.
- Meier, Dieter 84, 290
- Meier, Kurt 68
- Meier, Medard 261
- Meinhof, Ulrike 12, 211, 232
- Meinhold, Marianne 266
- Mélenchon, Jean-Luc 318
- Merkel, Angela 187
- Meulenbelt, Anja 203
- Meyer, Bruno 78, 148, **329**, 330, 334
- Meyer, Frank A. 22, 94, 261
- Meyer, Kurt 300
- Milani, Lorenzo di 231
- Miller, Alice 113
- Miller, Andreas 113, 115
- Miller, Henry 244
- Misteli, Miguel 100–102
- Mitscherlich, Alexander 52
- Mitterrand, François 46
- Mobutu Sese Seko 61
- Modena, Emilio 271
- Mohrs, Reinhard 300
- Monti, Sandro **125**
- Moret, Isabelle 191
- Morgenthaler, Fritz 270, 272 f.
- Morgenthaler, Jan 132
- Morgenthaler, Marco 273
- Moro, Aldo 161
- Morus, Thomas 324
- Moser, Heinz 237
- Moser, René 133
- Mugglin, Markus **109**, 110–112, 114
- Mühlemann, Ernst 243
- Mujica, José 174
- Müller-Bosshard, Trudy 79, 82, **242**, 243, 251, 333
- Müller, Bruno **189**
- Müller, Markus 78 f.
- Müller, Regina 203
- Müller, Susann **205**, 206
- Murer, Fredi M. 13, 251
- Muschg, Adolf 83, 115, 191
- Muschg, Walter 21, 70
- Myrdal, Gunnar 110
- N**
- Nabholz, Lili 162
- Nachtwey, Oliver 326
- Naegeli, Eduard 116 f.
- Näf, Robert 263
- Naine, Charles 199
- Negt, Oskar 50
- Neugebauer, Joël 337
- Niederhauser, Rolf 100, **102**, 103
- Nigg, Heinz 13, **80**, 83
- Niggli, Claire 68, **70**, 297
- Niggli, Peter 13
- Niklaus, Stefan **134**, 135
- Nixon, Richard 32 f., 36
- Nobel, Peter 269
- O**
- Obermaier, Uschi 32
- Oehler, Edgar 263
- Oevermann, Ulrich 290
- Ohnesorg, Benno 30, 51
- Onken, Thomas 121, 123
- Owen, Robert 307, 324
- P**
- Paisley, Ian 298
- Papadopoulos, Georgios 30
- Papst, Manfred 224
- Papst Paul VI 32
- Parin-Matthèy, Goldy 270, 272 f.
- Parin, Paul 270–273
- Passarge, Jürg 130
- Pestalozzi, Hans A. 220
- Pestalozzi, Heinrich 88, 237
- Pettavel, Paul 78
- Pfäfflin, Georg 12
- Pfirter, Esther 297
- Pfister, Annemarie **204**, 337

Pfister, Gerhard 164
Piaget, Jean 196
Pichard, Alain 317
Piketty, Thomas 265
Pinkus, Amalie 89, 126, 130,
299
Pinkus, Helen 126
Pinkus, Theo 89, 120, 126 f.,
130, 213, 299
Platon 324
Plattner, Samuel 181
Platz, Christian 69
Pol Pot 153, 174
Preiswerk, Roy 62
Probst, Margrit 92
Proll, Thorwald 53

R

Ragaz, Leonhard 78, 151
Rambert, Bernard 131
Rasser, Alfred 21, 68, 79 f., 88,
90 f.
Ratti, Anna **129**, 130, 236
Recher, Marianne **65**
Redolfi, Silke 128
Reinau, Renato **283**, 284 f.
Reiser, Hannes 221
Renschler, Regula 21, 40, 59–
63, 98, 145, 150, 153, 199
Reza Pahlewi, Mohammad
(Schah von Persien) 30, 43,
51, 66, 105, 227
Richard, Christine 316
Rich, Arthur 266
Richter, Horst-Eberhard 165
Riedhammer, Helga 138 f., **140**
Ringger, Beat **275**, 276 f.
Ringier, Michael 181, 263
Rist, Pipilotti 254
Robert, Leni 288
Rochet, Waldeck Émile 46
Röhl, Klaus Rainer 12, 50
Rolling Stones 58, 66, 80–82,
185
Rothacher, Christian 78
Roth, Martha 73, 146
Rothschild, Berthold 13
Ruckstuhl, Adrian **137**, 138–
140
Ruckstuhl, Jelscha 139
Ruckstuhl, Joëlle 139
Rudolf, Peter 189

Rueb, Franz 12, 80, **88**, 89 f.,
147, 213, 287
Rüegg, Walter 93
Rüesch, Adrian 166
Rufino dos Santos, Ariane 20,
145, **249**, 250, 261
Ruge, Sigrid 53
Ruh, Hans 199
Rychner, Marianne 292

S

Saavedra, Elis 334, **335**
Saint-Simon, Henri de 307, 325
Samir (Samir Jamal Aldin) 48
Sanders, Bernie 116
Sanders, Heike 53, 211
Saner, Hans 93, 215
Sartre, Jean-Paul 11, 55, 106
Schaad, Isolde 118, **125**, 126,
146
Schäfer, Martin 241 f.
Schaff, Adam 305
Schaller, Veronika 209
Schär, Bernhard C. 12, 91
Schär, Markus 118, **121**, 122–
124, 157
Scheiben, Oskar 122
Schelbert, Joe **57**, 58 f.
Scherr, Niggi 46–49
Schily, Otto 53, 228
Schindel, Robert 58
Schlöpfer, Lisa **233**, 234, 240
Schmassmann, Hector **300**,
301–303, 337
Schmid, Regula 15
Schmitter, Leena 203
Schneider, Beat 190
Schneider, Doris 190
Schneider, Ernst 49
Schneider, Hansjörg 47
Schocher, Christian 130
Scholer, Peter **77**, 217
Schopenhauer, Arthur 288
Schröder, Gerhard 228
Schuldheß, Jörg 68
Schulz, Eberhard 235
Schulz, Kristina 203
Schuster, Meinhard 272 f.
Schwander, Marcel 95
Schwander, Martin 93 f.
Schwarzenbach, James 18, 68,
107 f., 172, 280
Schwarz, Gerhard 263
Schwenicke, Christoph 314
Schwerter, Hans 49
Seeger, Pete 244
Seghers, Anna 205
Seifert, Kurt **151**, 152, 238 f.
Seiler, Alexander J. 252
Seiler, Roman 122
Semadeni, Silva 13
Sentic, Raul 174
Senghor, Léopold Sédar 53
Senn, Walter **45**
Sigerist, Peter («Pierre») 151,
172, 173–176
Signer, Ginevra **95**, 96 f., 314
Sihanouk, Norodom (Prinz) 41
Šik, Ota 114, 201
Simmen, Andreas 221, 337
Skenderovic, Damir 13 f.
Smith, Tommie 32, 41, 63
Söhnlein, Horst 53
Sölle, Dorothee 297, 299
Sommaruga, Simonetta 187
Somm, Markus 157, **187**, 188 f.,
193
Sorg, Eugen 157, 188, 227 f.,
236, 263
Späti, Christina 13 f.
Spühler, Willy 198
Stalin, Josef 29
Stamm, Hans 297
Stämpfli, Ruth Barbara **135**,
136 f., 210
Stanek, Milan 273, 315
Staub-Bernasconi, Silvia **35**,
36, 127, 148, 150, 265–267
Stauffer, Doris 126
Stebler, Edith 74
Stebler, Irene 74
Stebler, Joe 74
Stebler, Louise 73, **74**, 75
Stefan, Verena 203
Steiner, Rudolf 37, 66, 71, 257
Steinlin, Uli W. 16
Stein, Peter 299
Sterchi, Beat 256
Stickelberger, Jacob 91
Stingelin, Sina 332
Stocker, Walter 34, 35, 147, **177**,
178 f.
Stohler, Ruedi 184
Strahm, Rudolf 62, 199 f.
Strauss, Botho 244

Strehle, Res 112, 115, 151,
262–264, 321
Sulzer, Piero 86
Süssmuth, Rita 318
Suter, Hugo 78
Suter, Lotta 321
Sutherland Neill,
Alexander 12, 231
Szeemann, Harald 91

T

Tamez, Elsa 297
Tanner, Alain 251–253
Tanner, Jakob 17, 314
Tauchnitz, Evelyn 42
Teuber, Cornelia 42, **148**, 149 f.
Thévenaz, Michel 105
Thür, Hanspeter 145
Tillich, Paul 151
Tinguely, Jean 91
Tino (Frozen Angel) 298
Trotzki, Leo 71, 317
Trübner, Peter **228**, 229 f.
Truman, Harry S. 29
Trump, Donald 248, 326
Tschannen, Anna 335
Tschannen, Fritz 335
Tschannen, Paul 111
Tschäppät, Reynold 91
Tschudi, Hans-Peter 18, 45, 70

U

Udris, Ivars 11
Urech, Uri 254
Uster, Hanspeter **86**, 87

V

Vaneigem, Raoul 301
Vescoli, Toni 66, 69
Vetter, Elsbeth **185**, 186
Vieli, Hans Peter 85, **222**, 223
Villard, Arthur 22, 92, 94 f., 97,
144, 256
Vischer, Claudia 186
Vischer, Daniel 78, 184, 188
Vischer, Lukas 197
Vischer, Oliver 337
Vogel, Paul Ignaz **21**, 22 f., 73,
91, 256
Vogelsang, Heiner 254
Vogel, Steffen 326
Vollenweider, Andreas 84, 122
Vollmer, Peter 92 f., 144
von Moos, Ludwig 21 f.
von Roten, Iris 16, 203
Vonwyl, Freddy G. 107
Vosseler, Martin 157, **164**, 165 f.
Voutat, Bernard 98

W

Wackernagel, Oliver 170
Wagenbach, Klaus 112
Wagenknecht, Sahra 318
Wahlen, Friedrich Traugott 18
Waldvogel, Ruth **154**
Wallimann, Isidor 221
Wallraff, Günter 50
Walser, Martin 255
Walter, Otto F. 100, 112, 256,
264
Walter, Ursula 200 f.
Waser, Monika 70, **204**, 205,
213, 337

Waser, Otto 69 f., 205
Weber, Georg 14, 91
Weber, Werni **281**, 282
Wegelin, Jürg 105
Wegmüller, Walter 68, **224**,
225 f.
Weibel, Benedikt 14, 263, 314
Weil, Anjuska 43
Weil, Jochi 43, **116**, 117, 150
Weishaupt, Peter 213
Weiss, Florence 252, **271**, 272 f.,
315
Weiss, Frank 252
Weiss, Peter 10, 172
Wesel, Uwe 317
Westmoreland, William 67,
91 f., 120
Widmer, Dorothee **169**, 171 f.
Wirth, Hans-Jürgen 158
Witschi, Fritz 41, 187, **280**, 334
Wollenberger, Werner 126
Woodtli, Moana 133
Wyniger, Willy 37, 66, 257

Y

Young, Withney 35

Z

Zeller, Dieter 73
Zeller, Doris **183**, 184 f.
Zeller, Sylvie **184**
Zemp, Aiha 13
Ziegler, Jean 93, **105**, 106 f.,
109, 144, 147, 200, 287, 320,
333
Zimmermann, Angela 12, 81
Zwick, Sus 210, **253**, 254
Zwingli, Huldrych 90, 155



Ueli Mäder, geboren 1951, ist emeritierter Professor für Soziologie der Universität Basel und der Hochschule für Soziale Arbeit. Er nahm 1968 aktiv am politischen Aufbruch teil. Zuletzt erschienen von ihm im Rotpunktverlag *macht.ch. Geld und Macht in der Schweiz* (2015) sowie *Raum und Macht. Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit. Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt* (2014).